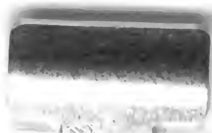


Der Ursprung der afrikanischen Kulturen

Leo Frobenius


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
1868



DER

URSPRUNG DER KULTUR

VON

L. FROBENIUS

ERSTER BAND

„Denn im Kulturbesitz, wenn irgendwo, mufs zu lesen sein, aus welchen Elementen und auf welchen Wegen die heutige Menschheit geworden, was sie ist."

Fr. Ratzel

BERLIN
VERLAG VON GEBRÜDER BORNTRAEGER
1898

DER URSPRUNG

DER

AFRIKANISCHEN KULTUREN

VON

L. FROBENIUS

Mit 26 Karten von Afrika nach Entwürfen des Verfassers,
9 Tafeln in Lichtdruck, Buntlichtdruck, Autotypie etc. sowie ca. 240 Textillustrationen
von L. Hugelshofer, Arthur Thiele, H. Frobenius, Conrad Schultz,
dem Verfasser und Anderen

BERLIN
VERLAG VON GEBRÜDER BORNTRAEGER
1898

HERRN GEH. REGIERUNGSRAT

DR. FREIHERRN FERDINAND VON RICHTHOFEN

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT IN BERLIN

IN TIEFER VEREHRUNG ZUGEEIGNET

VOM VERFASSER.

Programm.

Angenommen, es sei überhaupt berechtigt, das Wort „Weltgeschichte“ auf die Geschichte der Menschheit anzuwenden — in welchem Falle man eine Geschichte der Wirkung der grofsen Menschheitskonglomerate, der Rassen und Völker auf die Entwicklung der Erde und aller Erdbewohner, sowie die Einwirkung dieser auf das Geschick der Menschen darunter verstehen mufs —, angenommen also, das sei berechtigt, nun, was wissen wir von dieser Weltgeschichte?

Diese Frage erscheint in gewissem Grade entschieden thöricht. Denn es ist wahr und lässt sich absolut nicht bestreiten, es giebt „Weltgeschichten“ von aufserordentlichem Umfange und ein jeder Primaner weifs eine Unmenge von Ereignissen und noch viel mehr Jahreszahlen anzugeben, die teilweise weit hinter Christi Geburt reichen, weiter rückwärts sogar, als wir vorwärts zählen, ferner giebt es manchen Papyrus, der lange Reihen von ägyptischen Königen bietet und ähnliches mehr. Und doch wissen wir von der Weltgeschichte — fast nichts!

Was wir so prätentiös, wie wir eingebildeten Europäer nun einmal sind, Weltgeschichte nennen, hat nur für uns selbst und die Bewohner der kleinen asiatischen Halbinsel und wenig andere eine grofse Bedeutung, weil es die Weltgeschichte unseres eigenen Werdens ist und für andere überhaupt eine solche, weil wir derzeiten die Tyrannen der Erde sind, die sich die anderen Völker und Rassen unterwerfen und unterthan machen und es somit scheint, als wenn die Entwicklung der Kultur der Zukunft auf keinem anderen als unserem Boden und uns als Vorfahren fufsen könne.

Demnach ist das, was wir Weltgeschichte nennen, nur ein Abschnitt derselben, von welcher Art es vor uns noch sehr viele gegeben haben mufs — wenn wir die eigentliche Weltgeschichte nämlich mit einem Bambushalme und die unsere mit dem obersten jüngsten Internodium oder Gliede vergleichen wollen, was wie jeder Vergleich nur eine einseitige Berechtigung

hat. Was unterhalb unseres Internodiums ist — „ist", denn die ganze Weltgeschichte ist in ihren Folgen heute noch aktiv —, wissen wir nicht, wenigstens können wir das, was wir ahnen, kaum als Wissen bezeichnen. Denn wo fängt denn unsere Geschichte an? Sehen wir nach Osten, da ist die arische, die indogermanische, die indische Frage — alles ungelöste Probleme. Sehen wir nach dem Süden, da ist die ägyptische, im Osten dann die babylonische Frage. Und je weiter wir dann wandern, immer nur Fragen, die chinesische, die japanische, die malajische — das Aufzählen hat aber keinen Zweck, man braucht in diesen Gegenden nur die Völkernamen zu wählen und ist berechtigt, das Wort Frage dahinter zu setzen. — So, das ist unsere „Weltgeschichte"!

Es wird die höchste Zeit, dafs wir uns das klar machen und zwar nicht nur uns, den Gelehrten, sondern auch dem grofsen Kreise der Gebildeten. Denn bis jetzt wird auf den Schulen nur gelehrt, was wir wissen und wenige ahnen nur, dafs das Gebiet dieses Nichtwissens eine ganz gewaltige Lücke im Kulturbesitze unserer Zeit ist. Die Naturvölker setzen an die Stelle dieses Loches eine Mythe (Genesis Kap. 1 etc.), wir aber das Schweigen.

Es wird höchste Zeit, dafs diese Fragen ernster genommen werden, sage ich. Mit unserer Eisenfaust zerschmettern wir alle anderen Völker, wir säen unsere Kolonieen auf den Leichen verwesender Rassen und Kulturen, brennen die Heimstätte fremder Entwicklung nieder, um auf den rauchenden Scheiterhaufen unsere Paläste zu bauen und schon ist der europäische Stahl gezückt, um Ostasiens Gröfse hinzumorden.

Der Brand der Bibliothek in Alexandrien beraubte die Menschheitsgeschichte um wichtige Zusätze im Laufe weniger Stunden. Das europäische Feuermeer, das sich über die Erde hinzieht, kann in wenigen Decennien den gröfsten Teil der lebendigen und toten „Weltgeschichte" vernichtet haben, mit jedes Völkleins Eigenart geht ein Dokument für immer verloren. Und nur, wer jemals an der Bahre eines teuren, frühzeitig vom gewaltsamen Schicksalsschlage hinweggerafften Menschenlebens stand, wer im grausamen Schmerz vergeblich nach dem „Warum" eines solchen Verlustes gerungen und mit Schaudern zu spät den Wert des nun ewig entschwundenen Besitzes erkannt hat —, nur der kann eine Ahnung von dem grimmen und gerechten Zorn unserer Enkel haben, die es uns nie vergessen werden und können, dafs wir die köstlichen Dokumente so schlecht zu schätzen und zu erhalten wufsten.

Denn jene einfachen, fremdartigen Kulturformen stellen Dokumente der Weltgeschichte dar! Was Geschichtsforscher vergeblich in alten Hieroglyphen und Inschriften gesucht haben, wissen sie zu berichten und ihre Gesamtheit ist die in wunderliche Bildersprache gehüllte Erzählung vom Ursprunge der menschlichen Kultur. Ich brauche das hier nicht weiter auszuführen, denn ich glaube es in diesem Buche beweisen zu können. Der Grund, der mich zur Betonung dieser Thatsache führt, ist ein anderer. Ich will hier in aller Kürze erörtern, wie man diese Dokumente entziffern kann.

Reisen, Sammeln und in den Schränken Aufhäufen bedeutet in meinem Sinne noch lange kein Erretten dieser Dokumente der Weltgeschichte (vergl. S. 301 u. 302). Die Fetzen und der Plunder, die die ethnographischen Sammlungen zum Teil ausmachen, sind an sich ziemlich wertlos. Ihr Wert liegt eben darin, dafs es Belegstücke lebensvoller Entwicklungsgeschichte sind. Sie sind nichts als äufsere Merkmale, tote Massen, denen es eben gilt den lebendige Odem einzublasen.

Deshalb kann ich mich nicht begnügen mit Aufforderungen zum emsigeren Einheimsen dieser Schätze, vor denen die Laienwelt und auch ein Teil der Ethnologen nur deswegen bewundernd staunt, weil eine stumme Ahnung ihnen sagt, dafs hier etwas Grofses vorliege, und weil kompetente Männer behauptet haben, dafs das sehr gewichtiger Kram sei.

Nicht als ob es an Mitarbeitern in diesen Dingen vollkommen mangelte. O, um alles nicht! Es wird ganz aufserordentlich viel gemessen, beschrieben, kombiniert, kritisiert und sogar mikroskopiert. Aber alles das repräsentiert mehr ein Verfallen in jenen Lieblingsfehler des deutschen Gelehrten, nämlich ein Versinken in fruchtlose Tüfteleien als den zielbewufsten, schöpferischen Aufschwung. Zusammenhanglos, unverstanden und einsam irren die wenigen gröfseren Arbeiten und Resultate umher. Das Zeugnis hierfür ist die Thatsache, dafs hier und da auf dem Beete der peinlichsten Filigranarbeiten die Phantasie in üppigster Farbenpracht ihre Blüten treibt, dafs zuweilen das, was dem Brutkasten des überhitzten Gelehrtenkopfes und das, was dem Frühlingsanger eines unbeirrten Laienverstandes entspringt, mit gleichem Mafsstabe als gültige Münze gemessen wird, dafs vor allen Dingen aber Wissenschaft und Staat schweigen, wenn einer ihrer Diener höchst unbefangen die Narrenkappe aufsetzt und sie als Doktorhut ausgiebt.

Ich will hier übrigens absolut nicht polemisieren. Denn aus und mit Polemik schafft man keine Wissenschaft. Und wenn eine Lanze zu brechen

ist, wird sich auch aufserhalb dieses Werkes ein Tummelplatz finden. Es handelt sich vor allen Dingen darum, eine Klärung der Verhältnisse herbeizuführen und das wird, da die Mehrzahl der Kollegen vom edelsten Willen und Streben geleitet ist, nicht allzuschwer fallen, wenn nur erst der Haken gefunden ist, der die Entwicklung unserer Wissenschaft hemmt, und das Tau, an dem der Kahn aus dem Morast gezogen werden kann. An Leuten, die „trecken“ helfen, wird's dann schon nicht mangeln. Aber das Erlösungsmittel zu finden, das ist eben das Schwere. Wir wollen uns vor allem über die derzeitige Lage und das heutige Entwicklungsstadium der Völkerkunde klar werden.

Ich behaupte, jede Kultur entwickle sich wie die lebendigen Organismen (Kap. 1), erlebe also eine Geburt, ein Kinder-, ein Mannes-, ein Greisenalter und endlich ein Hinscheiden. Und so geht es jedem Teile der Kultur, jeder Idee und also auch jeder Wissenschaft. In welchem Stadium befindet sich nun aber die Völkerkunde?

Die ethnologische Windelkindschaft liegt hinter uns. Man kann sagen, Bastian habe der deutschen Völkerkunde die Ammendienste erwiesen. Ihre Bubenstreiche und Rüpeljahre hat sie auch schon beinahe vergessen und heute ist sie zum Jünglingsalter herangereift. Sie hat ganz das Aussehen eines solchen, tritt etwas burschikos auf und ist oft launenhaft und mifsvergnügt, ein recht gutes Zeichen, dafs ihr die rechte Thätigkeit, nennen wir es den Beruf, fehlt. Unter den Mitmenschen wird wohl jeder einige Beispiele dieses Stadiums kennen, Jünglinge, die die Kraft in sich spüren, etwas Ordentliches leisten zu können, die das Anrecht, das diese Zukunftsleistung gewährt, vorherzunehmen geneigt sind und demnach einen wenig sympathischen Eindruck machen. Solchen jungen Menschen hilft man, indem man sie in die Zwangsjacke des Berufes steckt.

Dafs die Völkerkunde sich in der gleichen Lage befindet, dafür sehe ich überall und täglich Beweise. Hier wird als Zeugnis lokaler Entwicklung und selbständig errungener Entwicklungstufe hingestellt, was anderen Ortes als Verwandtschaftsbeweis zweier Völker angeführt wird. Es stehen sich daher die beiden Lehren vom Allgemeingut der Menschheit und von der Übernahme aus einer Quelle unvermittelt gegenüber. „Die West-Afrikaner und die Papua Neuguineas haben die gleichen Trommeln ererbt“, sagt einer. „Nein“, entgegnet ein anderer und wird rot vor Zorn, „sie haben sie beide entdeckt“. Und schon hebt ein bitteres Streiten an. Wie kommt das?

Nun, die Völkerkunde befindet sich eben im Stadium jener berufseifrigen, aber eigentlich berufslosen Jünglinge. Nur nennt man das bei einer Wissenschaft nicht Beruf, sondern Methode, die eine Abgrenzung der Thätigkeit bedeutet. Es ist für die Völkerkunde die Methode, durch die der Beweis der Verwandtschaft Gesetzeskraft erhält. Und ehe diese nicht klargestellt, also eine bestimmte Methode gefunden ist, die als allgemein anerkannte Richterin alle Kämpfe leitet und über alle Streitfragen nach feststehenden Gesetzen ihr unantastbares Urteil fällt, eher wird das Schwanken nicht ein Ende nehmen und der Parteihafs einer förderlichen Einheitlichkeit im Zusammenarbeiten Platz geben.

Geben wir daher der Völkerkunde die Methode, den Beruf, und sie wird im stande sein, als ganze Wissenschaft ihn auszufüllen.

Nun gilt's! Was für eine Methode? Wie findet man diese ideale Methode?

Was für den Staat die Verfassung, ist für die Wissenschaft die Methode. Denn wie man sagen kann, die Verfassung sei die ganz selbstverständliche Folge einer Volksentwicklung, dafs sie sich also nicht auf die Dauer und mit Erfolg oktroyieren lasse, wenn man ihre Entwicklung auch beschleunigen könne —, so ist auch die Methode einer Wissenschaft keine erzwungene Herrin, sondern die Seele derselben, die alle ihre Funktionen, alle Schöpfungen und Materien verbindet und eben zur Wissenschaft macht.

Eine Methode der Wissenschaft geben, heifst daher nichts anderes, als deren Stoff verstehen und durchdringen lernen.

Nun liegt das Wesentliche des Stoffes der Völkerkunde in der organischen Natur derselben. Die Kulturen leben, gebären und sterben, es sind Lebewesen, wie ich oben schon sagte. Eine Kultur ist ein grofser Körper und aller Kulturbesitz, sei es geistiger (Familien-, Staatsorganisation, Weltanschauungs-Kultur etc.) oder materieller (Werkzeug, Waffen, Häuser, Musikinstrumente etc. etc.) sind Teile desselben. Wie die Germanin, mit dem Germanen gepaart, keinem Negerlein das Leben geben kann, wie man die Nase des Vaters in der Nase des Kindes, das „ihm wie aus den Augen geschnitten“ oder „ganz die Mutter“ ist, wiedererkennt, so vererben sich dieselben Waffen, Werkzeuge, Hütten etc. Und die ganze Methode beruht darin, dafs man die Entwicklungs- und Vererbungsform der Kultur feststellt, wohlgemerkt, nicht eines einzelnen Teiles oder eines Stückes, sondern jenen Typus, der das Wesen aller Teile bedingt. Es gilt möglichst genau den äufseren (morphologischen), inneren (anatomischen) Bau und die Lebens-

formen (physiologischen Bau) festzustellen und daraus spricht dann die Antwort auf die Frage nach Verwandtschaft.

Diese Methode und Auffassung lehrt uns also die gesetzesmäfsige und rechtskräftige Entwicklung der Kulturen verstehen, die keinerlei Zwang oder Willkürlichkeit ausgesetzt ist. Das ist das Fundament, auf dem man die Wissenschaft aufbauen kann und das — wenn es auch viele geahnt haben mögen, keiner ausgesprochen hat und auf dem mehrere eben leider nur Specialstudien aufgebaut haben, die nicht Ausschlag geben, — doch der allgemeinen Tendenz gefehlt hat. Ja: gefehlt hat; ich sehe reichen Widerspruch und ich meine ihn zu kennen. Seiner Zeit schrieb ich einen kleinen Artikel über die stilgerechte Phantasie, in dem ich darauf hinwies, dafs man sich von dem Begriff des Zufälligen und Willkürlichen, nicht nur dem Namen nach, sondern auch im innersten Wesen trennen müsse. Es war eine Notwendigkeit, das ethnographische Gewissen auf diese Thatsache aufmerksam zu machen, ehe ich dieses vorliegende Werk selbst der Öffentlichkeit übergeben konnte. Die Wirkung dieser kleinen harmlosen Abhandlung war eine merkwürdige. Sie erregte auf mehreren Seiten den höchsten Grimm. Man warf mir vor, ich lehre alte Weisheit.

Wenn ich dieses und anderes hier erwähne oder früher erwähnte, so geschieht das nicht, um mir die Priorität einer Erkenntnis zu sichern, an der gar nichts gelegen ist, denn in der Wissenschaft kommt es nicht auf die Person, sondern lediglich auf die Sache an. Vielmehr will ich vor einem Selbstbetruge warnen. Und ein Selbstbetrug ist es, wenn die Wissenschaft immer wieder Sätze und Stichworte als Parole ausgiebt, die nur hohle Schallworte sind, deren Sinn ihr aber fremd bleibt. Ich erinnere vor allem an die oft genannte „naturwissenschaftliche Behandlung der Völkerkunde“. Ich habe sehr oft davon gehört, aber sehr selten etwas davon gesehen. Doch das nur nebenbei.

Also, man warf mir vor, ich lehre alte Weisheit als neue. Nun bitte ich um alles in der Welt! wenn das wirklich eine allgemein anerkannte und auch angewandte — was übrigens nicht der Fall ist und darauf kommt es an — Wahrheit ist, weshalb hat man denn den Satz der Gesetzmäfsigkeit der Entwicklung, der eine ganz naturgemäfse Folge der Behauptung des Fehlens der Willkürlichkeit ist, nicht ebenso allgemein angewandt, um mit seiner Hilfe, was so leicht ist, die Schranke zwischen den Formen der Verwandtschaft und denen der Lokalschöpfung zu errichten? Weshalb quälte sich denn die Völkerkunde bis dato mit der Frage: „Über-

tragung oder lokale Entwicklung?" Weshalb treibt unsere Völkerkunde denn noch immer Sprossen, die man in einer ausgereiften und ausgebauten Wissenschaft als Unkraut und Schmarotzer vernichten würde? Ich darf wohl darüber mitsprechen, denn ich selbst habe im ernsten Ringen nach Erkenntnis auch meine Sündenböcke geschossen.

Und was nützt uns eine Ahnung oder Anerkennung oder meinetwegen auch Betonung einer Wahrheit, wenn sie nicht geübt wird? Das ist gleichbedeutend mit einer Gesetzesgebung, der keine polizeiliche und richterliche Gewalt zur Seite steht. Ich bin aber gern bereit, zuzugeben, dafs nicht nur mein Satz von der Gesetzmäfsigkeit der Entwicklung, sondern auch der von der organischen Kultur geahnt, gelehrt und auch wohl einmal angewendet ist. Aber, und da liegt ja gerade der Hase im Pfeffer, beide Sätze sind nicht durchgeführt, haben nicht, wie ich es oben nannte, Gesetzeskraft angenommen.

Es ist mir im übrigen eine grofse Genugthuung, dafs seiner Zeit der Hauptsatz der stilgerechten Phantasie so strikte als längst allgemein anerkannt hingestellt worden ist, denn alle Anhänger dieser Idee werden ohne weiteres und selbstverständlich auch den Konsequenzen zustimmen, der Gesetzmäfsigkeit in der Entwicklung, der Beschränkung der Begriffe: „Erfindung und Entdeckung" und (vor allem) der „individuellen Schöpfungskraft". Das ist aber der Boden, auf dem ich meine Kulturlehre aufbaue. Wenn das Individuum als schöpferischer Genius wegfällt, so kommt auch das Volk als solches nicht in Betracht. Der ganze Procefs der Kulturentwicklung erscheint in seiner wahren Unabhängigkeit vom Menschen und das Volk als sein Träger. Die Kultur wächst allein, ohne Mensch, ohne Volk. Und daher eben: Die Kultur ist ein Lebewesen.

Nun hat aber die Kultur keine Beine. Sie macht sich's bequem und läfst sich vom Menschen tragen. Wo sie erscheint, mufs der Mensch sie hingetragen haben. Daher sind Wanderungen der Menschen und Kulturen identisch. Da nun der Mensch nur sehr schwache Merkmale seiner Entwicklung am Körper trägt, denn Generation löst Generation ab, die Kultur aber immer im wesentlichen die Gleiche bleibt, und wenn auch den Wirkungen des jeweiligen Wohnortes ausgesetzt, sie doch viel langsamer sich umbildet als der Mensch, so bieten die Kulturformen die Dokumente, in denen wir die Geschichte der Menschheit, die Weltgeschichte, studieren können.

Wir sind wieder am Ausgangspunkte angelangt. Ich glaube, mein Programm klar genug dargelegt zu haben. Das Ziel, auf das ich lossteure,

ist der Ursprung der Kulturformen und das heifst nach der letzten Darlegung, der Ursprung der Völker.

Das scheint mir auch für weitere Kreise interessant genug, zumal wir als kolonisierende Macht gelernt haben, unser Interesse auch aufserhalb Europas liegenden Vorgängen und Verhältnissen zuzuwenden, und weil des ferneren in diesem Werke viel von den Völkern und der Kultur in unseren deutschen Kolonieen, zum Beispiel der Kulturen-Verwandtschaft der Völker Kameruns und derer Neuguineas, die Rede ist. Ich habe mich deshalb leicht fafslich und populär ausgedrückt, und das Werk so angelegt, dafs der interessante erste und dritte Teil allein verständlich sind, wenn der Leser sich nur die Mühe geben will, im zweiten anatomischen Teile hier und da nachzuschlagen. Die Morphologie ist sehr kurz, vielleicht erscheint sie im Verhältnis zum Ganzen zu kurz. Es ist aber nicht der Zweck dieses Werkes, eine genaue Beschreibung, wie sie jede Völkerkunde, zumal der knappe und doch genaue Katechismus der Völkerkunde von Schurtz bieten, zu geben. Besondere Sorgfalt habe ich auf das Namens- und Sachregister gelegt, welches dieses Buch zu einem Nachschlagewerk für den alltäglichen Bedarf an Wissen der afrikanischen Völkerkunde gestalten mag.

Und nun zum Schlufs!

Ich wage es, meine Beweise für eine im grofsen Mafsstabe neue Methode in die Völkerkunde einzuführen mit einer Thatsache, welche die Weltgeschichte mit der Kenntnis einer die halbe Erdkugel umspannenden Kulturepoche — denn das bedeutet das Vorhandensein malajonigritischer Kultur in Westafrika — bereichert, in dem Bewufstsein, in ernster rücksichtsloser Thätigkeit allen Anforderungen, die an die Arbeitskraft eines einzelnen Gelehrten gestellt werden können, genügt zu haben.

Man hört so oft klagen über die Opfer für die Wissenschaft. Ich habe das nie begriffen. Was bedeuten alle Entbehrung und Entsagung, wenn sie auch noch so herb sein mögen, gegenüber dem grofsen Glücke, schaffend und schöpferisch bei der Gründung einer Wissenschaft teilnehmen zu können. Ich habe die bitteren Stunden und herben Übel nie so stark empfunden, wie die Freude über die Erfolge, das stolze Gefühl des selbstständigen Schöpfers. Und ich habe den herzlichen Wunsch, dafs etwas von jener Spannkraft, die Müdigkeit und alle sonst vielleicht verzeihlichen und berechtigten Wünsche vergessen läfst, aus diesen Blättern dem Leser bemerkbar werden und in ihn übergehen möge.

Und ich habe auch sonst das Recht, zufrieden und dankbar zu sein, einmal dafs ich einen kühnen und hochsinnigen Verleger in Herrn Dr. Thost, dem Chef der Firma Gebrüder Borntraeger, gefunden habe, der das Werk übernommen und den vorliegenden ersten Band mit allem nur denkbaren und von mir erwünschten Komfort ausgestattet hat, in meinem Vater einen liebenswürdigen Mitarbeiter (vergl. Kap. 7, Teil I und Karte No. XXI) und bei meinen Kollegen an den verschiedenen Museen des In- und Auslandes Teilnahme und Förderung.

Es ist mir auch ein Bedürfnis, an dieser Stelle für die Beweise des regen Interesses nach dem Erscheinen der Publikationen bei Petermann und in der Zeitschrift für Erdkunde — der ich auch das Kartenblatt 4 entnehmen durfte — meinen Dank auszusprechen. Sie werden mir ein Ansporn sein, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzugehen.

Ich schliefse mit einem Gesuche. Zumal im Gebiete des Kongostaates ist nunmehr die malajonigritische Kultur nachgewiesen. Damit wird eine Untersuchung der Völker dieses Gebietes eine um so wichtigere und interessantere Sache. Mögen darum diese Blätter dazu beitragen, jenen arg vernachlässigten Stämmen ein eingehenderes Studium am Orte zu teil werden zu lassen, als sie bis jetzt erfahren haben. In gewaltigem Aufblühen wächst das Riesenwerk des Kongostaates empor. So ging schon Westafrika dem Studium verloren. Daher ist Eile geboten. Es wird nicht lange dauern, so sind auch hier nur noch Bruchstücke zu retten, Fragmente der malajonigritischen Kultur in Afrika.

Gohlis bei Leipzig, 16. Juli 1898.

L. Frobenius.

Inhalts-Übersicht.

III. Physiologische Untersuchung des afrikanischen Kulturbesitzes.

Anhang.

Tabellarische Übersichten.

Die Kartenbeilagen (vergl. auch S. 341.)

Die Tafeln.

Verzeichnis der Text-Illustrationen.

I.

Einführung in die Kulturlehre.

---

1. Die Kulturlehre.

Es erscheint fraglich, ob man den Charakter des derzeitigen menschlichen Forschens vorzüglich historisch oder ausgezeichnet naturwissenschaftlich nennen soll. Angenommen das Wort „historisch“ sei bezeichnender, so ist doch immerhin zu bedenken, dass die geschichtliche Auffassung unserer Zeit bedeutend abweicht von der anderer Epochen des Nachsinnens und Betrachtens. Entwicklungsgeschichte statt Geschichte wäre vielerorts richtiger und wesentlicher ausgedrückt. Denn wir beachten weniger die Glieder der Ketten als die Übergänge und Verbindungen derselben und das ebenso in der Geschichte der Menschheit wie in der Geschichte des organischen und anorganischen Daseins und Daseienden.

Ein Wissenschaftszweig nach dem anderen hat sich zu solcher Anschauungsweise aufgeschwungen oder gewendet. Altausgebaute und innerlich gefestigte haben zunächst diese neuen Bahnen betreten, jüngere sind ihnen gefolgt. Demgemäfs sind wir es schon gewohnt, das gesamte All als ein gewaltiges Gemälde des Werdens und Gewordenseins aufzufassen. Wo noch Lücken klaffen, schimmern wenigstens die Hoffnung und Verheifsung, auch hier den Schleier über kurz oder lang gelüftet zu sehen.

Es ist eine naturgemäfse Folge solcher Betrachtungsweise, dafs sich die Fragen nach der Verwandtschaft der Menschen, der Völker und Rassen immer wieder hervordrängen, dafs sich verschiedene Wissenschaftszweige ausgebildet haben, die diesen Problemen gewidmet sind. Da sind vor allem die Lehre von der Sprache und die Lehre vom Körperbau, Linguistik und Anthropologie, zu erwähnen. Man kann wohl sagen, dafs erstere in Bezug auf psychologische Eigenschaften und Thatsachen mehr gezeitigt habe als in den Verwandtschaftsfragen, in denen ihre Ergebnisse den Rahmen des Nächstliegenden kaum überschritten haben. Die Anthropologie hat in dem derzeitigen Alter auch noch nichts für die grofsen Probleme Bedeutsames erreicht. Ich sage einerseits: „noch“, denn diese Wissenschaft ist noch jung. Andererseits sind in den letzten Zeiten Thatsachen hervorgetreten, welche die Aussicht für die Zukunft nicht als besonders hoffnungsvoll erscheinen lassen.

Da sich so die grofsen Hoffnungen nach dieser Seite zunächst als unberechtigt erwiesen haben, beginnt die allgemeine Tendenz sich nach einer anderen Seite zu wenden, nach der Prüfung des Kultur-Besitzes. Allerdings sind diese Unternehmen oft noch kindlich plump und naiv. Wir müssen offen gestehen, dafs wir seit jenen ersten Ethnographen, also Völkerbeschreibern, die wie z. B. Peter Kolben (um 1700) aus der Ähnlichkeit einiger Mythen und Sitten die Verwandtschaft der Juden und Hottentotten nachzuweisen suchten, einen wesentlichen Fortschritt noch nicht gemacht haben. Noch immer taucht hie und da ein Versuch auf, mehr oder weniger tiefgehende Übereinstimmungen zu einer Lösung der Völkerverwandtschaftsfrage auszunutzen, wozu dann leider die allgemeine Kritik — schweigt. Solche Bestrebungen verwirren und halten den Gang der wissenschaftlichen Entwicklung auf, wenn sie auch an ihrer Oberflächlichkeit und Einseitigkeit scheitern müssen. Denn man deutet hier eine Übereinstimmung als Folge der Verwandtschaft, die anderen Ortes ebenfalls vorhanden ist, dort aber nicht berücksichtigt ist. Es wird damit ein Glied aus der Kette oder dem Baue zur Betrachtung herangezogen, aber das Grofse und Ganze mit Verweisung auf „anderweitige" Beziehungen sich selbst und dem Dunkel überlassen. Also zeichnen sich diese Arbeiten im allgemeinen mehr durch guten Willen als durch wirkliche Resultate aus.

Dafs dieses Stadium noch nicht überwunden ist, hat seinen einfachen Grund im Wesen der Kulturen selbst, welches erst in jüngster Zeit erschlossen worden ist. Es hat sich nämlich mittlerweile zur Genüge herausgestellt, dafs die Kulturen, wenn auch von einem Punkte ausgehend, also aus einer Quelle fliefsend und einer Kulturform entstammend, an verschiedenen Punkten zwar unter sich beziehungslos und selbständig, sich doch in derselben Richtung, nach denselben Gesetzen, ähnliche Formen hervorbringend weiter entwickeln. Dieses Wesen, die Thatsache der Einheitlichkeit in der Entwicklung aller menschlichen Kulturen, mufste erst klar gestellt werden, ehe man auf das Wesen der Spielformen, der abgeschnittenen und selbständig gewordenen Kulturen eingehen konnte.

Es zeigt sich also nach dieser Richtung eine zweifache Aufgabe der Völkerkunde: 1. Klarstellung des Gesamtwesens der Kultur und 2. Klarstellung der Beziehungen aus dem Wesen der einzelnen Kulturen. Und damit wird es klar, dafs zuvörderst die erste Aufgabe gelöst sein mufste, ehe man die Probleme des durch die zweite Aufgabe bedingten Wissenschaftszweiges in das Auge fassen konnte. Also erst Kenntnis der Gesamtkultur, dann Kenntnis der Einzelkulturen!

Inzwischen ist die Kenntnis der Gesamtkultur so weit fortgeschritten, dafs fast alle Gebiete: Waffen- und Gerätkunde, Weltanschauungs-, Rechts-,

Familien-, Staatslehre, Kunstgeschichte und wie die einzelnen heifsen mögen, ziemlich eingehend durchforscht sind und dafs es nur noch der genialen Hand eines Meisters bedarf, um das Bild zusammenzufügen. Und damit sind wir auch der „Kenntnis der Arten“ bedeutend nähergekommen.

Die Völkerkunde ist auf dieser Seite schon so weit, dafs sie an der alten historischen Einteilung in Stein-, Bronce-, Eisen-Zeit oder der Stufenfolge von Jagd, Nomadismus, Ackerbau zu rütteln beginnt. Sie fordert Tiefergehendes an Stelle solcher Oberflächenschürfung. Am wichtigsten für die Ermöglichung des Ausarbeitens obgenannten zweiten Teiles der Völkerkunde ist aber Ratzels Anthropogeographie geworden. Sie lehrt uns nämlich nicht nur die Abhängigkeit der Kulturen vom Boden, sondern sie bedeutet eine Abwendung von der historisch-chronologischen und eine Zuwendung zur naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise. Wunderbar ist es, dafs, trotzdem die Anthropogeographie nun schon manches Jahr vorliegt, noch immer nicht das Bewufstsein klar geworden ist, dafs die Frage der Kulturverwandtschaft überhaupt nicht historisch, sondern entwicklungsgeschichtlich verstanden werden mufs, dafs wir es also nicht mit Zeiten, sondern mit Formen zu thun haben.

Thatsächlich kann die Kulturlehre den Forderungen der Naturwissenschaften jetzt gerecht werden. Das heifst: das Verwandschaftsproblem liegt offen vor uns. Es ist lösungsfähig.

Was ich nunmehr zu entwickeln habe, wird manchem so selbstverständlich und natürlich klingen, dafs er sich wundert, es als etwas Neues, das errungen und verteidigt sein will, vorgetragen zu hören. Aber die Herren von der organischen Naturwissenschaft wollen bedenken, dafs wir Ethnologen in den letzten Decennien das erst nachgeholt haben, was sie im Laufe der Jahrhunderte durcharbeiteten. Ich habe das ja im Obigen dargelegt. Allerdings ist „naturwissenschaftliche Behandlungsweise“ auch bei uns ein schon viel gebrauchtes Stichwort, aber es war ein recht falsch gewähltes, denn in Wahrheit wufsten wir nichts Rechtes damit anzufangen, nicht mehr als „Monographieen“ zu entwerfen. Es war lediglich die anatomische Behandlungsweise, die allerdings auch nur sehr wenige schöne Resultate gezeitigt hat, die aber auch der ganzen Wissenschaft fremd blieben, denn wir wufsten sie nicht zu verwenden. Das, was fehlte, ist einmal statt der anatomischen Untersuchung eines Gegenstandes oder Kulturgliedes Prüfung des anatomischen Gesamtbaues. Ferner mangelte die physiologische Bearbeitung.

In diesem Sinne sind die Vorarbeiten des Werkes ausgeführt worden. Fast der gesamte materielle Kulturbesitz der Afrikaner und Oceanier ist anatomisch zergliedert und auf diesem Fundamente die physiologische Dar-

stellung aufgebaut. Natürlich konnte nicht die ganze anatomische Ausarbeitung hier wiedergegeben werden, da dies viele Bände in Anspruch genommen haben würde. Es sind lediglich die wichtigsten Dinge hervorgehoben und einige in ausgedehnter Weise im zweiten Teile niedergelegt. Diese anatomischen Ausführungen nun beweisen, dafs die Kulturen eine physiologische Untersuchung ermöglichen, durch welches Ergebnis der Verwandtschaftsbeweis ja vollkommen sicher gestellt ist.

Was heifst nun „Physiologie der Kultur"? Was berechtigt mich eine solche aufzustellen d. h. die Kulturlehre so selbständig zu behandeln, wo doch der Mensch in der Völkerkunde die erste Rolle zu spielen und die Kultur nur sein Produkt zu sein scheint?

Gerade dieses Letztere bestreite ich. Der Mensch ist der Träger der Kultur, die Maschine derselben, wenn auch im engeren Sinne. Wir sehen ja sogar in der Geschichte unserer Zeit, in der doch die Individualität nach Möglichkeit bedeutsam ist, stets nur eine verhältnismässig nichtssagende Unterbrechung im grofsen Gange der Kulturentwicklung. Die Reiche Napoleons und Alexanders mufsten zusammenbrechen ohne langen Bestand trotz der Persönlichkeiten ihrer Gründer. Und waren denn diese Ereignisse etwas anderes als die übermäfsige Ausnützung einer schon vorhandenen Expansionskraft? War die Entdeckung Amerikas ein beziehungsloses Werk des Kolumbus? War eine solche Unternehmung nicht vielmehr eine einfach nothwendige Fortführung des Ganges der Entdeckungsgeschichte und begründet durch eine lange Reihe vorangehender Entdeckungen? Die Entdeckung des Dampfkessels, die Lehre eines Darwin, die Gemälde eines Rafael und die Kompositionen eines Wagner bedeuten nichts als ein Entwickeln, eine Fortführung des schon Vorhandenen. Es ist ganz selbstverständlich, dafs Gelehrte gleichzeitig und beziehungslos dieselben Entdeckungen machen, dafs Musiker gleiche Motive gleichzeitig auffinden etc. Denn die Kultur wächst nach bestimmten Wesensgesetzen. Wie der Rosenstock stets Rosen und keine Veilchen trägt, so blüht auch eine Kulturform in vorbedingter Weise.

In diesem Sinne ist der Mensch vielmehr das Objekt der Kultur. Damit sind die Lebensbedingungen der Formen der Kultur aufserhalb des Menschen zu suchen, nämlich zumeist im K u l t u r b o d e n, im W e s e n u n d i n d e r E i g e n a r t d e r N a t u r, i n d e r s i e l e b t. Nicht zufällig bringen gleiche Gegenden immer die gleichen Kulturen hervor. Auch teilen die Kulturen mit den Pflanzen die Eigenart der Veränderung bei der Verpflanzung. Die amerikanischen Kulturen haben einen anderen Typus angenommen als ihre Mutterpflanzen in Europa.

Der so aufgedeckte Wesenszug geht aber noch tiefer. Wir treffen bei seiner Verfolgung in den Kern der Kultur. Nur in der Berührung geht ein

Aufschwung vor sich. Es sind stets Kulturverbindungen, welche neue Kulturen hervorbringen. Man denke an die ägyptische, die griechische, die deutsche Kultur. Und wie sie geboren werden, sind sie auch den Wachstumsgesetzen unterworfen. Plump und unbeholfen gebärden sie sich in ihrer Jugend, energisch und zielbewufst im Mannesalter; kindisch sind die greisen Kulturen. Plump ist die deutsche Kultur im Anfange des Mittelalters, männlich die derzeitige Kultur der Nordamerikaner, kindisch die römische Kultur der späteren Kaiserzeit. Von der Zone beeinflufst, scheinen die Kulturen der heifsen Gegenden nur einen Sommer zu kennen. Auf- und Niedergang in mehrmaliger Wiederkehr mehrt sich im Norden.

Das alles berechtigt mich, die Kulturen wie organische Lebewesen zu behandeln. Es läfst sich so ein eigener Zweig der Völkerkunde herausbilden, wobei manche schon gewonnene Erkenntnis zu Hilfe kommt. (So das von Schurtz aufgedeckte „Gesetz vom Wandel der Beweggründe.") Ich gehe aus von einer morphologischen, vergleichendanatomischen und physiologischen Betrachtung der Kulturen. Demnach ist Kulturmorphologie die Lehre von der äufseren Gestaltung der Kulturen (Beschreibung der Formen, Ethnographie), vergleichende Kulturanatomie oder schlechtweg Anatomie die Lehre von der inneren Gestaltung oder Beziehung der einzelnen Formen, die Kulturphysiologie die Lehre von den Lebensformen der Kulturen.

Für uns, die wir den Verwandtschaftsproblemen nachgehen, ist das Wichtigste die Kulturphysiologie und das Problem der Vererbung. Vererbung ist in der Kulturphysiologie gleichbedeutend entweder mit Übernahme seitens einer neuen Kultur, die sich an Stelle einer alten, diese vernichtend oder absorbierend drängt, oder mit dem Wechsel des Wohnortes. Der erstere Fall hat meist Übernahme und höhere Ausbildung, der andere Umwandlung oder Verkümmerung zur Folge.

Da drängen sich drei Fragen auf:

1. Was heifst Wechsel des Wohnortes? Es giebt mehrere Formen eines solchen, besonders häufig ist Übertragung und Verpflanzung; erstere ist die öfter zu beobachtende. Da kein Volk beziehungslos ist, geht an den Grenzen meist ein Austausch vor sich. So sickert eine Kultur allmählich weiter. Diese Übertragung ist also Bewegung der Kulturen ohne wesentliche Bewegung der Völker. Sie findet sich zumeist auf den Kontinenten. Die Grenze solcher Ausdehnungsfähigkeit ist aber nicht sowohl in den Küsten des Erdteiles als in der Bodenbeschaffenheit und in der Lage zu suchen. Die Verpflanzung tritt aber am klarsten bei den Insel- und verwandten Kulturen hervor. (Küstenkulturen!) Sie fehlt auf den Kontinenten nicht, aber der kontinentalen Verpflanzung geht meist Übertragung voran. Die Verpflanzung der Kulturen erfolgt bei Aufbruch der Völker, ihrer Wanderung

und Niederlassung an anderem Orte. Dabei steht die Intensivität der Verpflanzung in keinem Verhältnis zur Masse der Wanderer, in einem engen dagegen zur Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit des Heimats- und Kolonial-Bodens. Man denke an die griechische Wanderung im Mittelmeer, die Verbreitung des Christentumes durch die Juden etc. Wenn dem Kinde die Zähne gewachsen sind, hört es auf zu saugen und beginnt zu essen. Also ist auch bei der Verpflanzung oder Fortpflanzung der Kulturen gleichzeitig: Selbständigwerden, Abreifsen der natürlichen Beziehung zur Mutterkultur, Änderung der Ernährungsweise des physiologischen Baues. (Vergl. die Geschichte der Vereinigten Staaten!)

2. **Was ist Ernährungsweise und physiologischer Bau?** Wie jedes entwickeltere Tier Ernährungs-, Bewegungs-, Fortpflanzungs-, dazu noch Schutz- und Trutz-Organe etc. besitzt, so ist auch jeder menschlichen Kultur ein ähnlicher Organismus eigen. Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, in komplizierten Verhältnissen Industrie, bei den Parasiten Handel stellt den Ernährungsapparat dar. Schon die Anthropogeographie lehrt uns das Abhängigkeitsverhältnis dieser Ernährungsweise — die ja zuletzt den ganzen Bau der Kultur bedingt, — von der Bodenbeschaffenheit. Aber abgesehen von dieser Konstruktion oder Struktur des Ganzen äufsert sich die Beschaffenheit der Lage in den Kulturformen noch nach zwei anderen Richtungen. Einmal ist der materielle Kulturbesitz durch den anorganischen und organischen Reichtum des Wohnsitzes in der Form bedingt und dann die Entwicklung der Formen nach den Gesetzen dieses Materials, und zum andern stellen sich neben der durch das Bedürfnis bedingten Fülle des Besitzes infolge lokaler Eigenschaften und der lokal gebotenen Materialien eine Reihe von nicht notwendigen Dingen, also ein Apparat an Luxusgegenständen ein.

3. Die Generalfrage: **Wie erkennt man nun die Verpflanzung und Übertragung aus dem physiologischen Bau?** — Es wurde soeben als charakteristisch für den physiologischen Bau einer Kultur festgestellt:

a) Ernährung infolge Bodenbeschaffenheit.

b) Formen und materialgerechte Entwicklung der Formen bedingt durch den Materialreichtum des Wohnsitzes.

c) Luxusapparat dem Material des Wohnsitzes entsprechend.

Es giebt nicht zwei ethnologische Provinzen auf der Erde, die den gleichen Boden, die gleichen Ernährungsbedingungen und Materialien bieten. Bei der Verpflanzung an einen anderen Ort geht also eine Änderung der Materialverwendung vor sich. Die anatomische Untersuchung zeigt aber das Ursprungsmaterial eines Gegenstandes, sowie seine Ursprungsformen. Die Untersuchung einer gröfseren Anzahl von Geräten, also eines gröfseren

Bestandteiles der Kulturform führt daher zur Erkenntnis der Ursprungsformen, also der Eigenschaft der Kulturquellen. Diese können dann aufgesucht werden, wobei einerseits die pflanzen- und tiergeographische Bestimmung dann die Herausklärung des Luxusapparates von gröfstem Nutzen ist.

Ein Beispiel! In diesem ersten Bande. ist unter anderem die Verpflanzung malajonigritischen Kultur Hinterindiens oder besser gesagt Oceaniens nach Afrika verwiesen. Diese Kultur war ursprünglich insular. Inselbewohner verwenden die Muscheln zu allerhand Werkzeug und Gerät, so als Klinge der Beile, als Blasinstrument, als Schmuck, als Geld. Nun wird die Verwendung in Afrika ersetzt. Das gewundene Horn der Antilope und Zähne des Elephanten werden künstlich hergerichtet an Stelle der Muschelhörner. Aber ein Gebiet des malajonigritischen Kulturkreises in Afrika bietet noch das Vorkommen der Muscheltrompete. Die Muschelklingen der Äxte verraten ihre Ursprungsform noch in Gestalt der ihnen nachgebildeten Eisenklingen. Am interessantesten ist es aber, dafs die Form der als runde Plättchen geschliffenen, durchbohrten und aufgereihten Muschelschalen, die nur noch im Kreise der westafrikanischen Kulturform erhalten ist, im südlichen, östlichen und nördlichen Afrika durch ebenso geschliffene — Straufsenschalen ersetzt ist.

Aufserdem werden wir sehen, dafs eine grofse Anzahl der malajonigritischen Geräte dem Wesen des Bambus sein Dasein verdankt und wie dieses Material in Afrika ersetzt wird, wo die Bambusverwendung doch naturgemäfs wegen Mangel an entsprechendem Material verschwindet und dafs so die Geräte doch weiterbestehen.

Die dritte Frage, auf die hier nur kurz geantwortet worden ist, wird uns aber bis zur letzten Seite vor Augen stehen, denn sie ist nichts anderes als die in beantwortbare Form gebrachte Frage: „Wie beweist man Kulturverwandtschaft?“ Sie ist hier theoretisch beantwortet, findet aber in dem dritten Teile ihre praktische Ausarbeitung. Wenn ich denselben leichter und fafslicher gestaltet habe, als es die Kollegen im engeren Sinne vielleicht wünschen sollten, so geschah es, weil, sowie derart streng naturwissenschaftlicher Boden betreten wird, der Interessentenkreis sich sogleich bedeutend erweitert. Und das ist nur wünschenswert, da ein derartiger Austausch die prächtigsten Resultate im Gefolge haben kann. Das haben Botanik und Zoologie bewiesen. Also besten Grufs und Empfehlung an die Herren von der gleichen, der naturwissenschaftlichen Fakultät!

Nun wäre noch die Frage kurz zu erörtern, in welchen Gebieten der menschlichen Kultur wir das beste Material für die anatomische und physio-

logische Untersuchung zu suchen haben. Es handelt sich dabei in erster Linie um den Besitz der Naturvölker. Zur Beantwortung dieser Frage führt ein Blick auf die bisherige Entwicklung der Völkerkunde ein leichtes Hilfsmittel herbei. Vierkandt hat in seinem trefflichen Werke über Natur- und Kulturvölker auf den Unterschied der zwei vorherrschenden Lehren hingewiesen, der Lehre vom Völkergedanken und der Lehre von der Entlehnung: Die Lehre vom Völkergedanken beruhigt sich bei der uns überall entgegentretenden Gleichartigkeit des menschlichen Bewufstseins, während die Theorie der Entlehnung sich vorwiegend auf die Enge und Armut des menschlichen Bewufstseins, auf seinen Mangel an schöpferischer Kraft beruft. —

Nun ist die Gleichartigkeit des menschlichen Bewufstseins eine einfache Folge der Gleichartigkeit äufserer Verhältnisse. Demnach findet sich Gleichartigkeit auf allen jenen Gebieten, auf denen der Mensch die Natur nachahmt oder sie zu verstehen sucht. Da ist vor allem an die Kunst zu erinnern, in der eine Nachbildung natürlicher Erscheinungen die Anfänge darstellt. In der Weltanschauung andererseits sucht der Mensch sich mit der ihn umgebenden Welt abzufinden und ihre Motive und Entwicklungsphasen sind eine naturgemäfse Folge des sich erweiternden Gesichtskreises und Interessengebietes. Erst beachtet er die Tiere, dann die Mitmenschen und endlich nach einander den Mond, die Sonne und den Himmel. Und da das Wesen dieser Dinge und das Verhältnis des Menschen zu ihnen überall im wesentlichen das gleiche ist, so tritt eine merkwürdige Einförmigkeit uns überall entgegen. Ferner beruht die Einförmigkeit des menschlichen Bewufstseins auf seiner natürlichen Beschaffenheit, die bestimmte Bedürfnisse bedingen. Der Mensch ist ein Herdentier. Das grofse Gebiet der socialen Einrichtungen weist auf eine ganze Reihe naturgemäfser Notwendigkeiten hin.

Wenn also auf den drei Gebieten der Kunst, Weltanschauung und Stammesorganisation in der Hauptsache eine einheitliche Entwicklung in verschiedenen vorbestimmten Perioden zu beobachten ist, so fehlt es auch nicht an Sonderlichkeiten, lokalen Eigenarten, die nur selten vorkommen. Es sind die Ausartungen, Extreme, dann Schöpfungen, die der lokalen Beschaffenheit, ferner solche, die der geschichtlichen Vergangenheit ihr Dasein verdanken und derart notwendigerweise auf die Entwicklung hin anatomisch zergliedert werden müssen, um eventuell als wichtige Bausteine des physiologischen Ausarbeitungswerkes herangezogen zu werden.

Ganz anders die Seiten des Kulturbesitzes, auf denen der Mensch selbst Schöpfer ist. Der Mensch schuf sich seine Waffen, seine Geräte, sein Obdach. Mit diesen zwang er das Wasser und das Erdreich, ihm zu bieten, was er wolle, gewann er die Herrschaft über die Tiere und trat

keck der seinem Thun feindlichen Natur entgegen, so dafs er sich von ihrem Joch befreite.

Es ist wahr, dafs sich der Mensch auch hier von der Natur gebotener Hilfsmittel bediente. Aus der Höhle und dem schützenden Laubdach entstand die Hütte; seine Waffen sind zum Teil nur Erweiterungen und Ausbildungen natürlicher Waffen, wie etwa die Keule eine Verlängerung des Unterarmes, der Kugelknauf an ihr die Nachbildung der Hand etc. Aber eben der Unterschied zwischen dem Blätterdach des Baumes und der Hütte des Menschen, dem Faustarm und der Keule repräsentiert die Schöpferkraft des Menschen, die im Anfange die Natur nachahmt, um später selbständig weiter zu schaffen. Und in diesem späteren und selbständigen Weiterschaffen gehen die Entwicklungsreihen auseinander. Dann folgen Stufen, auf denen die Menschheit an verschiedenen Punkten Fortschritte im gleichen Sinne macht, aber hier sehen wir auch Trennung. Wir weisen (siehe unten) zwei Bogenformen auf der Erde nach. Der Mensch mufste den Bogen erfinden, aber er ward wahrscheinlich auf verschiedenen Wegen erfunden. Ich kann 3 Schildformen nachweisen (wenn nicht 4), sie sind verschiedener Abstammung; weit von einander entfernt sind sie entstanden.

Also im materiellen Kulturbesitze finden sich die besten Materialien für die Untersuchung auf anatomischem Wege. Er ist schon deshalb besonders geeignet, weil je weiter wir gelangen, desto mangelhafter die Kenntnis der Vorgeschichte, desto dichter die später übergelagerten Schichten werden, so dafs wir der prähistorischen Untersuchung immer näher rücken. Und die Prähistorie verlangt Abrechnung mit Fragmenten des materiellen Kulturbesitzes, eine Abrechnung, auf die wir schon hier im Anfange uns vorbereiten müssen.

Da einmal das Wort „Prähistorie“ gefallen ist, wird manchem die Frage auftauchen, wie weit ich mit meinen Untersuchungen zu gehen gedenke. Die Frage kann ich nicht beantworten. „Soweit das Material genügt“, ist alles, was ich zu entgegnen vermag. Soweit abzusehen ist, genügt dasselbe allerdings auch für die vorgeschichtlichen Zeiten. Und wenn sich das bewahrheitet, so eröffnet sich uns eine gewaltige Perspektive:

Da der Mensch auf denselben Wegen wie seine Kultur gewandert sein mufs, so dringen wir mit der Verfolgung der Kulturströme hinab in das tiefste Dunkel der wahrhaftigsten Urgeschichte.

Es lag nahe, die Untersuchung des Ursprunges der Kultur in Afrika zu beginnen. Zum einen zeichnet sich dieser Erdteil durch eine gewisse Abgeschlossenheit aus, — es sind nicht so viele geschichtliche Thatsachen zu berücksichtigen wie etwa in Asien — ferner durch eine gewisse Ein-

heitlichkeit der Kulturhöhe, endlich ist Afrika das alte Kreuz der Ethnologen. Denn fast alle Versuche das Wesen des Werdens der afrikanischen Kulturen zu verstehen sind gescheitert. Auch wäre noch als Vorteil zu erwähnen, dafs hier die Untersuchung nicht durch die mikroskopischen Vorarbeiten, wie sie die Urgeschichte Europas, die Linguistik Asiens und die klassische Wissenschaft Kleinasiens und Südeuropas erfahren haben, erschwert wird.

Weiterhin sprach für Afrika als erstes Objekt der anatomischen und physiologischen Prüfung neben dem Fehlen der geschichtlichen Thatsachen der Mangel an prähistorischen Funden. Damit sind bestimmte Grenzen nach oben und unten gezogen und die afrikanischen Kulturen treten uns als eine Schicht entgegen. Das erschwert nach einer Seite, erleichtert aber insofern, als wir das ganze Interesse und die ganze Kraft ohne Nebenstudium unserer grofsen Hauptrichtung zuwenden können.

Es sei noch bemerkt, dafs dann, wenn wir die Entwicklung der Flechtkunst, der Weberei, der Thon- und Eisen-Industrie etc. verfolgen, wir noch manches Mal von Asien, Oceanien und Europa aus unseren Blick nach Afrika wenden werden, dafs also in späteren Bänden noch manche Lücke in den vorliegenden Untersuchungen ausgefüllt werden wird.

---

2. Morphologische Betrachtung.

Als Kolossalbarriere liegt Afrika im Südwesten der alten Ökumene. Im Norden steht es den Mittelmeerbeziehungen offen, im Nordosten den asiatischen Kontinentaleinflüssen, im Osten den insularen Oceaniens. Im Westen aber — und das ist entscheidend — liegt der atlantische, und zwar inssellose Ocean. Dem entsprechen auch die historischen Thatsachen. Im Norden entstand Karthago als phönicische Kolonie, in Ägypten herrschten nacheinander Westasiaten, Griechen und Römer. Nach Nordafrika gingen die germanischen Wanderhorden über. Sprechend für die westasiatische Kontinentalverbindung ist der Islam in Nordafrika, die Verbreitung arabischer Kolonien bis herab zum Sambesi, der starke Kontingent indischer Händler in Ostafrika. Die insularen oceanischen Beziehungen haben in der verhältnismäfsig jungen Hovakolonie auf Madagaskar und in dem malaischen Stadtviertel am Kap — nach dem Census von 1852 waren 6436 Malaien in der Kapstadt (Kretzschmar) — Beweise hinterlassen. Die klaffende Leere an Beziehungen zwischen Afrika und Amerika aber ist erst im 16. und 17. Jahrhundert in gewaltthätiger Weise durch europäischen Handel ausgefüllt worden, indem die Sklavenausfuhr von der afrikanischen Westküste bis zur Bedeutung einer, wenn auch unfreiwilligen Völkerwanderung empor getrieben wurde.

Die Völkerbewegung im Inneren des Erdteiles ist durch die geographisch sehr einfache Gestaltung erklärt. Denn der Erdteil besitzt fast keine trennenden Grate oder Tiefen. Seine Küsten, mit Ausnahme der nördlichen, sind nicht so gelagert oder geformt, dafs von aufsen, am Rande die Schicksalsbestimmungen zu suchen sind. Alle afrikanische Geschichte hat sich im Innern und zwar im Süden der Sahara abgespielt. Was nördlich von der Sahara-Breitenlinie sich ereignet hat, gehört nicht der afrikanischen Geschichte im eigentlichen Sinne an.

Ich sagte, dafs Afrika in seinem Innern fast keine die Völkerwellen trennenden und begrenzenden Niederungen oder Wälle besitze. Thatsächlich fallen diejenigen Momente dieser Art, welche vorhanden sind, wenig in das Auge. Es sind die Sahara, die Kalahari und die innerafrikanische

Kongo-Niederung mit dem Urwald. Langsam und behaglich pilgernde Völker mit kleinem Trofs werden durch sie allerdings nicht aufgehalten, wohl aber jene zielbewufsten Sturmfluten, die den Staatengründungen in Afrika vorangehen, und die recht wohl von jenem langsamen Sickern, das die ganze Bevölkerung des Erdteils stets in einer gewissen Unruhe begriffen erscheinen läfst, unterschieden werden mufs.

Afrika ist durch zwei Achsen ausgezeichnet, die die Bahnen der stets sich wiederholenden Strömungen darstellen. Die eine verbindet den Nil mit Senegambien, ist also fast genau westöstlich gerichtet. Auf diesen Strafsen lagen und liegen zahlreiche grofse Staaten, Melli, die Mandingoreiche, die Haufsastaaten, Bornu, Baghirmi, Wadai etc., auf ihr wanderten die staatengründenden Fulbepilger, auf ihr zogen die Träger des Islam nach Timbuktu und zurück nach Mekka. Diese westöstliche Völkerstrafse bietet die Erklärung für die Erscheinung, weshalb es weder den alten Ägyptern noch den jungen (unseres Jahrhunderts) gelang, das Reich bis zu den Nilseen auszudehnen. Ein solches Nilreich wird stets von den Völkern der nordafrikanischen Wanderachse geschnitten und getrennt werden. Das Reich des Mahdi liegt noch heute als bezeichnender Völkerblock dieser mohammedanischen Völkerlawine den englischen Bestrebungen im Wege.

Die zweite Achse des afrikanischen Kontinentes verläuft von Nord nach Süd oder richtiger von NNO nach SSW und, um dies sogleich näher zu bezeichnen, als Völkerbahn von den Nilquellseen zum Kapland. Es ist dies der Weg der Zulu-Völker, deren nördlichste Stämme fast den Viktoria erreichen, während ihre südlichsten Zweige aus den Kaffernkriegen noch recht wohl weit bekannt sind. Dieser Weg ist im Süden geteilt. Während der Hauptstrom dem Viktoria zuläuft, verläuft eine Nebenlinie direkt noch Norden, also von der Südspitze des Erdteiles dem mittleren Sambesi und dem Lualaba-Kassai zu. Die Völker dieses Nebenstromes waren die Gründer des Masutre-Mambunda-Staates, der Baluba- und jüngeren Lunda-Reiche, vielleicht sogar des alten Kongo.

Zwischen diesen beiden Hauptgruppen der afrikanischen Völker bilden die Nilstämme, zu denen die Massai gehören, eine gewisse Verbindung, im ethnographischen Besitztum daher einen gewissen Übergang, Zwischenglieder.

Es bleiben nun noch bestimmte Gebiete im Norden, Osten und Westen zu erörtern. Im Norden und Osten ist dies das Anschlufsgebiet an Westasien und Süd-Europa (Indien, Arabien, Mittelmeerkultur, für historische Vergangenheit auch Babylonien). Im Westen dagegen liegt die Sache anders. Die grofsen Strömungen werden an der Westküste, im Kongobecken und Südwestafrika durch eine langsame Bewegung ersetzt. Auch wirken die Massen hier mehr polsterartig. Auf den grofsen Bahnen zerschellen die

alten Völkerblöcke beim Anprall; hier im Westen werden sie zusammengedrückt. Daher ruht hier an der Westseite und im Waldgebiete ein Schatz



Fig. 1. Die Lage Afrikas.

alter Besitztümer, wie ihn das übrige Afrika nur in kleinen abgeschlossenen Gebieten in unbedeutender Weise birgt, so in den Bergen Ostafrikas, im Delta des Sambesi etc.

Deshalb sehen wir hier am Rande der Ökumene bedeutenden Reichtum aufgestapelt. Eigentlich abgelegen sind diese Gebiete aber nicht, denn beständige Wechselbeziehungen lassen sich an allen Randgebieten bis in das Innere des Kongogebietes nachweisen. Das zeigt auch die Eigentümlichkeit der Sprache, deren Verwandtschaft beweist, dafs die Westafrikaner zumeist unter dem Einflusse der Völker der Süd-Nord-Bahn stehen.

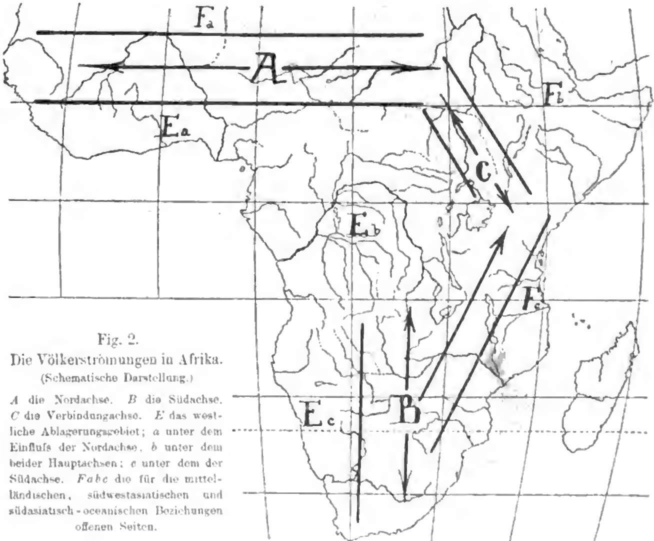


Fig. 2.
Die Völkerströmungen in Afrika.
(Schematische Darstellung.)

A die Nordachse. *B* die Südachse. *C* die Verbindungsachse. *E* das westliche Ablagerungsgebiet; *a* unter dem Einflufs der Nordachse, *b* unter dem beider Hauptachsen; *c* unter dem der Südachse. *Fabc* die für die mittelländischen, südwestasiatischen und südasiatisch-oceanischen Beziehungen offenen Seiten.

Eigentlich abgelegen ist nur die Südwestseite, das Gebiet der Koikoin. Die Kalahari hat sie vor dem Überfall durch die Zulu-Völker zwar geschützt, aber diese bildete auch hinfort eine Trennung und sie konnten von den Fortschritten jenseits nicht so Nutzen ziehen wie die Waldvölker, die auch geschützt, aber nicht beziehungslos abgeschlossen waren.

Sprachliche Thatsachen legen Beweis ab für die Richtigkeit der Auffassung afrikanischer Völkerbewegung und Beziehung, wie wir sie aus der geographischen Lage, den Staatenbildungen, Wanderungen und dem ethnographischen Besitze gewonnen haben. Als die älteren Sprachen in Afrika müssen nämlich die zersplitterten gelten, welche durch grofse Divergenz

einander entfremdet sind, als jüngere die einheitlichen und nur dialektisch verschiedenen. Danach sind die Sudansprachen die älteren und zu ihnen rechnet Lepsius die der Hottentotten. Wir sehen also, wie hier die Abgeschlossenheit ausgeprägt ist. Dagegen mufs als jüngere Sprache die bekannte Bantusprache angesehen werden, die so Arges in der Völkerkunde angerichtet hat. Man hat, statt ihr eine historische Bedeutung zuzuschieben, sie als Rassenmerkmal bezeichnet, und noch immer hört man von einer Bantu-Rasse reden. Diese Sprache nun ist die der Völker der SN-Wanderrichtung, der Zulu und Konsorten. Aber nicht nur in ihrem ganzen Verbreitungsgebiet finden wir sie, sondern auch in dem Kreise der Zurückgedrängten, der westlichen Küsten- und Waldvölker. Wir sehen also, staatliche Organisation konnten ihnen diese Völkerströme nicht aufzwingen, dagegen übernehmen die Geborgenen gern die Sprache.

Die Sprache zeigt noch eine Beziehung an, dafs nämlich die Westvölker mehr unter dem Einflufs der Südachse stehen, als unter dem der Nordachse. Wenigstens ist das für jüngere Zeit damit erwiesen. Ja die Westvölker haben sogar einen Einflufs auf die Bindeglieder der Nordachse gewonnen. Worte der Bantusprache wie niama = Fleisch kehren in der Bezeichnung vieler Menschenfleisch liebender Stämme des Sudan wieder. Von Niamniam und Niemniem hörten Clapperton, Barth und Vogel im Sudan. (Siehe auch Koelle.) Bleek erkannte in der Sprache der Bullom und Temne Einwirkungen des Kintu (Sprache der Bantu) und sogar in Sprachen Senegambiens (Wolof und Ful) scheinen sich Spuren der Verwandtschaft mit den Bantuidiomen zu finden. Endlich ist neuerdings eine noch weiter nach Norden vorgeschobene Bantusprache entdeckt, die Sprache der Ashingini, welche östlich vom Niger fast bis zum 11° n. Br. reicht.

Weiterhin bezeichnend für den morphologischen Bau der afrikanischen Kulturen ist die Basis der Volksernährung. Sie ist eine Folge der geographischen Lage, wirkt aber ausschlaggebend auf die formale Entwicklung der Kulturen ein. Stichworte der afrikanischen Kultur sind Hirsebau und Rinderzucht. Der Afrikaner ist im allgemeinen Ackerbauer und Viehzüchter gleichzeitig. Nur ist bei den Nord- und Nordostvölkern die Viehzucht insofern bedeutsamer, als Viehzüchter über den Ackerbauern herrschen. Eine alte Verwandtschaft, die nicht durch jüngere Beeinflussung verwischt ist, verbindet auch hierin die Hottentotten wieder mit den Nordafrikanern; sie sind nur Viehzüchter. Die Völker der Südachse sind gleichmäfsig Ackerbauer und Viehzüchter. Bezeichnend ist es aber wieder, dafs im Süden die erste Erwerbsweise, dem Norden zu die letztere überwiegt. Und die Völker des Westens stehen auch darin wieder denen der Südachse näher: sie sind nur Ackerbauer. Aber noch etwas anderes zeichnet die Westvölker

und zwar diesmal vor allen Afrikaner aus. Die Hirse tritt zurück und macht der Banane Platz, die in neuerer Zeit allerdings durch Maniok und Mais ergänzt sind, wahrscheinlich durch europäischen Einflufs.

Dazwischen wohnen aber noch in kleinen abgeschlossenen Gebieten, ferner in der Kalahari und vor allem in der Waldregion die unstäten Völklein der Buschvölker. Ihnen bietet die Jagd die Nahrung. Während mit dem Ackerbau und der Viehzucht bestimmte Industriezweige verbunden sind, fehlen solche den Jägern. Sie leben als Parasiten ohne eigenen materiellen Kulturbesitz. Die Formen ihrer Waffen, Hütten und sonstiger Geräte sind nicht eigene, sondern von den umwohnenden Stämmen entlehnte.

Bei der Beurteilung der Arbeits- und Schöpferkraft der Afrikaner und ihres Verhältnisses zu deren Leistungen gilt es diesen durch die geographische Lage vorbedingten oder erklärten Schicksals- und Ernährungsweg im Auge zu behalten. In seinem Schicksal ist der Neger der wahre und rechte Sklave Afrikas. Es giebt weder für den Menschen noch für die Völker eine Hoffnung auf eine Möglichkeit das Schicksal des Heuteüberwindens und Morgenüberwundenwerdens zu durchbrechen. Es liegt eine gewisse Grausamkeit in dem Wesen dieses einförmigen, zweiachsigen Erdteiles. Kein Ausblick auf etwas Neues, etwas, was errungen werden kann und was nicht schon als Sieger oder Besiegter bekannt ist, eröffnet sich den Völkern. Für das Individuum ist eine einförmige Notwendigkeit in der Tagesarbeit, die der doppelte Beruf des Ackerbauers und Viehzüchters mit sich bringt. Allerdings liegt eine Erziehung zur Zähigkeit in diesem Zwange, eine Erziehung, die dem Afrikaner den Vorteil des Nichtvernichtetwerdenkönnens für seine Rasse sichert.

So sehen wir denn den Afrikaner mit einem verhältnismäfsig grofsen Kulturbesitze, wie ihn die zweiseitige Arbeit bedingt, ausgerüstet. Wir vermissen aber eine Freudigkeit in seiner Ausgestaltung. Unter allen Naturvölkern sind die Nord-, Ost- und Südafrikaner die reichsten an technischem Können, aber die ärmsten an Formen. Nur die Australier überbieten sie noch an Formarmut im materiellen Besitze.

Das oben Gesagte gilt für die Völker, die unter dem direkten Einflufs der zwei Achsen stehen. Dafs die Hottentotten noch ärmer sind, geht aus oben Gesagtem hervor. Anders die Westafrikaner. Hier wo das Sklaventum des Völkerschicksals und die Knechtschaft der Doppelarbeit fortfällt, wo die Kenntnisse des Nordens und Südens vereinigt sind, wo der Blick auf das Meer oder die Aussicht auf einen freien Weg durch die Wälder oder über die Ströme in das Unbekannte führt, hier erwacht ein freier Wille, eine gröfsere Freude am Schöpfen und Schaffen. Was der Ost-, Süd- und Nord-Afrikaner als nicht direkt Praktisches von aufsen empfängt, verwirft oder

verliert er; der Westafrikaner dagegen weifs es zu schätzen. Es wird in seiner Hand umgestaltet und in den Kulturbesitz eingefügt.

So ist denn dem Afrikaner eine ganz enorme Arbeitskraft verliehen, er ist der Fleifsigste von allen seiner Kulturhöhe. Denn das Schicksal zwingt ihn zur Arbeit, zu schwerer Arbeit. Er ist ferner reich an Besitz, denn das Praktische bleibt in seiner Hand ein wahres Hilfsmittel. Aber er ist arm an Schöpferkraft. Fast alle seine Güter stammen von auswärts. Es ist fast gleich Null, was er selbst errungen. Seine Leistungen sind der Ausdruck der Zähigkeit, aber nicht der freudigen Schöpferkraft. Anders nur der Westafrikaner.

Bezeichnend für diese Dinge ist eine kurze Übersicht der Industrieen, Künste und Weltanschauung. — Die Lederverarbeitung ist durch den Mangel an Gerbstoffen, die Töpferei durch den der Drehscheibe ausgezeichnet. Was hier fehlt, wird aber durch Ausdauer ersetzt und die Resultate sind des langen Kratzens, Schabens, Rundens etc. würdig. Die Holzgewerke sind durch das Fehlen jeder Art der Zimmerei und Tischlerei charakteristisch. Und doch, was leistet der Neger! Hallen wie die des Munsa (Fig. 176) stehen fast als einzige Thatsachen unter den Leistungen der Naturvölker da. Stühle, Boote, Betten etc., alles wird verflochten oder genäht. So ist auch die Ausdauer der Ersatz da, wo das Wissen aufhört.

Es können nicht allzuviele Jahrtausende verflossen sein, seit die Neger das Eisenhandwerk kennen gelernt haben. Heute ist es ihre erste Kunst, die sie mit oft erstaunlicher Geschicklichkeit betreiben. In einzelnen Teilen Afrikas werden Webstoffe, in anderen Rindenkleider durch Klopfen hergestellt. Die Neger verstehen zu flechten und zu häkeln etc.

Doch bei aller Kenntnis und technischen Fertigkeit fehlt dem Nord-, Ost- und Süd-Afrikaner die Kunst fast gänzlich. Seine Gesänge sind nur das traurige Echo eines freudigen Gedankens, seine Lieder eintönige Taktwiederholungen. Selten sind die Tänze den naiven Anfängen der Tanzkunst entwachsen und die Schilderei fehlt gänzlich. Mangelhaft ist die ornamentale Auschmückung. Dagegen die Westafrikaner und die Buschvölker! Während letztere sich in einer naiven Naturkunst auszeichnen, sind erstere geschickte Skulpturenbildner und Ornamentschnitzer. Man darf dabei die unter europäischem Einflusse entstandenen Karrikaturen nicht mit innerafrikanischen Werken verwechseln.

Am ausgeprägtesten ist der Unterschied einerseits des westafrikanischen, andererseits des nord-, süd- und ostafrikanischen Kulturbesitzes in der Weltanschauung. Während im ersteren ein reges religiöses Sinnen jede Anschauung und Mythe festhält und ausspinnt, zwischen sich und der Welt tausend und aber tausend Gedankenfäden zieht, so dafs fast undurchdring-

liche Netze das Wahre verhüllen, findet der eigentliche echte Afrikaner sich durch einige Amulette, Opfer, etwas Regenzauberei und Ahnendienst mit dem Unbekannten und jedem tieferen Gedanken ab.

Der Charakter der Weltanschauung ist vollkommen verschieden auf beiden Seiten, nicht so der Umfang. Wir haben es mit einem stark vorherrschenden Manismus (siehe weiter unten) und bevorzugten lunaren Mythen zu thun, in welches Gebräu in regelrechter Weise die Tierverehrung gemischt ist. Solare Züge wiegen im Westen bedeutend über. Ebenso finden sich daselbst grofse Mengen von „Entartungen“, die im übrigen Afrika fehlen.

Von Norden und Osten schiebt sich der Islam vor, der für die Neger aber eigentlich keine weitere Bedeutung hat als: Fabrikation neuer Amulette; das sind die Koransprüche in Ledertäschchen. Auch sonst wird die Bereicherung von dieser Seite mehr durch Äufserlichkeit als Intensivität gekennzeichnet. Man hat allerdings oft gesagt, der Kulturbesitz nehme von Süd- nach Nordafrika stetig zu, und hat die Schuld den Semiten zugeschoben. Das ist aber nicht richtig und beruht auf einer Überschätzung der semitischen Einflüsse.

Was die Völker der Nordachse vor denen der Südachse infolge der nordwestlichen Beziehung auszeichnet, ist die festere Staatsorganisation im wesentlichen. Aber auch hierin ist der Unterschied nicht allzuhoch anzuschlagen, jedenfalls nicht derart, dafs der gesamte morphologische Eindruck ein anderer genannt werden könne. Ganz anders ist es mit dem anatomischen Bau. — Die äufserliche Gestaltung bleibt sich gleich auch im Familienleben, wenn auch im Westen die matriarchalische Beziehung, im Osten und Süden die patriarchalische vorwiegt.

II.

Anatomische Untersuchung des afrikanischen Kulturbesitzes.

3. Die afrikanischen Schilde.

(Vergl. Kartenblatt 1, Nr. I—V.)

Der Schild als Schutzwaffe fehlt in wenigen Gebieten der Erde, in keinem Erdteile. Aber wenige Gegenden bieten eine solche Fülle an Formen wie gerade Afrika. Dabei ist keine derselben beziehungslos. Gerade die Schilde zeigen das Bild des Aufwachsens und Zusammenfliefsens der Kulturelemente in Afrika in wunderbarer Klarheit. Alle Typen in Abbildung wiederzugeben ist unmöglich; ich mufs mich auf Darstellung der wichtigsten beschränken.

a) Die Fellschilde. Unter allen Formen ausschliefslich afrikanisch ist der Zuluschild. Die Zulu unterscheiden den Ischilunga, den Kriegsschild, und den Tanz- oder Spielschild, Trau genannt. Der Schild ist oval, 4 bis 5 Fufs hoch und von regelmäfsiger, sauberer Arbeit, mit einem langen Stabe in der Längsachse, als seiner Stütze versehen; letztere ist oben mit dem geringelten Fell des Leopardenschwanzes oder ähnlichem Pelzwerk verziert. An diesen Stab ist die Haut mittels Streifen von gleichfalls rohem Felle befestigt und zwar derartig, dafs sie als dunkle auf dem hellen oder als helle auf den dunklen Untergrunde des Schildes sich abheben. Die Farbe der Schilde wechselt, ebenso die der Hautstreifen; auch wird Bemalung angewendet, so dafs die einzelnen Regimenter durch schwarze oder rote oder weifse oder braun, schwarz, weifs gestreifte Schilde unterschieden werden. Unter den grofsen Feldherren, wie Dingan etc., was das Unterscheidungssystem sehr ausgeprägt. Getragen wird der Schild an der linken Hand, gefafst an dem Stützstabe.[1]

Wenn bei Regen das Leder erweicht, ist der Nutzen des Schildes verloren. Er wurde und wird im Kriege aufgerollt, um leichter getragen werden zu können. Ebenso ist er wegen seiner Schwere hinderlich beim raschen Laufe zur Verfolgung oder Flucht. Er wird in solchen Fällen fortgeworfen, wodurch dem Trofs die Pflicht des Aufsammelns dieser wichtigen Kriegszeichen, die oftmals wie Orden und Fahnen hochgeschätzt werden, erwächst.

1) Auch kommt eine zweite Vorrichtung der Handhabe vor, die darin besteht, dafs ein Fellstreifen durch die Haut gezogen oder um den Stab geschlungen wird, so dafs die Hand durch diese Schleife packen kann. Sie kann auch dem Arme dienen.

Ihn tragen zu dürfen, ist Ehrensache; ihn zu verlieren, bringt schwere Schande. Die Häuptlinge selbst fertigen ihn an. Er wird den Regimentern verliehen, ihnen aber entzogen, wenn sie sich unehrenhaft benommen haben.[1]

Die bezeichnenden Merkmale dieser Schildform sind:

1. Der Schild wird durch einen Längsstab, der gleichzeitig als Handgriff dient, gestützt;

2. er besitzt keine Randbefestigung;

3. er ist länger als breit (oval);

4. er besteht aus Fell und zwar meist dem der Ochsen oder Büffel.

— Indem diese Merkmale mehr oder weniger deutlich hervortreten, verschwinden oder anderartigen Erscheinungen Platz geben, verrät sich fremder Einflufs.

Im Norden reiht sich dem Zuluschilde ein verwandter Typus, die Gruppe der Betschuana und der Sambesivölker an. Bei den Hottentotten fehlt diese Schildform, die wir nach Nordwesten bis zum Kongo zu verfolgen haben werden. Eine zweite Gruppe verwandter Formen stammt aus dem Zwischen-Seen-Gebiet, in welchem wir alle Schildformen antreffen werden. Ein dritter Kreis vereinigt die Nilvölker mit den Massai — die Verbindungslinie zwischen den Kulturen der Südachse und denen der Nordachse. — Ein vierter ist in dem centralen und westlichen Sudan gelagert.

Verfolgen wir nunmehr diese Linien, also erst die zum Kongogebiet weisende.

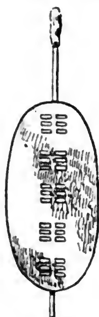
Der Schild der Betschuanen besteht ebenfalls aus Ochsenhaut, er weicht insofern vom Zuluschilde ab, als er bei geringer Länge ziemlich breit und ausserdem mit Flügeln versehen ist. Der Umrifs wechselt, entspricht aber meist der vierflügligen Form (Fig. 4). Auch bei diesen Schilden ist der Mittelstock oben oft mit einem Feder- oder Pelzschmuck versehen. — Die Form der Schilde wechselt bei den verschiedenen Stämmen. Bei Casalis ist die Form des Basutoschildes abgebildet. Die beiden unteren Flügel sind hier stark verkümmert. Der Schild wird durch den mächtigen Stabschmuck von Straufsenfedern überragt. Les Barolongs et les Batlapis donnent aux leurs la forme d'un rectangle débordé en bas et en haut par deux ailes arrondis. Auch bei diesen Völkern ist die Einteilung in Regimenter durch die verschiedenen Farben der Schilde gegeben, die sonst in keiner Weise bearbeitet werden.[2]

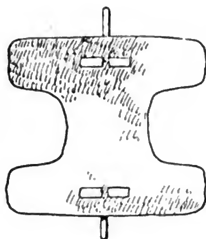
Im Norden treffen wir wieder auf echte Zulu-Schilde. Holub betont, dafs die Stämme des Marutse-Reiches in der Verfertigung der Schilde keine

1) Fr. Ratzel: „Völkerkunde", 1) Bd. I, S. 248. Fritsch, S. 129 u. a.

2) Fritsch, S. 176. Casalis, S. 142/143.

so hervorragende Stellung einnehmen als die südlich vom Sambesi wohnenden Stämme. Die Waffe wird hier gröfser, als sie bei Zulu und Massarwa im Durchschnitt ist. Meist aus weifsschwarz gefleckter und stets nur aus halb gegerbter Rindshaut gearbeitet, sind sie an $1\,^1/_2$ — $1\,^3/_4$ m lang, 50—70 cm breit. Die Streifen auf der Vorderseite sind hier anders hergestellt, wenn sie auch gleich aussehen, d. h. mit der Ausnahme, dafs beim Zuluschilde stets zwei Streifen nebeneinander, je einer neben der Mitte scheinen; beim Marutseschild aber nur eine Streifenreihe in der Mitte von oben nach unten verläuft. Das kommt dadurch, dafs das Längsmittelteil in einer Breite von 10—15 cm mit 40—50 Querschnitten versehen ist; durch diese Einschnitte ist ein 8—10 cm breiter, der Schildlänge ent-


Fig. 3.
Zulu-Schild.


Fig. 4.
Schild der Betschuana.

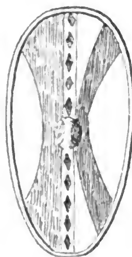

Fig. 5.
Schild der Massai.


Fig. 6.
Schuli-Schild.

sprechender Lederstreifen gezogen, so dafs aufsen eine Reihe von 20 bis 25 Streifen erscheint. Hierdurch erhält dieser Schild offenbar mehr Festigkeit als der der Zulu. Der Stab innen ist mit Querriemen versehen. An der Innenfläche fehlen aufserdem 2—3 Ohren, d. h. breite Querriemen nicht, in die der linke Arm bei dem Gebrauche der Waffe eingreift.[1]

Den Zuluschild fand Serpa Pinto ferner bei den Luina. Auch ist er bei den südlichen Bassonge heimisch.[2]

Endlich kommen die Schilde der Kongovölker für die Verfolgung der nordwestlichen Richtung in Betracht. Nach Lopez verdecken sie die ganze

1) Holub: „Eine Kulturskizze“, S. 119/120; „Sieben Jahre“, Bd. II, S. 375.

2) Serpa Pinto, Bd. I, S. 342. Abbildung eines Bassonge-Schildes vom Zulu-Typus bei Wifsmann: „Zweite Durchquerung“. Vergl. Ratzel in Petermanns Mitteilungen 1885, S. 245.

Figur des Trägers und sind aus den schweren Häuten der „Empacha“ genannten Tiere, d. s. Büffel verfertigt. Dapper versichert allerdings, sie seien aus Holz gemacht und mit der Haut des „Tieres Daut“ überzogen, erwähnt aufserdem auch solche aus Baumrinde, mit Büffelfell überzogen. Cavazzi erwähnt nur: zu ihrer Sicherheit bedienen sie sich grofser Schilde, hinter welchen der ganze Leib, wenn er sich ein wenig biegt, ganz wohl versichert ist.[1]

Nun nach Nordosten. Im Zwischenseengebiet treffen die verschiedenen Schildformen zusammen. Im Norden ist das Gebiet der Leder-, im Westen das der Holz- und Rohr-, im Süden das der Fellschilde. Letztere finden sich in der typischen Form der Zulu bei den jüngeren, auf der Südachse heraufgedrungenen Stämmen. So bei den Wangoni. „Thomson erzählt, wie er bei seiner Reise durch Ulungu noch in jeder Hütte den Schild aus Ochsenhaut wie eine Reliquie aus früherer kriegerischer Zeit gefunden habe“ (Ratzel). Zum Zulu-Typus gehört auch der langgezogene Schild der Wahehe.

Oft treten die verschiedenen Formen nebeneinander auf. Stanley bildet einen Lederschild der Wadoë ab, der mit einem ledernen Griff im Innern, nicht aber dem Längsstabe versehen ist. Das ist ein bezeichnendes Merkmal der nördlichen Formen. Burton dagegen erwähnt die grofsen Fellschilde bei diesem Stamme.[2] Interessant ist die Art, wie die Mischung sich am Schilde der Wagogo äufsert. Auf der einen Hälfte sind die Ornamente der nördlichen Schildformen (Kreisbögen), auf der anderen die der westlichen (gebrochene Linien) angebracht. Dazu besteht der Schild aus Büffelfell; das ist ein Merkmal der südlichen Gruppen.[3] Jedoch werden auch Schilde aus Rhinoceros- und Elephantenhaut beschrieben.

Usagara bietet ebenfalls zwei Formen. Die eine ist 3—4 engl. Fufs lang, ca. 2 Fufs breit und aus zwei parallelen Streifen von gehärteter Haut zusammengefügt. Das Material wird ausgespannt und festgepflöckt, wird so getrocknet, sorgsamst gereinigt und der Länge nach mit einem dünnen Lederriemen zusammengenäht. Auf der einen Seite wird der Schild schwarz, auf der anderen rot angestrichen. Eine starke Stange wird dann der Länge nach als Befestigungs- und Steifungsmittel hinten angebracht, und in der Mitte wird von innen in die Haut ein runder Bauch, ein kleiner Buckel eingedrückt, um so der den Stock umspannenden Haut Raum zu gewähren. Das beliebteste Material liefern die Häute der Elephanten, Rhinocerosse und

1) Cavazzi, S. 187. Dapper, S. 539. Lopez bei Ratzel.

2) Graf v. Götzen, S. 95. Fr. Ratzel: „Geographische Verbreitung“, S. 236. Stanley: „Livingstone“, Bd. I, S. 233. Burton: „Lake Regions“, Bd. I. S. 124.

3) L. F.: „Bildende Kunst der Afrikaner“, Verh. d. Wiener anthrop. Ges. 1897, Abb. Nr. 66. Cameron, engl. Ausg., Bd. I, S. 97. Stanley: „Livingstone“, Bd. I, S. 242.

Giraffen. Der andere, und zwar ist es der gewöhnliche Schild, besteht aus Büffelfell, an dem die Haare gelassen werden. Schwänze von Kühen und Zebras schmücken ihn. So neigt die seltenere Form also den nördlichen Gestalten zu, während die gewöhnlichere durch ihre Verwandtschaft mit dem südlichen Zulutypus bezeichnend ist. — Die Wambugwekrieger führen spitzovale Schilde aus Büffelhaut, mit kleinen vorgetriebenen Buckeln und einem Längsstab. Als Schutzwaffe der Wanyatura dient ein ovaler Hautschild von etwa 70 cm Länge. Ein entsprechend geformtes Stück Büffelhaut wird in frischem Zustande so geprefst, dafs in der Mitte ein spitzer Buckel entsteht. Ein an der Hinterseite befestigter Längsstab giebt dem Ganzen Halt und ist die Handhabe. Erstere Herstellungsweise stammt aus dem Norden, letztere Eigenschaft weist nach dem Süden. Daneben kommen noch andere Schilde vor.[1]

In Uniamwesi scheinen Schilde selten zu sein, ausgenommen in der Landschaft Usukuma. Baumann schildert solche aus Büffelfell als länglich, mit einer Einkerbung in der Mitte. Kleine Schilde aus Büffelfell, in der Form ähnlich denen der Wadschagga beschreibt Stuhlmann. Sie sind oval, an den beiden Längsseiten aber leicht eingekerbt. In der Mitte tragen sie eine quer liegende, erhabene Falte. Häufig ist an der Aufsenseite ein Stück leichten, weifsen Holzes angebracht. Teils dient es als Schmuck, teils als Reibebrett zum Feuermachen.[2]

Im Norden treten drei klare Typen hervor, deren Vorkommen verhältnismäfsig scharf umgrenzt ist. Sie sind alle aus enthaarter Rindshaut hergestellt, mit einem Längsstab, der auch Griff ist, und meistens mit einem befestigenden, steifen Wulststreifen am Rande versehen. Aufserdem ist mehr oder weniger deutlich die Entwicklung eines kleinen Buckels zu beobachten, der allerdings hier lediglich eine Raumgebung der den Mittelstab umfassenden Hand bedeutet. Den südlichsten Typus repräsentirt der Massaischild, den nördlichen der der Schilluck, den mittleren der der Schuli. Die ersten beiden Formen sind oval und wesentlich gleich (Fig. 5), die dritte ist viereckig (Fig. 6). Neben diesen Schildformen kommen wenig andere vor.

Den Massaischild führen die Wadschagga, Wakikuju, Waschaschi; er kommt im Paregebiet vor. Baumann sagt, er werde von den Wandorobo gefertigt und mit Erdfarben in den Wappenmustern bemalt. Die letzteren gelten für bestimmte Distrikte, und so kann man einen Mutyekschild sofort

1) Burton: „Lake Regions“, Bd. I, S. 238. Baumann: „Massailand“, S. 185. Stuhlmann, S. 766. Vergl. L. F.: „Bildende Kunst“ a. a. O., Abb. Nr. 61.

2) Burton: „Lake Regions“, Bd. II, S. 23. Baumann: „Massailand“, S. 232. Stuhlmann, S. 753 und 108.

von einem aus Sogonoi unterscheiden. Auch Höhnel spricht von „Gebietswappen“ auf der Aufsenseite.[1] Vergl. Fig. 5.

Der Schild der zweiten Form ist bei den Schilluk, Nuer, Dinka, Fundj etc., Latuka, A-Lur etc. heimisch. Er ist etwas schmäler als der Schild der Massai; der Mittelstab ragt meist unten und oben heraus, und der Buckel ist ausgeprägter. Im Katalog der ethnographischen Sammlung in Basel sind zwei derartige Schilde folgendermafsen beschrieben:

Nr. 673 Schild aus Rinds- oder Büffelleder mit geschwärzter Vorderfläche, aufgewulstetem Rande und länglich ovaler Form mit spitz zulaufenden Enden. In der Mitte ein 7 cm hoher, ovaler Buckel, der aufserdem mit einem Stück Krokodilshaut beschlagen ist. Auf der Aufsenseite ist ein 2 cm dicker, beiderseits über den Schild prominenter Bambusstab mit Lederstreifen befestigt, der im Innern des Buckels als Handhabe dient.

Nr. 674. Schild aus rohem Rinds- oder Büffelleder, in der Form gleich Nr. 673. Der ziemlich spitze Buckel ist ohne Beschlag von Krokodilshaut. Als Handhabe dient ebenfalls ein beiderseits über den Schild prominenter Bambusstab. Aufgewulsteter Rand.

Die gleiche Form, wenn auch manchmal ohne den dickeren Rand, besitzen die Schilde der meisten Nilvölker. Den der Fundj bildet Hartmann ab; die gleiche Gestalt beschreibt Emin bei der Schilderung der Latuka. Schilde der A-Lur erwähnt derselbe Forscher: Schilde von langer, ovaler Form, gewöhnlich aus Büffelhaut, die schon vor dem Trocknen in der Mitte der Hinterfläche nach unten und oben durchbohrt und mit einem Holzstabe durchstofsen worden sind, um dem Schilde Festigkeit zu verleihen. Der Rand ist an allen Seiten nach hinten umgeschlagen. Verzierungen durch Strichmuster kommen vor, farbige kaum. — Gleiche Schilde sind endlich aus Darfor in das Museum in Bern gelangt.

Schweinfurth hat im allgemeinen recht, wenn er sagt: Dieselben Schilde von lang-ovaler Gestalt, aus Büffelhaut geschnitten und zum festeren Halt der Länge nach mit einem Stock durchzogen, welcher durch Einschnitte in der dicken Haut festgehalten wird, haben Dinka und Kaffern gemeinsam.[2]

In der That, der Unterschied ist gering: Im Süden Fell und Fehlen des Randwulstes und Buckels, im Norden Leder und Verwendung der beiden Eigentümlichkeiten in der Form.

---

1) Baumann: „Massailand“, S. 161 und 202. L. F.: „Bildende Kunst“, Schilde Nr. 65, 67—72. Höhnel, S. 266, 289 und 393. Le Tour du monde 1885, Bd. II, S. 303, 317, 341, 342 etc.

2) Rütimeyer in: „Mitteilungen aus der ethnographischen Sammlung der Universität Basel“ 1896, S. 156. W. Junker, Bd. II, S. 54. R. Hartmann, Bd. II, S. 83. Emin bei Stuhlmann, S. 519 und 777. Schweinfurth, S. 44.

Der Schuli-Schild ist vom Massai-, Dinka- und Zulu-Schilde auch nicht unterschieden als durch nebensächliche Abweichungen. Er ist bei Schuli, Mangungo, Wanyoro, Turkana, Burkenedschi fast ganz gleich geformt, nämlich viereckig, nicht oval, ist mit einem Längsstab, der als Griff dient, versehen und aus Büffelleder. Was besonders interessant erscheint, ist, dafs oben die Stabverzierung der Zulu- und Betschuanaschilde wiederkehrt.[1]

Viereckige Lederschilde kommen auch — um so zum Sudan überzugehen, — bei den Tuarek und in Katsena vor. Als länglich viereckig und aus dem Fell der Leucoryx-Antilope oder auch aus schwarzem Büffelfell hergestellt beschreibt sie Barth.[2]

Aber noch weitere Analogieen finden sich zwischen den Schilden der östlichen und westlichen Völker. Das ist leicht verständlich: wir befinden uns auf der Nordachse. Betrachten wir die Verbreitung einer typischen Form. — Die Schilde der Wadawa (Wadais) sind etwa von der Höhe eines hockenden Menschen und von nebenstehender Form: ⌓; ein Holzrahmen wird mit Leder aus Rindshaut, Büffelhaut oder Giraffenfell oder in den Heidenländern mit Elephanten- oder Rhinoceroshaut überspannt und verziert. Als glockenförmig bezeichnet Passarge einen Schild ähnlicher Form im Besitze der Fulbe Barndakis. Es war aus Elephantenhaut und mit Eisenstiften geziert und gefertigt. Er ist umgekehrt wappenförmig; oben läuft er in geschwungenen Linien in eine Spitze aus; unten ist er wagerecht abgeschnitten. Die Mitte ziert ein Buckel. Ganz ähnlich ist ein Schild der Marghi, aus demselben Material, aufserdem aber mit dunklen, dem Rande parallel laufenden Linien geschmückt. Als vierte gleichgestaltete Formen sind Schilde der Wadschagga (oben spitz zulaufend, unten wagerecht abgeschnitten) zu nennen. Die Entfernung dieses Vorkommens ist durch das Auslaufen der Verbindungslinie vom Osten der Nordachse zum Norden der Südachse zu deuten. Fünftens endlich führen Reiter des westlichsten Sudan ähnliche Schilde.[3]

Das Bezeichnende dieser Schilde, d. i. der wagerechte statt runde untere Abschnitt ist vielleicht auf einen Einflufs der Reiterei zurückzuführen, die den runden Schild schlechter auf den Rücken der Pferde stützen kann, als den glatt abgeschnittenen. Darauf deutet eine Abbildung bei Binger.

Im Norden und Westen des Sudan tritt der Schild zurück. Bei den Jolof werden noch Schilde aus der Haut des Thieres Danta erwähnt. Im Süden bietet er das Bild der buntesten Mischung; Leder-, Fell-, Rohr und

---

1) G. Casati, Bd. II, S. 33. Höhnel, S. 561 und 717. Hartmann, Bd. II, S. 208. Ratzel: „Völkerkunde", 1) Bd. I, S. 508.

2) H. Barth, Bd. II, S. 51. Vergl. Ratzel: „Völkerkunde", 2) Bd. II, S. 482.

3) Nachtigal, Bd. III, S. 258. Passarge, S. 70 und 451. Barth, Bd. II, S. 648. Thomson in: „Le Tour du monde" 1885, Bd. II, S. 303. Abbildung bei Binger.

Holzschilde wechseln miteinander ab. Im Süden treffen wir bei den Bua (Baghirmis) Fellschilde neben Rohrschilden, bei den Fan neben Rohrschilden viereckige aus Elephantenhaut, bei den Wute mannshohe Büffelfellschilde für die Speerträger und kleine Antilopenfellschilde für die Gewehrträger. Aus Adamaua beschreibt Passarge neben den Rohrschilden den eben erwähnten glockenförmigen Elephantenhautschild. Die gleichen Verhältnisse werden in den Haufsaländern von Staudinger bei den Jaunde von Zenker beschrieben.[1] Der südlichste Punkt des Fellschildes in seiner nördlichen Verbreitung ist am Kongo zu suchen. Schilde aus Fell mit Buckeln als Eigentum der Basoko bildet Jameson ab, Schilde aus Rohrgeflecht bei denselben Ward; aufserdem erwähnen letztere sowohl Stanley als Baumann, so dafs sie als die Vorherrschenden zu betrachten sind. — Schilde aus Rindshäuten besafsen aufserdem früher die Bube auf Fernando Po.[2]

b) Die ledernen Rundschilde. Wenn wir das so gewonnene Bild von einem hohen Standpunkte aus betrachten, also nur den wesentlichen Charakterzügen unser Augenmerk zuwenden, so fällt auf: einmal eine grofse Lücke der Verbreitung, nämlich im Kongobecken und an der Westküste; zweitens ein Abnehmen der eigentlich afrikanischen Eigenschaften des Fellschildes dem Norden zu und dementsprechend ein Anwachsen fremdartiger Formeigentümlichkeiten in dieser Richtung.

Wir sahen, wie die Büffelhaut enthaart wird und dann oftmals der Elephantenhaut Platz macht, wie der Schild geprefst wird, wie der Rand mit einem Wulst und die Mitte mit einem Buckel versehen wird.

Die Umschau nach dem Ursprungsgebiet dieser Merkmale wird im Nordosten durch Resultate gekrönt. Hier treffen wir die runden Schilde der Abessynier, Nubier, Galla, Somal, die aus Nashornfell geprefst sind, deren Widerstandskraft auf der runden Buckelformkonstruktion basiert und nicht auf dem Längsstab. Das ist ein ganz anderes Motiv, eine neue, aufserhalb Afrikas entstandene Idee; es ist der asiatische Schild, der von China bis nach Europa und bis Indien verbreitet ist.

Demselben sind nun die Eigenschaften, die beim afrikanischen nur dekorative und verbessernde Attribute sind, ureigentümlich. Durch die starke Wölbung und den Randwulst wird er widerstandsfähig, welche Eigenschaft noch durch Eisenbeschläge erhöht wird. Anstatt des Längsstabes als Handhabe ist er mit einem geflochtenen Handgriff aus Lederstreifen versehen.

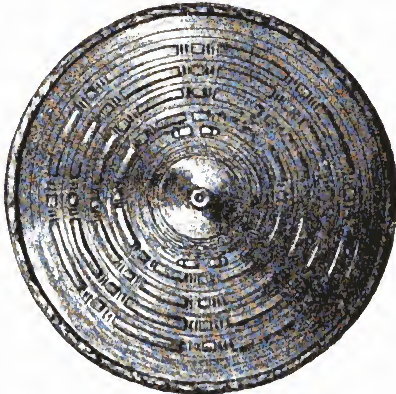
---

1) Nachtigal, Bd. II, S. 606. Staudinger, S. 711. Lenz, S. 82/83. Zenker in den Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten, Bd. VIII, S. 44. Morgen, S. 196 und 203. Passarge, S. 451. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. II, S. 81.

2) Jameson, S. 80. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. II, S. 248/249. Ward, S. 188. Baumann: „Fernando Po“, S. 106.

Schilde der Abessynier sind verschieden erwähnt. Rütimeyer beschreibt folgende Form des Baseler Museums: Nr. 715 Schild aus Rhinoceroshaut, rund mit Nabel, mit Kreisbändern und dazwischen länglichen Streifen. Innen mit starker Handhabe. Am Rand zwei vis-à-vis befestigte Lederiemen zum Aufhängen. — Durchmesser 51 cm, Höhe bis zur Spitze des Nabels 15 cm. — Büffelhautschilde der gleichen Gestalt sind in den Museen nicht selten.

Die nubischen Schilde wurden früher aus Giraffenfell angefertigt; häufiger kommt dagegen dem Anscheine nach die Haut der Dickhäuter zur Verwendung. Um einen spitzen Kegel (den Nabel oder Buckel) ist ein mächtiger Rand gebildet. Die Schilde sehen aus wie mächtige spanische Hüte. Die Schilde der Somal und Galla haben eine flachkegelförmige Gestalt, die der nubischen Schilde ohne den Rand sind nicht so spitz. In gepreſster Arbeit sind vorn Muster und zwar in koncentrischen, unterbrochenen Ringen darauf gebracht. (Vergl. Fig. 7.) Der Handgriff ist meist aus Leder; der Durchmesser schwankt zwischen 30 und 35 cm. Paulitschke erzählt: Als die Bewohner der Landschaft Kullo im Kampfe mit dem Herrn von Schoa sahen, daſs ihre Waffen der Wirkung der Feuergewehre nicht widerstehen konnten, überzogen sie die Schilde mit Eisen. Seither fabricieren die nördlichen Galla viel festere Schilde. Auch in Harar hat unser Autor das Gleiche beobachtet.[1]


Fig. 7. Faustschild der Somal.

Wichtig für die Beurteilung der Entwicklungs- und Verbreitungsgeschichte dieser Schilde ist ein Typus, der beifolgend abgebildet werden möge. Derselbe besteht auſsen aus dem Leder der Dickhäuter. Innen ist er mit Fellen ausgekleidet. Er umspannt gerade eine groſse Faust. Nach

1) Rütimeyer in: „Mitteilungen“ a. a. O. S. 157 und 159. Ratzel: „Geographische Verbreitung“, S. 239/240. Junker, Bd. I, S. 103 und 106. Hartmann, Bd. I, S. 191/192. Paulitschke, S. 110 und Taf. VII, X, XI, XII.

einer Bemerkung, die Emin Pascha, der Donator, dem Stücke beigefügt hat, kommt er auch bei den Turkanj und Wanyoro vor. Ähnliche Exemplare stammen aber aus nordöstlicheren Gegenden. So ist an der Peripherie des gewaltigen Verbreitungskreises dieser Schildformen die Waffe in ihrer Ursprungsgestalt erhalten: als Schutz der Faust (Fig. 8).

Wandern wir nunmehr nach Süden. — Runde Schilde, die allerdings meist aus Büffelfell oder Büffelhaut hergestellt sind, reichen bis in das Seengebiet hinab und bis nach Madagaskar. So haben die Watatura, Wafiomie und Wanyaturu lederne Rundschilde. Bei letzteren erwähnt Baumann den Buckel. Von Stuhlmann hören wir, daſs die Schilde der Wanyaturu aus Leder gepreſst werden: ein sicheres Anzeichen nördlicher Herkunft. Eine weitere Gruppe von Rundschilden wird erörtert werden,

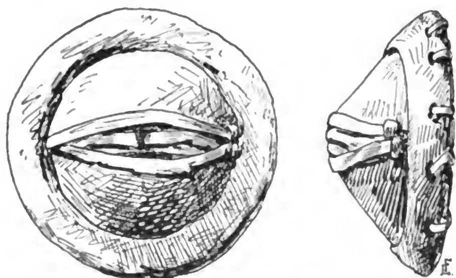


Fig. 8. Schild der Lango (Leipziger Museum, Sammlung Emin Pascha).

wenn die geflochtenen Schilde zur Besprechung gelangen. Einen runden Schild der Waruanda, der anscheinend mit einer Eisenkuppel als Nabel geziert ist, bildet Baumann ab. Der verbreitetste Schild auf Madagaskar besteht aus einem meist runden, über Holz gespannten Fellmantel von ca. 20 Zoll Durchmesser. Im Innern befindet sich meist in dem Holz eine Handhabe.[1]

Die Verbreitung des asiatischen Schildes und seiner Abkommen auf der Nordachse ist naturgemäſs eine sehr ausgedehnte. Die Sudan-Schilde weichen insofern von denen des nordöstlichen Mutterlandes ab, als im Verhältnis zur Entfernung von diesen der Buckel ab- und der Rand zunimmt. Am reinsten erhalten ist noch der Schild der Baghirmi, der dem nubischen sogar noch in den kleinen Randlücken gleicht. Der gewaltigste

1) Stuhlmann, S. 766. Baumann: „Massailand“, S. 172, 178, 181, 190, 220. Louis Catat in: „Le Tour du monde“ 1892, S. 396. Sibree, S. 371.

Umfang ist im Haufsa- und Togo-Gebiet erreicht. (Vergl. Fig. 9.) Schon Barth fielen in Katsena die Schilde aus schwarzem Büffelfell und in Gestalt eines ungeheuren Kreises von wenigstens 5 Fufs Durchmesser auf; bei den Sonrhai am Niger sah er sie wieder. Clapperton erblickte sie zuerst in Borgu. Neuerdings sind von deutschen Reisenden viele Schilde dieses Typus in europäische Museen geliefert worden. — Die westlichsten Schilde dieser Art führen die Wolof. Ein alter Bericht sagt: Den Stofs der Feinde hielten sie durch ein rundes Schild aus dickem Leder ab.[1]

Wir können also zwei Verbreitungs- oder Einflufsgebiete dieses asiatischen Rundschildes in Afrika feststellen, ein inneres und ein äufseres. In dem inneren Gebiete ist seine Form noch klar erhalten. In dem äufseren

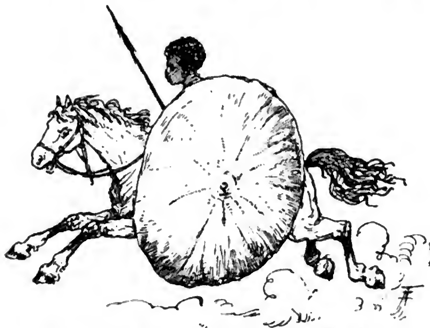


Fig. 9. Reiter mit Rundschild aus dem Togogebiet. (Nach Skizze von Kling.)

dagegen sehen wir hauptsächlich seinen Einflufs, weniger dagegen seine Form. In das äufsere Gebiet fallen die Nil- und Massai-, sowie die südlich des Sudan vorkommenden Lederschilde, da sie zwar den Stock im Innern des Schildes und damit die ovale Gestalt beibehalten, im übrigen aber Randwulstung, Enthaarung und einen kleinen Buckel übernehmen.

e) Die Stockschilde. Höchst eigentümlich sind die den Dinka zum Parieren der Keulen- und Stockhiebe dienenden Schutzwaffen. Sie sind zweierlei Art: die einen bestehen aus einem zierlich geschnittenen Holze von 1 m Länge, welches in der Mitte eine ausgehölte Vertiefung besitzt,

1) Passarge, S. 450. Ratzel: „Völkerkunde", 2) Bd. II, S. 498. Clapperton, S. 155. Barth, Bd. II, S. 51; Bd. V, S. 287. „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten", Bd. X, S. 79. „Allg. Hist d. R.", Bd. III, S. 172.

um den Handgriff zu schützen. (Fig. 10.) Diese heifst Kuerr; die andere sind die Dang genannten Bogen, deren derbe Sehnen vorzüglich geeignet erscheinen, die Wucht der Hiebe aufzuheben. So schreibt Schweinfurth.[1]

Dieser so seltsame und dem Anscheine nach so seltene Stockschild zeigt sich bei näherer Untersuchung als eine urafrikanische Waffe, die sich im Norden allerdings in ihrer eigentümlichsten und ursprünglichen Form erhalten hat. Aber schon der alte Peter Kolben lernte sie im Süden kennen. Er beschreibt unter den Waffen der Hottentotten zwei Stäbe, den Rackum und den Kirri. Der Rackum ist nach ihm zum Werfen und Schlagen; der Kirri hat zwei stumpfe Enden und dient dazu, die Pfeile, Hassageien, Rackums und was der Feind sonst herwirft, zu parieren. Die Kirris dienen ihnen trefflich, die zugedachten Stöfse abzuwenden, besonders, wenn es hitzig zugeht.[2]

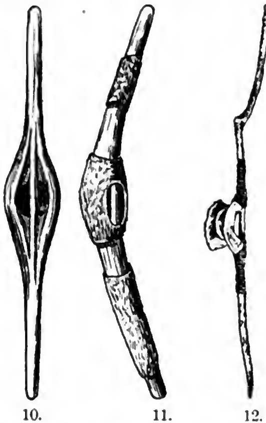


Fig. 10. Kuerr der Dinka (nach Schweinfurth). Fig. 11. Stockschild der Mondu (Ethnogr. Mus. in Wien). Fig. 12. Stockschild der Waschaschi und anderer Ostafrikaner (Mus. f. Völkerkunde in Leipzig).

Von den Zulu schreibt Fritsch: In friedlichen Zeiten führen die Zulu zwei kürzere Stöcke, die an dem einen Ende etwas verdickt zu sein pflegen, und fechten mit beiden Händen zugleich, wie die Japaner mit zwei Schwertern. Mit dem einen Stock suchen sie die Hiebe des anderen, der zumeist auf die Schienenbeine zielt, aufzufangen, mit dem andern gleichzeitig zu schlagen. — Hier sehen wir, wie die gleiche Waffe dem Schutze und dem Trutze, dem sie später allein gewidmet ist, dient. Die Marutse brauchen zur Abwehr Langstöcke von $1^3/_4$—$2^1/_4$ m Länge und 1—$1^1/_2$ cm, also Finger-Stärke; an den Enden sind sie meistens mit spiralig gewundenen Eisenreifchen versehen. Es ist bezeichnend, dafs bei diesen Marutse-Völkern die eigentlichen Schilde mit Fellflächen erst kürzlich eingeführt zu sein scheinen.[3]

1) Schweinfurth, S. 44. Abbildung auch bei Casati, Bd. I, S. 243. Vergl. Ratzel: „Geographische Verbreitung“, S. 239.

2) Peter Kolben, S. 86/87.

3) Fritsch, S. 131. Holub: „Sieben Jahre“, Bd. II, S. 375. „Kulturskizze“, S. 119. Ratzel: „Völkerkunde“, 1) Bd. I, S. 379.

In Ostafrika sind noch einige hochinteressante Merkmale einstig allgemeiner Anwendung dieser Stockschilde erhalten. Baumann schildert ein Spiel der Wabondei. Bei diesem stehen zwei Spieler einander gegenüber. Der eine führt eine elastische Cocosblattrippe und trachtet den Gegner zu treffen, während dieser die Hiebe mit einem Stocke zu parieren sucht. — Sehr charakteristisch für die Wanyaturu sind die Stockschilde und Schlagstöcke, die zu Stockgefechten dienen. Die ersteren sind an einem langen dicken Stock befestigt; die letzteren sind einfache dicke Prügel, welche die Wanyaturu stets bei sich führen. Die Sitte der Stockkämpfe findet sich auch bei den Waschaschi. Die Stockschilde derselben sind wenig breit, aber ebenso geformt wie die der Wanyaturu. Daneben kommt die einfache Form eines Stockes mit einem kleinen Fellschutz für die Hand vor (Fig. 12). Eine abweichende Art ist bei den Wangoroine heimisch. Hier dienen die Stockgefechte als Volksbelustigungen. Die schützenden Stöcke sind mit einem sehr schmalen, in der Mitte mit starken Buckeln versehenen Lederstreifen verkleidet.[1]

Dieselbe Form und nur in gewisser Verbreiterung der Hautfläche — es ist somit die Gestalt des soeben beschriebenen Schuli-Schildes — kehrt bei den Turkana ebenfalls als Stockschild wieder. Der schwere eisenbeschlagene Stock, den Ratzel daneben abbildet, und der derbe, man möchte fast sagen: Pfahl, der dem Schilde Halt verleiht, zeigen, dafs hier Waffen des blutigen Ernstes vorliegen.

Als Stockschild sind noch gewisse fellumgürtete Stöcke oder Knüppel der Mondu (Fig. 11) und endlich Lederschilde der Baghirmi-Fufstruppen zu erwähnen. Letztere haben bei einer Länge von ca. 2 m eine Breite von ca. $^1/_2$ m. Sie werden auch hauptsächlich zum Parieren von Speeren und Wurfeisen verwendet.[2]

Es läfst sich mit Leichtigkeit die Beziehung zwischen Stock- und Fellschild feststellen —, wenn wir den Stockschild der Wangoroine mit dem Schuli-Schild vergleichen; dafs es nämlich im wesentlichen die gleichen Waffen sind, dafs der ganze Unterschied der sie verschieden erscheinen läfst, in der Gröfse der Felldecken liegt. Und der gleiche Wesenszug verbindet alle Fellschilde mit den Stockschilden. Man vergleiche nur das Anwachsen des Felles an den Stockschilden: der Dinka-Schild (Fig. 10) ist ohne Fellschutz; am Mondu-Schild (Fig. 12) sehen wir eine leichte Fellumwicklung.

1) Baumann: „Usambara", S. 136. „Massailand", S. 190, 200, 201, 202 und Taf. XIII. Stuhlmann, S. 766.

2) Ratzel: „Völkerkunde", 1) Bd. I, S. 508. Nachtigal, Bd. II, S. 606.

Dann kommt der Waschaschi-Schild (Fig. 12) mit dem Fellschutz der Hand, der, wenn er wächst, notgedrungen zu einem Schilde wie Fig. 3, d. i. der Zulu-Schild, führen mufs, der demnach nichts weiter ist, als ein erweiterter Stockschild.

Dafs der Stockschild sowohl der ältere ist, als dafs er als Schutzmittel in einer höchst primitiven Kultur- und Kriegsform des „Knüppels" — sei es des geworfenen, sei es des geschwungenen — entstanden ist, beweisen also verschiedene höchst bemerkenswerte Thatsachen:

1. Bei den Hottentotten heifst der Schild Kirri, bei den Dinka Kuerr. (Vergl. das S. 34 Gesagte). Die Völker der jüngeren Kultur, in deren Händen wir den Fellschild finden, haben sich also dazwischen geschoben und wir dürfen annehmen, dafs der Fellschild erst nach dieser historischen Unterbrechung der Verbindung zwischen den Nord- und Südafrikanern entstanden ist.

2. Das Anwachsen des Fellmantels haben wir schon erwähnt, wir werden noch wichtige Belege für solchen Entwicklungsgang kennen lernen.

3. Drittens endlich ist das Princip des ursprünglichen Fellschildes, nämlich desjenigen der Zulu, dem Buckel, Randwulst und Enthaarung fehlen, überhaupt nicht anders zu deuten als durch eine Entstehung in der Richtung, wie ich sie annehme. Denn die drei erwähnten Eigenschaften treten erst nach dem Norden zu auf und lassen sich auf asiatische Einflüsse zurückführen. Erst sie verleihen dem Schilde die Eigenschaft des Flächenschutzes, die ihm bis dahin fehlte.

Diese Entwicklung und solcher Thatbestand — den ich so eingehend erörtere, weil seine Klarlegung später von aufserordentlichem Nutzen sein wird, — geben Beweise ab für die Entwicklung der Angriffswaffen; deren Anwachsen aber nachweisen zu können ist für die Beurteilung der Kulturformen und ihre Reihenfolge, ihr Wachsen, ihre Beziehungen von fundamentalster Wichtigkeit. Ich stelle deshalb hier schon fest, dafs der Stockschild weder gegen Wurf-Speere noch gegen Pfeile von irgend einem nennenswerten Nutzen ist.

Wie gesagt ist es nicht schwer, die Entwicklung des Stockschildes zum Fellschilde zu beobachten. Einfache Umwicklung des Stabes mit Fell, um die Wucht des Schlages aufzufangen, zeigt sich schon bei dem Schilde der Mondu; bei den Waschaschi ist das Fell etwas gesteift und zum Bogen gewölbt. Der Stockschild der Wanyaturu ist ein Stab, über den ein kleiner lederner Rundschild mit Buckel geschoben ist. Bei den Waschaschi und Wanyaturu dient der kleine Fell- oder Lederschild nur zur Deckung der Hand.

Nun sehen wir auch sonst noch und zwar ohne Stock die Büffelhaut als Schutz dienen. Da sind zunächst die eigenartigsten Kürasse. Als derartige Schutzwaffe dient den meisten Wawira ein grofser, aus doppeltem

Büffelfell hergestellter und mit Thonpomade gesalbter Panzer, der die Brust bedeckt und nur an der rechten Körperseite, die beim Schiefsen vom Feinde abgewandt ist, einen schmalen Streifen frei läfst, den man sogar noch verschnüren kann. Das Ganze wird mit einem Riemen auf der linken Schulter getragen; häufig sieht man nur eine 1—2 Hand breite Bauchbinde aus Leder, welche die wichtigen Organe schützt. Ähnlich diesen von Stuhlmann bei den Wawira, Walegga, West-Lendu beschriebenen ist der durch Emin geschilderte Kürafs der A-Lur. Dieser besteht aus rechteckigen Stücken dicker Büffelhaut; er umschliefst die Brust und ist nur auf einer Seite offen. Er wird bei den im Tieflande wohnenden Stämmen durch Schulterriemen festgehalten und auf dem Rücken festgebunden. Seine Vorderfläche trägt Punkt- und Linienmuster und wird häufig mit Öl, oft auch mit roter Thonerde eingerieben. Auf der Flucht entledigen sich die A-Lur erst dieses Panzers, dann erst des Schildes.[1] — Ganz ähnliche Schutzwaffen aus Büffelfell kommen im Westen vor. Die Bonjo am Mittel- und Unterlauf des Ubangi bedecken den Körper mit einem Kürafs, der aus Büffelfell verfertigt ist und in Gurte ausläuft, die eine Art Dolchmesser halten, dessen Scheide wieder den Schlufs des Panzers bildet. Sehr viel seltener werden diese Kürasse aus der Haut des Elephanten hergestellt. Diese sind ungemein drückend und haben deshalb Öffnungen, durch die man die Arme steckt. Ein vom Saugha stammender, nach Schmeltz aus Rhinoceroshaut bestehender Panzer befindet sich im Trocadero. Solche von Büffelfell angefertigte und aus dem Gebiete der Balolo stammende besitzt das Leipziger Museum für Völkerkunde.[2]

Im Norden schmiegen sich diese Schutzwaffen dem Körper an. Barth sah einige Häuptlinge der Musgu, die ihren Oberkörper durch einen starken Panzer von Büffelfell geschützt hatten; die Haare waren nach aufsen gekehrt; der Panzer schlofs aber fester an als die Kürasse des Südens. Dasselbe ist von den „ärmellosen Jacken aus starkem Tierfell“ anzunehmen, die Nachtigal bei den Bua sah. Es schienen ihm mehr Panzer als Kleidungsstücke zu sein. Auch sie waren nicht geglättet und die Behaarung nach aufsen gekehrt.[3] — Als einen ähnlichen Schutzpanzer oder wenigstens den Anfang eines solchen könnte man — um so wenigstens einen Blick nach dem Süden zu werfen, — die Pelzkragen der Bassonge ansehen, die vorn und hinten weit herabfallen und so Brust und Rücken bedecken. Sie sind in Brüssel und in Berlin vertreten.

---

1) Stuhlmann, S. 383 und 533. Emin bei Stuhlmann, S. 519.
2) Jean Dybowski, S. 154. Masui, S. 95. Schmeltz: „Ethnographische Musea“, S. 23.
3) Barth, Bd. III, S. 179. Nachtigal, Bd. II, S. 606.

An ferneren und noch wichtigeren Schutzmitteln aus Büffel- und Ochsenfell wäre zweierlei zu verzeichnen. 1. Die Knaben der Xosa beginnen schon von klein auf, mit Schild und Knüttel bewaffnet, mit einander zu kämpfen; haben sie keinen Schild, so parieren sie mit dem linken Arm, der mit einer Decke umwunden ist. Eine Photographie zeigt, dafs diese Decke ein Büffelfell ist. 2. Bei den A-Lur, so schreibt Emin, herrscht der sonderbare Brauch, dafs die hervorragendsten Krieger eine ganze, völlig gestreckte Ochsenhaut, die in der Mitte der Hinterfläche durchbohrt worden ist und eine Art von Griff erhalten hat, neben ihren Lanzen tragen. Damit dieser Schild auf die Dauer nicht zu schwer wird, gesellen sich stets 5—6 Leute zusammen, die mit dem Träger des Schildes und unter dessen Deckung vorwärts gehen. Es gewährt einen eigenartigen Anblick, wenn man im Gefecht 6—8 solche Ochsenhäute vor sich sieht, hinter denen sich die Träger verstecken.[1]



Fig. 13. Marsa, Stockschild der Australier. (Im Besitze des Verfassers.)

Den Armschutz der Xosaknaben erkennen wir in dem Fellüberzug der Mondu- und dem Fellstück der Waschaschi-Schilde wieder. Vergleichen wir aber mit dem zuletzt beschriebenen, originellen und sehr altertümlich erscheinenden Ochsenhautschild der A-Lur die Betschuanaschilde (Fig. 4), die oben und unten, nach beiden Seiten mit Flügeln, also je zwei Ausläufern nach jeder Seite versehen sind, so mufs sich uns die Idee aufdrängen, dafs wir es mit einer Diminutivform der an den Stock gesteckten Ochsenhaut in den 4 Flügeln, also mit der Nachbildung der 4 Beine des Felles zu thun haben: eine Meinung, die noch dadurch bestärkt wird, dafs an Zulu-, Betschuana- und noch anderen ähnlichen Schildern das obere Ende des Rückenstabes oft mit einem Ochsenschwanze geziert ist. — Damit dürfte aber die formale und wesentliche Beziehung zwischen Stock- und Fellschild erwiesen sein.

Die Büffel- oder Ochsenhaut-Verwendung wollen wir zunächst als afrikanisch bezeichnen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, weil wir noch zu keiner anderen Annahme Beweise haben. Anders aber verhält es sich mit dem Stockschild, den ich als nigritisch bezeichnen darf, allein schon deshalb, weil analoge und gleiche Formen aus Australien längst bekannt sind. (Vergl. Fig. 13.) Wir werden später sehen, dafs er sich bei allen Verwandten der Nigritier, wenn auch nicht voll erhalten, so doch in Nachklängen findet.

d) Die Rohrschilde. Rohrschilde führen vor allen Dingen die Sande-Verwandten des Sudan und Kongo-Beckens. Im Norden kommen sie neben

1) Krapf, S. 117. Emin bei Stuhlmann, S. 519.

den Leder- und Fellschilden vor und fanden somit schon Erwähnung. Der westlichste Punkt des Vorkommens solcher Schildformen scheint an der Goldküste zu suchen zu sein. Alte Berichte schildern diese Schilde folgendermafsen:

Sie sind etwa 4—5 Fufs lang und 3 Fufs breit, sind aus Weiden hergestellt, und einige sind mit Gold-, Leder- oder Leopardenhaut überzogen. An jeder Ecke und in der Mitte finden sich kleine kupferne Platten, die Pfeile und Wurfspiese, auch wohl einen Säbelhieb, nicht aber Gewehrschüsse abhalten. Arthus berichtet, die Schilde würden aus gewebten Baumrinden gemacht, sie wären viereckig, 6 Fufs lang und 4 Fufs breit, auswärtsgebogen und mit einem hölzernen Kreuze befestigt, um sie hiebfester zu machen. Er fügt hinzu, der Griff wäre inwendig; einige überzögen diese Schilde mit Ochsenhäuten und verstärkten das Kreuz an der Aufsenseite mit eisernen Platten.

Aus diesen Berichten ergiebt sich dasselbe, was neuere Forschungen bestätigt haben: starke Mischung. Es kommen in diesen Gegenden des Westens (Nord-Guinea) fast überall verschiedene Formen und Materiale nebeneinander vor: Rohr, Fell, Leder, Holz, dazu runde, viereckige und ovale Formen. Allerdings ist durch den Külsteneinflufs schon vieles verwischt, aber eine zukünftige intensive Forschung wird geographische Klärung, Ergebnisse über die Verbreitung, doch noch bringen können; sie wird aber andererseits auch nur zeigen können, dafs die gleichen Formen, Materiale, Konstruktionen sich hier in gleichem Sinne gemischt haben, wie im centralen Sudan.[1]

Geflochtene Schilde waren ferner im alten Benin heimisch. Sie waren von sehr dünnem und leichtem Bambus (?) gemacht und konnten keiner Macht widerstehen. Daher dienten sie mehr als Zierat, als dafs sie zur Gegenwehr tauglich gewesen wären. So berichten die Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus den Elfenbeinschnitzereien, die neuerdings in Benin aufgefunden sind, kann man ihre Form recht wohl erkennen. Bastschilde aus Bugumar (Neukalabar) befinden sich im Museum für Völkerkunde in Hamburg.[2]

---

1) Bosman, S. 228. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 221. Ratzel: „Völkerkunde“, 2) Bd. II, S. 521. Binger, Bd. II, S. 471 und a. a. O. — Im Leipziger Museum für Völkerkunde befindet sich ein kleiner Rohrschild, der mit Baumwollstoff und einem Längsstreifen aus Holz vorn verkleidet ist. Dazu bemerkt der Donator P. Steiner: Schild, früher nur dem König von Kumase erlaubt, jetzt auch von unabhängigen Asante-Fürsten beim Spiel getragen. Geschenk des Königs von Abetifi (Okwao).

2) Cada Moso und andere bei Leo Afrikanus, Bd. II. Bosman, S. 549. Bastschild, Bugumar Neukalabar im Katalog des Hamburger Museums für Völkerkunde, Nachtrag von 1887—1894, S. 10, Nr. 1513.

In den Haufsaländern sah Staudinger bei Fufsgängern kleine tartschenähnliche Schilde, teils aus Leder, teils aber auch aus Flechtwerk. Es scheinen die ersteren aber doch noch bedeutend zu überwiegen, erst in Adamaua treten die letzteren mehr in den Vordergrund. — Im Lande der Marghi fand Heinrich Barth in einer kleinen Wohnung neben einem gewöhnlichen Schild einen ganz besonders grofsen, welcher aus einem dicken Flechtwerk von Rohr bestand und von den Marghi Tschaggo, von den Kanuri Kutufani genannt wurde; er war grofs genug, um 2 oder 3 Personen beschützen zu können. Derselbe Reisende erwähnt bei den Musgu schwache, aus Rohr geflochtene Schilde.[1]

Es erstreckt sich hier im Westen vom Sudan bis zum Ogowe eine Zunge von Völkern in das Verbreitungsgebiet der geflochtenen Schilde, die Lederschilde allein oder neben denen aus Rohr führen; es sind das die Wute und die nördlichen Fan, Pangwe, Yaunde. Bei den letzteren finden sich Schilde von Elephantenhaut und Fell der Kuhantilope. Daneben treffen wir bei den Yaunde noch solche aus dem Geflecht der Kolanufs, bei den Fan aus Binsen geflochtene und mit einem starken Holzeinsatz von fünf Schuh Länge und auffallender Schmalheit. Diese werden als von ungemein geschmackvoller Arbeit beschrieben. Guiral berichtet, dafs die Schilde der Bateke (bei Franceville), der Oudombo, wie auch aller anderen Stämme des oberen Ogowe aus Lianen geflochten und sehr sorgfältig gearbeitet seien. Zuweilen umgiebt eine Franse von Ziegenfell den Rand. Im Innern ist ein Holzbrett angebracht, in welches die Hand greift; in ihm befindet sich also der Handgriff. Die Schilde der Mbamba am oberen Ogowe sind sehr lang und ausgezeichnet aus einer gespaltenen Liane geflochten. — Nach Norden nochmals zurückkehrend, ist an die viereckigen, nach einer guten Photographie zu urteilen, offenbar aus einer weidenähnlichen Pflanze hergestellten Schilde der Nkosi zu erinnern. Die Nkosi wohnen zwischen dem Kamerun-Pick und dem Baliland. — Um alles hier zu erledigen, erinnere ich daran, dafs wir bei südlichen Baghirmi-Stämmen neben Lederschilden solche aus Rohr fanden.[2]

Damit ist im Norden und Westen jenes Gebiet umrahmt, in dem der Rohrschild vorherrscht oder sogar alleinherrscht. Bis jetzt trafen wir überall, mit Ausnahme der schon innerhalb der Peripherie der Verbreitung des Rohrschildes wohnenden Musgu, Marghi und der Stämme des oberen Ogowe noch Lederschilde, also Ausläufer und Mischungen. Baghirmi, Adamaua

1) Staudinger, S. 711. Passarge, S. 457. Barth, Bd. II, S. 643; Bd. III, S. 200.

2) Wilson: „West-Afrika“, S. 224. Lenz, S. 82/83 und 290. Guiral, S. 64, 157, 168, 169. Zenker in: „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“, Bd. VIII, S. 44. Abbildungen in L. F.: „Bildende Kunst“, Fig. 57 und 59.

und Süd-Kamerun sind die Gebiete, in denen die Fell- neben den Korbschilden gebräuchlich sind und die das eigentliche Gebiet der geflochtenen Schilde im Norden und Westen einfassen. Dieses nun zu durchkreuzende Gebiet erstreckt sich von den Baja bis zu den mittleren Sande, vom mittleren Schari bis zum oberen Kassai, von dem Lande der Bajansi bis zum Westufer des Mwutan Nzige.

Der Schild der Baja ist etwa 1,10 m hoch und ca. 50 cm breit. Er ist mit einer Holzplatte versehen, in welcher der Dolch steckt; aufsen ist er häufig mit Mustern verziert. Ein Exemplar, das Passarge abbildet, ist mit Fellstreifen besetzt. Die Völker zwischen dem Uellebogen und dem Schari: Tokbo, Quadda, Ngapon, tragen alle geflochtene Schilde, welche bis auf die der Quadda oval sind. Letztere sind auch lang, aber achteckig, also an den vier sonst gebogenen Eckengegenden abgeschrägt. Am Uellebogen und -Unterlauf wohnen die Bonjostämme und die Sango; die Schilde der Bonjo sind mindestens 1,20 m hoch. Masui lobt die schöne Arbeit ebenso wie die der Sangoschilde. Die letzteren sind mit roten Federn und mit Glöckchen versehen. Die Schilde der Bubu geniefsen den Ruf, so fein geflochten zu sein, dafs sie undurchdringlich sind.[1]

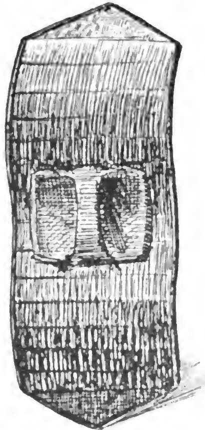


Fig. 14.
Innenseite eines Schildes von den Stanleyfällen (Mus. f. Völkerkunde in Leipzig.)

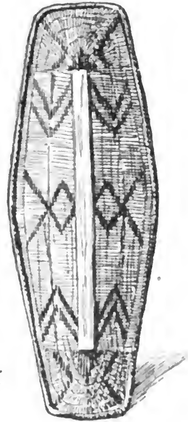


Fig. 15.
Schild der Bapoto (nach Photographie).

Zuerst sind unter allen diesen Formen die Schilde der Sande weiter bekannt geworden. Diese sind aus Rohr sorgfältig geflochten und in der Mitte ausgebaucht, um auf der Innenseite Platz für die Handhabe zu schaffen. Diese besteht aus einem Steg, der über einer geschnitzten Höhlung für die Hand in dem harten Holze stehen gelassen wird und an welchen ein oder

1) F. J. Clozel, S. 15. Jean Dybowski, S. 154, 303 und 361. Masui, S. 92 und 131.

zwei Wurfmesser angebunden sind; die Kleinheit der Handhöhle ist auffallend. Die Form ist fast elliptisch. Als Schmuck dient manchen Schilden innen ein Leopardenfell; aufsen findet sich fast immer eine feine Bemalung in Schwarz, häufig ist unter diesen Ornamenten das Kreuz[1] (Fig. 14).

Die Schilde der Momfu, obgleich ebenfalls aus Rohr geflochten, bilden in dieser Gruppe eine merkwürdige Ausnahme; sie sind nicht oval, sondern unten spitz und oben breit, wenn auch abgerundet, also nicht eckig. Junker nennt sie „unseren grofsen Papierdrachen nicht unähnlich.“ Das spitze untere Ende ist korbähnlich zusammengebogen und darin ruhen, mit der Handhabe des Schildes umfafst, einige Speere. Am auffallendsten erscheint mir aber, dafs nur ein einfacher Stock innen Handhabe und Steifungsmittel bildet. Gewöhnlich finden wir ein kleineres oder gröfseres Brett, aus dem die Handhabe herausgearbeitet ist.[2]

Am Uelle führen die Baloi einen schmalen langen Rohrschild; in der Mitte hat er einen Holzknopf. Die der Babangi, oft Bajansi genannt, sind nach Johnston aus Bast, nach Baumann aus Rohr geflochten. Die Schilde der Bangala bestehen aus Binsen. In der Mitte vorn ist der Holzknopf als Platte stark ausgebildet. Coquilhat sagt, sie seien leichter, breiter und gewölbter als die Schilde der Balolo an der Tschuapamündung; diese sollen angeblich von Inlandstämmen verfertigt sein. Als François den Tschuapa hinauffuhr, rief er unter diesen Völkern mit den rohrgeflochtenen Schilden grofse Erregung hervor. Sie tauchten die Schilde ins Wasser, um das Geflecht haltbarer und dichter zu machen.[3] — Den Kongo hinaufwandernd, erreichen wir wieder eine Gegend der verschiedenen Einflüsse. Die Monungiri haben lange Schilde, welche eine Eisenkuppel statt des Holzknopfes tragen; sie sind aus Bast geflochten und am Rande mit Ziegenfell überzogen. Schilde mit solchen Eisenkuppeln besitzt das Berliner Museum für Völkerkunde; sie tragen den Vermerk: „Aruwimi“. Auch bei den Bapoto kommen solche Eisenbuckel auf Rohrschilden vor. Einen Schild, auf dessen Lederfläche Flechtmuster eingedrückt sind und der mit einer gleichen Eisenkuppel versehen ist, bildet Junker ab als vom blauen Nil stammend. Der unten und oben überragende Mittelstab weist die Richtigkeit solcher Provenienzangabe nach. — Die Schilde der Ituka (am Kongo) waren in Form länglicher Rechtecke sehr schön aus Palmrinde verfertigt, dabei leicht,

---

1) Schweinfurth, S. 230/231. Junker, Bd. I, S. 500; Bd. II, S. 393. Casati, Bd. I, S. 176 und 194. Congo Illustré 1894, S. 133. Petermann und Hassenstein: „Inner-Afrika“, Eingangstafel Nr. 9.

2) Junker, Bd. III, S. 70.

3) H. H. Johnston, S. 214. Baumann: „Beiträge“, S. 11 und 12. Coquilhat, S. 211. Masui, S. 81. François, S. 132.

zähe und für Messer und Speere undurchdringlich. Ein viereckiges Schalbrett von Ebenholz mit einer Klammer und ein zweites kreuzüber angebrachtes Brett gaben dem Schilde genügende Steife. — Am Kongo ist ferner der Schild der Bapoto zu erwähnen. Er ist langoval und aus Rohr geflochten. Der Holzknopf auf der Stirnseite ist zum Längsstreifen angewachsen. — Für den Mittelkongo typische Ovalschilde aus Rohr kommen bei den Basoko neben Fellschilden mit Buckel vor[1] (Fig. 15).

Wir haben bisher die Rohrschilde in der Mischung kennen gelernt, das war die Nordwestgruppe. Soeben ist als zweite Gruppe die Verbreitung der ovalen Korbschilde mit innerem Schalbrett besprochen, die von den Ogowevölkern bis zu denen der Aruwimi, von denen des Uelle-Ubangi bis zu denen des Tschuapa reicht. Es kommt jetzt die dritte Gruppe der Vorkommnisse im Süden und im Osten zur Besprechung. Wir haben hier drei wichtige Typen: 1. Schilde, in denen das Holz fast ganz fortfällt. Verbreitung: Uelleoberlauf und Aruwimioberlauf. 2. Schilde, an denen das Flechtwerk von einer Holzplatte getragen wird, bei denen also Holz und Geflecht die gleiche Rolle spielen. Verbreitung: Nilquellgebiet zwischen dem Nilausflufs aus dem Viktoria und dem Tanganjika. 3. Schilde, in deren Bauart das Hauptgewicht auf der Holzplatte beruht und bei denen die Rohrbekleidung abnimmt. Verbreitung: die Kalunda-Baluba-Völker zwischen dem Tanganjika und dem Sambesi-Kassai-Quellgebiet. Betrachten wir die Schilde in dieser Reihenfolge.

Die Schildformen des Gebietes zwischen dem oberen Aruwimi (Ituri) und dem Mwutan Uzige hat Stuhlmann eingehend beschrieben. Zunächst sind noch einige den Kongoschilden verwandte Formen zu erwähnen: die Schilde der Wahoko und Wambuba sind grofsoval, fast kreisrund, aus biegsamem Rotanggeflecht und aufsen mit langgezogenen schwarzen Dreiecken bemalt. Ihr Rand ist mit Golobusfell benäht, und an ihrer Hinterseite ist noch die ovale Holzplatte befestigt, an der der Handgriff angebracht ist. — Als Schutzwaffe der Wald-Wassongora dient häufig eine trapezförmige, aus Rohr geflochtene Platte von etwa 40 cm Länge, die auf dem Rücken an einer um den Hals laufenden Schnur hängt und durch einen dicken Rand und kreuzweise über sie weg laufende Stäbe die nötige Festigkeit erhält. Bei den Lendu erwähnt Stuhlmann die kurz trapezförmigen oder länglich rechteckigen Rohrgeflechte, auf denen zuweilen der Köcher befestigt ist. (Fig. 16.) Einigemale sah er auch riesige ovale Schilde aus biegsamem Rohr, auf deren Aufsenseite schwarze Muster aus senkrecht

1) Baumann: „Beiträge“, S. 19. Junker, Bd. I, S. 226. Congo Illustré 1892, S. 210; 1894, S. 69. Ratzel: „Völkerkunde“, 1) Bd. I, S. 554. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. II, S. 248/249 und 288. Jameson, S. 71 und 80. Ward, S. 188.

gestellten Linien und langgezogenen Dreiecken angebracht waren. Diese schienen ihm von den Wahoko-Wambuba übernommen worden zu sein. Einige Wakondjo am Westufer des Mwutan Uzige trugen lange rechteckige Schilde aus biegsamem Geflecht, an denen hinten eine Handhabe angebracht war. Ähnliche Formen lernte Stanley auf seiner Rettungsfahrt zu Emin in derselben Gegend kennen.[1] — Das Gebiet dieser Schildformen ist aber noch weiter zu ziehen. Wir sehen hier im allgemeinen zweierlei als typisch Hand in Hand gehen: bei der vorigen Gruppe ovale Form und feine Flechtweise, bei dieser eine Neigung zur eckigen Form und rohere Flechtweise. Insofern schliefsen sich unsere Schilde mehr an die der zuerst beschriebenen Nordweststrand-Gruppe an. Die Schilde der Goldküste und der Nkosi sind viereckig und plumper geflochten. Eckig und einfacher geflochten sind aber auch die Schilde der östlichsten Sande, der Makaraka und auch solche der Basoko. Ferner ist ein merkwürdiger Schild vom Nordrande des Rudolfsees hier anzuführen. Er besteht aus einem schmalen, viereckigen Holzgestelle, das ein weites Maschennetz einrahmt. Zu den Schilden des einfacheren Flechtwerkes gehören aber auch die des zweiten Ost-Typus, des Nilquellgebietes.[2]

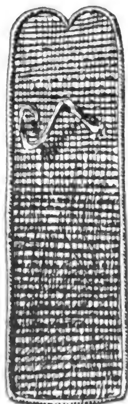


Fig. 16. Lendu-schild, Innenseite (nach Stuhlmann).

Dieser östliche Typus der dritten Gruppe des Geflechtschildes ist durch ein Hauptmerkmal gekennzeichnet: das Flechtwerk ist nicht selbständig, sondern dient als Bekleidung einer Holz- oder Korkholzplatte. — Die bekanntesten sind die der Waganda, diese sind oval, an beiden Enden spitz und von der senkrechten Mittellinie aus ein wenig zurückgebogen. Die Mitte zeigt einen konischen Holzbuckel. Der Schild besteht aus leichtem Holz, das mit einem sehr regelmäfsigen aber einfachen Geflecht aus dem Bast einer Maranthacee überzogen ist. Der Rand des Schildes ist mit Leder, oft auch mit dem langhaarigen, schwarzweifsen Fell des Golobus eingefafst. An der Hinterseite ist ein Handgriff befestigt, durch den man einen Lederriemen zieht, wenn der Schild aufser Gebrauch gesetzt ist und über die Schulter gehängt

1) Stuhlmann, S. 533, 548, 622, 634, 653. Stanley: „Dunkelste Afrika", Bd. I, S. 240 und 457.

2) Hartmann, Bd. II, S. 176. Casati, Bd. I, S. 276. Ratzel: „Völkerkunde", 2) Bd. I, S. 533. Höhnel, S. 653. Schilde der Makaraka und Basoko mit einfachem Flechtwerk: Berliner Museum für Völkerkunde III C. 4100 und III C. 4101. Auch in Wien, Leipzig und Leiden sind solche Schildformen vertreten.

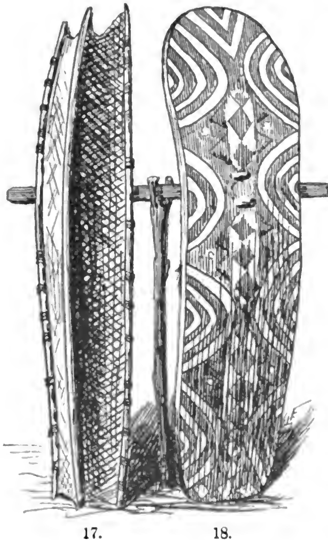
werden soll. Die Schilde der Wasiba bestehen aus einem mit Geflecht überzogenen leichten Mark. Auch den Bukoba dienen grofse, rechteckige Schilde aus den leichten Platten von Korkholz, die sauber mit Rotang überzogen sind. Die Wahuma Karagues bedienen sich eines kleinen, runden Schildes von ca. 40 cm Durchmesser, der in der Mitte einen breiten, abgerundeten Holzbuckel trägt, und dessen an zwei gegenüberliegenden Seiten etwas zurückgebogener Hauptteil aus einer leichten Holzplatte besteht; die mit radial verlaufenden Rotangfasern übersponnen ist. Es scheint, dafs diese ziemlich seltenen Schilde, die von den Leuten nur sehr ungern verkauft werden, aus weiter westlich gelegenen Ländern, vielleicht aus Nkole eingeführt werden, da anscheinend in Karague Rotang nicht vorkommt. Von nördlichen und östlichen Schilden gleichen die der Wanyoro, Wakawirondo und Wassoga denen der Waganda fast vollkommen, ausgenommen die Thatsachen, dafs der der ersteren mit Rotang übersponnen ist, dafs der der beiden letzteren Völker mit drei statt mit einem Holzbuckel versehen ist, dafs endlich hie und da ein Ziegenfellbesatz vorkommt. Am Kiwu traf Graf Götzen Schilde, die denen der Waganda nur insofern nicht ganz gleichen, als sie etwas länger und die Überzüge aus Rohrgeflecht etwas unregelmäfsig sind. — Auffallenderweise beschreibt Burton den Schild der Wawinza als aus Flechtwerk hergestellt. Er soll 6 Fufs lang und 2 Fufs breit sein. Ob er über einer Holzplatte gearbeitet ist, ist unklar gelassen. Möglicherweise ist er von den von Norden eingewanderten Watussi mitgebracht.[1]

Endlich ist als dritte Hauptform der dritten Gruppe der Schild vom Kalundatypus zu nennen. Die Balunda Kazembes bedienten sich zur Verteidigung eines länglich viereckigen Schildes aus einem sehr leichten und porösen weifsen Holze, welches mit der Wurzelrinde eines in den Seen vorkommenden Gewächses durchflochten ist. Bevor sie in den Kampf gehen, tauchen sie diese Schilde in das Wasser, wodurch das Holz ausgedehnt und sehr fest wird. Die gleichen Schilde lernte der von Süden kommende Livingstone auf der Westseite des Lundagebietes, im Lande Schintes kennen. Sie waren 5 Fufs hoch und 3 Fufs breit. Brusthoher Schilde aus Weidengeflecht bedienen sich weiterhin die Bena Kalosch. Einige Balubaschilde sind dagegen gestreckter und mit einer Mittelrippe versehen (Fig. 17), andere wie die der Wasimalungo und Wabujwe behalten

1) Stuhlmann, S. 176/177, 181, 241. Herrmann in den Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten, Bd. VIII, S. 51. Götzen, S. 200 und 246. Burton: „Lake Regions", Bd. II, S. 75 und 307/308. Peters, S. 282. Tiedemann, S. 221. — Schilde aus Uganda sind in letzter Zeit so häufig nach Europa gekommen, dafs wohl jedes Museum einiger Bedeutung im Besitze eines Schildes dieses Typus sein dürfte und dafs ich glaube, von der Abbildung eines solchen absehen zu können. Abbildungen bei Junker, Speke etc.

wohl die der quadratischen zuneigende Gestalt, erhalten aber aufsen eine erhabene Querleiste und dazu geritzte Tiergestalten. Schilde der Bassange sind geflochten und mit einem Holzrahmen versehen.[1]

Bei den Schilden dieses Typus bleibt die Bedeutung des Flechtwerkes hinter der des Holzbodens zurück. Wenn wir einen Blick über alle Formen der Korbschilde gleiten lassen, so drängt sich uns die Frage auf, ob wohl das Korbgeflecht zum Holzschilde in einem gleichen Verhältnis stehen könne, wie der Fellmantel der afrikanischen Zuluschilde zum Stockschilde. Um aber diese Frage berücksichtigen zu können, müssen wir erst die Holzschilde näher betrachten.



17. 18.

Fig. 17. Schild der Baluba (Mus. f. Völkerkunde in Berlin). Fig. 18. Schild der Wakarra (nach Originalphotographie).

c) Die Holzschilde. Im Westen wurde in Weida in alten Zeiten ein mit Leder oder Fell überzogener Holzschild angetroffen. Am Tschad ist die zweite bekannte Form heimisch, die dritte führen die Völker des westlichen Kongobeckens und des Zwischenseengebietes von den Mangbattus bis zu den Manjema, von den Baluba bis zu den Wakerewe. Hier ist also die Hauptverbreitung zu suchen.

Text und Abbildung des Kanembuschildes stimmen bei Barth nicht vollkommen überein. Er beschreibt sie als ausgebaucht und oben und unten gleich breit. Sie werden aus dem Holze des Fagobaumes gemacht. Die Abbildung, die der von Denham und Clapperton gebotenen fast vollkommen entspricht, zeigt einen oben etwas breiteren und abgerundeten und unten schmäleren und glatt abgeschnittenen Schild, der aus mehreren Latten zusammengefügt und mit äufseren Querriemen gebunden ist.

---

1) Gamitto: „O. Muata Cazembe“, Taf. S. 360. Valdez, Bd. II, Taf. S. 214. Gamitto in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Bd. VI, S. 395. Livingstone: „Missionsreisen“, Bd. I, S. 322; Taf. in Bd. II. Wifsmann und Pogge, Tafel: „Bassonge-Waffen“. Wifsmann: „2. Durchquerung“, S. 86. Ratzel: „Völkerkunde“, 2) Bd. II, S. 35.

Das nördlichste Vorkommen der Holzschilde des dritten Verbreitungsgebietes stellt der Mangbattuschild dar. Die Schilde der Mangbattustämme sind aus einer einzigen Platte künstlich mit einem unserem Fafsbinderbeil ähnlichen Werkzeuge zugehauen. Sie bestehen aus dem Holze der Uncaria. Um ihnen eine schwarze Färbung zu geben, werden sie in das Flufsufer eingegraben. Durch eine Umrandung von indischem Rohr werden sie festgemacht. Mit Bügeln und Nieten von Eisen und Ästen verziert der gemeine Mann den Schild, mit kupfernen Rosetten und Nägeln der Magnat. Der Fürst befestigt aufsen daran als Talismane Federn und Flügel heiliger Vögel. Der Krieger führt aufserhalb des Hauses den Schild stets. Trotz der Gröfse ist er leicht. Mangbattu A-Madi und A-Barmbo haben diese Schilde gemeinsam.[1] — Im östlichen Kongobecken mehren sich die Holzschilde. Bei den Lukeröu erwähnt Baumann Schilde aus Canoeböden, bei den Manjema Stanley Schilde: „wahre Holzthüren". Ebensolche Schilde besitzen die Baswa. Am Tschuapaunterlaufe sind elliptisch gestaltete Rohrschilde heimisch; die Lussake am Oberlauf aber führen kleine Schilde viereckiger Form aus leichtem Holz; auf der Stirnseite sind sie schwarz, weifs und rot bemalt. Die Balubavölker besitzen verschiedene Schildformen hierhergehöriger Art; sie sind aus Holz oder Rippen der Raphia hergestellt. Letztere, viereckig und schwach gewölbt sind von den östlichen Baschilange und den Bena Lussambo bekannt. Auch die Schilde der Wakussu sind aus Palmrippen hergestellt. Dagegen haben die Wabujwe und Wasi-Malungu aus einem Stück Holz geschnitzte Schilde; von ersteren ist es durch Mitteilung, von letzteren durch Abbildung bezeugt. Aber hier beginnt schon ein wenn auch nur schwacher Überzug von Flechtwerk bemerkbar zu werden. Den Mangbattuschilden sind sie insofern ähnlich, als sie gleich diesen durch eine hölzerne Querleiste aufsen und in der Mitte, und am Rande durch einen Rahmen von indischem Rohr gefestigt sind. Mannshohe, rechteckige Holzschilde mit geringer Wölbung traf Götzen bei den Butembo westlich vom Kivu, östlich der Walegga an. In Nord-Urundi sind jetzt noch „alte, sehr originelle Holz- und Korbschilde" im Gebrauch, aber nur noch beim Tanzen.[2]

---

1) Barth, Bd. II, S. 414; Bd. III, S. 110. Clapperton und Denham, Tafel II. Casati, Bd. I, S. 114. Junker, Bd. II, S. 289, 301, 401, 446, 493. Schweinfurth, S. 299.

2) Stanley: „Dunkle Weltteil", Bd. II, S. 75 und 252. Livingstone: „Last Journals", Bd. II, S. 143. Stanley: „Dunkelste Afrika", Bd. I, S. 276. Baumann: „Beiträge", S. 21. v. François, S. 150. Wifsmann und Pogge, S. 172 und 210. Ratzel: „Völkerkunde", 2) Bd. II, S. 299. Weule: „Die Eidechse als Ornament in Afrika" in der Bastianfestschrift, S. 10, Fig. 7 und 8. Götzen, S. 258. Cameron, engl. Ausgabe, Bd. II, S. 18. Baumann: „Massailand", S. 221.

Die Gestade des südlichen und westlichen Victoria werden von Völkern bewohnt, die ihre Schilde zum gröfsten Teil aus Ambatsch oder sonst einem leichten, korkähnlichen Stoffe herstellen. Die Wassoga, Wakavirondo, Waganda, Wanyoro, Kajora, Wasiba etc. überspannen, wie schon erwähnt wurde, diese Holzschilde mit Rohr oder Bast. Wakarra und Wakerewe benutzen sie ohne diesen Überzug (Fig. 18). — Zuletzt ist noch ein vereinzeltes Vorkommen des Holzschildes zu erwähnen: in Pare. Aber der grofse Pareschild aus Holz ist im Verschwinden begriffen; der Fellschild verdrängt ihn.[1]

Die Beziehung zwischen Holz- und Korbschild[2] werden wir ohne Schwierigkeit nunmehr aufdecken können. Stellen wir erst einmal die wesentlichen Formeigentümlichkeiten fest:

Der Korbschild macht eine Entwicklung durch, deren eine Anfangs- oder Endstation ist: ein Rohrgeflecht bedeckt eine Holzschale als Überzug; deren andere Anfangs- oder Endstation ist: Ein Rohrgeflecht ohne inneren Halt, als welcher eine Latte oder ein Brett anzusehen wäre. In der Mitte steht der Sandeschild: ein verhältnismäfsig kleines Holzbrett, das den Handgriff enthält, befindet sich inmitten eines ovalen Rohrgeflechtes (Fig. 14). Sowohl die zuerst angeführte Form (Fig. 17) als die zu zweit angeführte (Fig. 16) neigen zur rechteckigen Gestalt, welche wir demnach als Ausgangsform anzusehen haben würden. Aber auch die Formen zwischen den beiden (Fig. 14 und 15) lassen noch das frühere Rechteck erkennen, denn das Muster in der Flechtweise ist oben und unten ergänzt. Die gebogene statt rechteckige Form ist demnach auf den Ring zurückzuführen, der den Schild umgiebt und ihm gleichsam wie der Wulst der Lederschilde Festigkeit verleiht.

Der Holzschild ist ausgezeichnet durch eine Entwicklung, deren eines Ende die Herstellungsweise aus einem Stück, deren anderes Ende aber die Herstellungsweise durch Zusammenfügung ist. Die aus einem Stück bestehenden Schilde sind nicht überzogen und zeigen einen Handgriff, der das Problem der Verbindung in ungeahnt schneller Weise zur Lösung bringt. Man vergleiche Fig. 19, einen Schild der Babusesse am oberen Aruwimi,

1) Baumann: „Massailand“, S. 211, 212, 213; „Usambara“, S. 234/235.

2) Es handelt sich hier lediglich darum, die afrikanischen Formen zu verstehen. Ich behalte mir es vor, die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des malajonigritischen Korbschildes in dem Bande über die oceanischen Kulturen eingehend zu erörtern. Es werden sich dann in manchen Punkten anscheinende Widersprüche zeigen; das ist dadurch zu erklären, dafs ich hier nur eine Linie in der Entwicklung der Korbschilde, eine zweite aber erst später berücksichtigen kann, wenn die eigenartige Beziehung der Angriffs- und Verteidigungswaffen näher erörtert ist.

mit dem Stockschilde Fig. 10 (auch mit Fig. 11). Wir sehen, dieser Schild der Babusesse stellt eine Erweiterung oder vielmehr Verbreiterung des Stockschildes dar. Da wir in Australien, dem zweiten der für nigritische Kultur wichtigsten Gebiete, den gleichen Vorgang beobachten können (vgl. Fig. 13 mit Fig. 20a und b), so stehen wir hier der Beantwortung der Frage nach der Entstehungsgeschichte dieser breiten Holzschilde gegenüber.

Vergleichen wir damit das Brett im Sandeschilde, so bemerken wir sogleich dieselbe Entstehung des Handgriffes (Fig. 14). — Demnach wäre

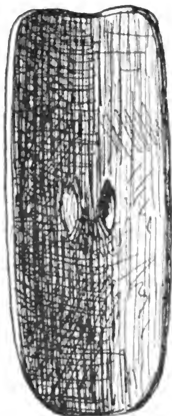


Fig. 19.
Holzschild der Babusesse am oberen Aruwimi, von innen (nach Stanley).





20a. 20b.
Fig. 20a. Schild aus Westaustralien, von innen (Brit. Mus.). Fig. 20b. Schild aus Queensland, von innen (nach Brough Smith).

der Korbschild entstanden, indem der Holzschild mit einem Überzug von Rotang versehen, dieser Überzug aber selbständig wurde und so die innere Holzverschalung verkümmerte, bis sie in Wegfall kam. Den letzten Vorgang können wir erklären. Im Gebiete der Sande-Kongoschilde ist nämlich das Wurfmesser eine bevorzugte Waffe und der Bau des Sandeschildes mufs als dieser angepafst behandelt werden. Wenn das anschwirrende Wurfmesser nämlich einen nicht nachgebenden Holzschild trifft, schlägt es ein, und es mag wohl auch so den Gegner nicht verwunden, aber es zerstört den über dem Holz befestigten Rohrüberzug, während es

ohne die Rückwandung den Schild nicht verletzt; es fällt zu Boden. Die hölzerne Rückwand kam hier also infolge des Einflusses der Angriffswaffe fast gänzlich in Wegfall und nur das Brett der Handhabe blieb bestehen.

Haben wir nach dieser Richtung demnach einen Anschlufs gewonnen, so sind wir in anderer Hinsicht zunächst im Unklaren gelassen, wie wir die Formen der übrigen Holz- und Korbschilde in Beziehung bringen sollen. Konstruktiv sind sie wohl verständlich. Wir verlangen aber, wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, eine Beziehung zwischen der geographischen und der formalen Entwicklungsrichtung. Wir sahen so den Stockschild im Süden als Fellschild aufwachsen. Im Norden kam der asiatische Rundschild hinzu, und im Verbindungsgebiet zwischen Nord- und Südachse vereinigten sich beide zu den Formen der Nilvölker-Massaigruppe. Einen derartig klaren Faden in der Entwicklungsrichtung der Holz- und Korbschilde vermögen wir nicht zu finden. Hier treten uns in willkürlicher Zusammensetzung Gruppen entgegen, deren Leitformen abgeschlossene Thatsachen bedeuten.

Ein tieferes Untersuchen bietet wenigstens einen Blick, wenn auch keine völlige Aufklärung. Die Richtung von den einfachen Flechtwerken (Fig. 17) zu den feineren (Fig. 15) weist von Südosten nach Nordwesten. Es umgiebt ein Kreisbogen launenhafter Gestalten (Baluba-, Kalunda-, Lendu-, Waganda-, Wakarra-Schilde) dies Centrum der geklärten Sande-Kongo-Schildgruppe. Also dürfte eine Bewegung in dieser Richtung anzunehmen sein. Aber auch in dieser Peripherie bietet kein Typus den Charakter des Ausgangspunktes. Überhaupt das Einsetzen in einer Peripherie statt in einem Ausgangspunkte stellt einen gewissen Gegensatz zu unseren früheren Aufdeckungen dar.



Fig. 21.
Schild von der Astrolabe-Bai, Neuguinea (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

So müssen denn diese Verhältnisse anders angefafst werden, wenn sie verständlich werden sollen. Wir haben es hier nicht mit einer Ausstrahlung, einem Aufwachsen von einem Punkte aus zu thun, sondern mit einer Zurückdrängung. Von Süden herauf sahen wir die Zuluschilde über den

Sambesi zu den Marutse-Mambunda, ja bis zu den Bassonge vordringen. Im Osten reicht seine Ausdehnung bis zum Nianza; hier reihten sich die Schilde anderer kriegerischer Völker, der Nil- und Massai-Stämme an. Damit ist ein Druck festgestellt, der auf die südöstliche Peripherie des Verbreitungskreises der Holz- und Rohrschilde einwirkte.

Das Gebiet derselben mufs also einst ausgedehnter gewesen sein; in Afrika selbst haben wir die Ursprungstypen nicht zu suchen, das lehrt der derzeitige Thatbestand. In östlicher Richtung aber forschend gelangen wir in eine Region, in

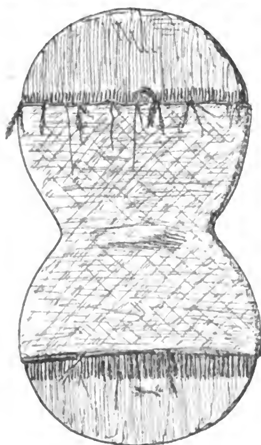




Fig. 22.
Schild von der Hood-Bai (Neuguinea), von vorn und von hinten (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

Fig. 23.
Holzschild aus Hatzfeldhafen, Neuguinea (Mus. f. Völkerkunde in Berlin, nach Fr. Ratzel).

der gleiche Schildformen in gleich üppiger Mannigfaltigkeit prangen, das ist Indonesien und Melanesien.

Da sind zunächst Schilde aus der Astrolabe-Bai zu erwähnen, die aus einer Holzplatte mit überzogenem Weidengeflecht bestehen (Fig. 21). Schilde der Südküste Neuguineas repräsentieren ebenfalls Holzplatten, die

aber nur zum Teil mit Geflecht bedeckt sind; das Geflecht ist aber feiner (Fig. 22). Eine kleinere Form runder Gestalt, die der Nordküste angehört, wird in einem Netzwerk, einer Art Beutel getragen. Schilde von Hatzfeldhafen sind mit einer Mittelrippe verziert, sowie reichem Schmuck an Ornamenten und geschnitztem Kunstwerk. Sie bestehen aus Holz; auf der einen Seite schmückt sie ein Rotangrand (Fig. 23). Auf den Salomonen ist eine Schildform heimisch, der jede Holzunterlage mangelt. (Fig. 24.)

Betrachten wir die beigefügten Abbildungen, so sehen wir in der Reihenfolge Fig. 23, 22, 21, 24 ein Anwachsen des Flechtwerkes, bis zur Selbständigkeit desselben. Doch lassen sich die Analogieen zum afrikanischen Reichtum an Formen dieser Art noch weiter und bis in das Detail verfolgen. Die Ornamente auf dem Schilde aus Hatzfeldhafen (Fig. 23) gleichen denen auf einem solchen der Wakarra (Fig. 18). Den Doppelausschnitt oben an dem Balubaschilde (Fig. 17), der zum Teil durch die Mittelrippe (vergl. Fig. 23) hervorgerufen ist, kehrt auf Schilden der Philippinen wieder. Der kleine Einschnitt am oberen Rande des Lenduschildes (Fig. 16) erscheint als letzter Rest eines gleichen, aber tieferen Einschnittes an Schilden der Motu Neuguineas und der Papua auf den Molukken. Die gemalten Ornamente auf den afrikanischen Holz- und Korbschilden bewegen sich ebenso wie die auf den Papuaschilden gemalten und an ihnen in Relief ausgearbeiteten in Entwicklungsprodukten zwischen Eidechsen- und Menschenbildnis. Die Holzknöpfe, Knoten, Buckel und Streifen auf den Rohrschilden des Kongo- und Zwischenseengebietes kehren in gleicher Gestalt auf Schilden von Nias, Mindanao, West-Neuguinea u. s. w. wieder.

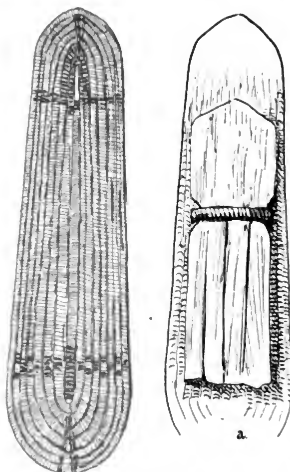


Fig. 24. Schild von den Salomonen, von vorn und von hinten (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

Hier in Oceanien verstehen wir die Entwicklung viel besser. Im Süden liegt das grofse Gebiet der stark entwickelten Stockschilde: Australien. Hier herrscht das Flechtwerk in allen Teilen der Industrie und des Geräte-

reichtumes. Da wir aber uns nicht zur Aufgabe gestellt haben, den Ursprung oceanischer Formen zu prüfen, so genügt für das erste ein Hinweis auf solchen Entwicklungsgang gleicher Art in Oceanien und dem Gebiet der vor der Achsenwirkung gesicherten in Afrika. Auf die Ursprungsgeschichte der malajonigritischen Schilde in Oceanien habe ich in einem anderen Bande einzugehen.

Die malajonigritische Verwandtschaft der afrikanischen Rohr- und Holzschilde erklärt uns nunmehr deren Verbreitung zur Genüge. Sie stammen aus dem Osten und sind auf ihrem westlich gerichteten Wanderwege bis in das Gebiet der durch den Wald, die Küste und Abgelegenheit gesicherten gelangt. Hier fand ihre Entwicklung günstigen Boden. Sie wurden aber durch die östlichen afrikanischen Völker zurückgedrängt. Dafs diese — um eine physiologische Thatsache heranzuziehen — die Fellschilde bevorzugten, liegt in deren Viehzucht und im Reichtum an Fellträgern einerseits, in dem Mangel an entsprechenden pflanzlichen Stoffen andererseits begründet.

Übersicht der Schildformen Afrikas.

Wir dürften nunmehr über die Schilde der Afrikaner ziemlich im klaren sein. Ich wiederhole die wesentlichen Züge der Verbreitung und Entwicklung, um dieses Kapitel dann mit einer allgemeinen Übersicht abschliefsen zu können.

Als älteste Schutzwaffe hat sich der Stockschild erwiesen. Seine Verbreitung liefs sich von den Südweststämmen bis in den Sudan nachweisen. Hauptsächlich treten auf der Südachse seine Formen hervor, am mannigfachsten sind sie im ostafrikanischen Zwischenseengebiete und zwar an der Südgrenze der NW.-SO.-Verbindungsachse. Eine alte, an die Schilde der Australier erinnernde Gestalt fand sich bei Dinka und Mondu. Der Schild der Babusesse zeigte den gleichen Wesenszug bei einer Verbreiterung der Fläche. Reste einer solchen Ausgestaltung liefsen sich noch im Gebiete der Zurückgedrängten z. B. in den Schilden der Sande- und Kongovölker nachweisen.

Auf der Südachse und zwar in dem nördlichen Mündungsgebiet sehen wir die erste, noch schwache Fellbekleidung des Stockschildes, die hier nur dem Schutze der Hand dient. Daraus entsteht der Fellschild, der einen einfachen Mittelstab mit einem festgebundenen Fellmantel ohne Randwulst und Buckel darstellt. Auch ein anderer Handgriff, als ihn zunächst der einfache Mittelstab bietet, fehlt noch. Diese Schilde kommen vom

Kaffernland bis südlich des Viktoria, und auf der anderen Seite bis in das Kongogebiet vor.

Von der Nordostseite aus breitet sich weiterhin der asiatische Schild aus. Er ist — wenn wir aus unserer entlegenen Gegend schliefsen dürfen — als Faustschild entstanden; sein Princip beruht daher auf der Wölbung. Er ist rund mit einem Buckel, einem Randwulst und einem Lederriemen als Handgriff versehen. Ferner ist er gemeiniglich geprefst, stets aber in Afrika aus Leder hergestellt. Seine Verbreitung ist vor allem durch die Nordachse bedingt. Daher findet er sich von Senegambien bis nach Abessynien. Er wächst im Sudan an Gröfse.

Auf der Verbindungsachse ist eine Mischung mit dem Fellschild vor sich gegangen, die drei Haupttypen erzeugt hat, den Schuli-, den Dinka- und den Massai-Schild. Bis auf den ersten, der trapezförmig ist, sind sie gleich dem Zuluschild elliptisch. Ferner zeichnet sie der Mittelstab, ein kleiner Buckel zur Raumgebung für die Hand und ein Randwulst aus. Dem asiatischen Schild sind sie endlich durch die vollständige Enthaarung des Ledermantels nahe gebracht.

Die malajonigritischen Korb-Holzschilde sind in einem peripherischen Südostgebiete (zwischen Westlunda und Waganda), einem centralen Hauptgebiete (zwischen Benue, Ogowe, Uelle und Tschnapa) und endlich einem Westgebiete (zwischen Goldküste, Niger und Sanaga) verbreitet. In ersterer Zone finden sich die vollkommensten Verbindungen von Holz und Geflecht. Im zweiten Gebiete ist das Holz infolge der Einwirkung des Wurfmessers auf ein Griffbrett reduciert und in letzterem nähert sich die Verbindung wieder den Formen der ersten Gruppe. In dieser Verbreitung äufsert sich eine gewisse Zurückdrängung, die dem Drucke der auf der Südachse vor sich gehenden Völkerbewegung zuzuschreiben ist.

Vergleichen wir diese Resultate mit den morphologischen Darlegungen, so erblicken wir eine tiefgehende Übereinstimmung. Auf den Nordostrand wirkt der westasiatische Einflufs mit aller Kraft. Er giebt der Kultur der Nordachse sein Gepräge. Auf der Südachse sehen wir verhältnismäfsig selbstständige Entwicklung. Im südwestlichen Gebiet der Zurückgedrängten fällt die Abgelegenheit und die Armut an Kulturbesitz auf. Es ist ein toter Winkel. Auf der Verbindungslinie zwischen Nord- und Südachse geht ein Austausch afrikanischer und westasiatischer Elemente vor sich, der die Bildung von Bindegliedern zwischen dem Kulturbesitze des Nordens und Südens zur Folge hat. Das zweite Gebiet der Zurückgedrängten und Gesicherten, die westafrikanische Wald- und Küstenregion, bietet die gröfste Formfülle, den reichsten Besitz, im Gegensatz zum Südwestgebiete, welches nur den nigritischen Stockschild aufzuweisen vermag. In dem westlichen

Gebiete, dem westafrikanischen Kulturkreise treten aufserafrikanische Affinitäten, malajonigritische Kulturelemente hervor, als Reste aus einer alten Zeit.

Wir können noch eine Bemerkung über das Alter der Kulturen anfügen. Der nigritische Stockschild erscheint als der älteste. Denn einmal findet er sich in den zwei toten Winkeln, im Nilgebiet und im Südwesten am besten erhalten und zum andern legt er das Zeugnis ab für das wichtigste Kampfmittel seiner Zeit, das ist der Stock als Schlag- und Wurfinstrument. Daran schliefst sich der malajonigritische Korb-Holzschild an, der aus dem Stockschilde herausgewachsen sein dürfte (?) und von dem darauf entstandenen Fellschild der Südafrikaner zurückgedrängt wurde. Die Frage, ob der asiatische Rundschild oder der afrikanische Fellschild als der ältere zu betrachten ist, wird wohl zu Gunsten des letzteren zu entscheiden sein. Jedoch wollen wir dieses Problem in diesem Bande noch nicht erörtern, sondern es aufsparen, bis die Fragen der Verbreitung der Viehzucht in den Vordergrund treten; mit diesem steht das Problem in enger Beziehung und dieses kann erst von Asien aus beleuchtet werden.

Systematik.

A) Der nigritische Stockschild: 1. Der Stockschild der Südafrikaner. 2. Der Stockschild der Ostafrikaner (Neigung zur Verbreiterung der Fläche). **B) Der afrikanische Fellschild:** 1. Der Fellschild der Süd- und Ostafrikaner.	Südachse und tote Winkel.
2. Der Lederschild der Massai, Dinka, Schuli (Einflufs der asiatischen Schilde).	Verbindungsachse.
C) Der asiatische Rundschild: 1. Der Rundschild der Abessynier — Somal.	Verbindung mit Asien.
2. Der Rundschild der Dongolaner, Sudaner und Nordwestafrikaner.	Nordachse.
3. Der Lederschild der Massai, Dinka, Schuli (Einflufs auf die afrikanischen Fellschilde).	Verbindungsachse.
D) Der malajonigritische Korb-Holzschild: 1. Der Korb-Holzschild der peripherischen Lage (Waganda bis Westkalunda). 2. Der Korbschild der Sande-Kongovölker (unter dem Einflufs des Wurfeisens). 3. Der Korbholzschild der Westvölker (Goldküste, Benin, Kamerun, Haufsaländer).[1]	Westliches Ablagerungsgebiet.

---

1) Vereinzelte Vorkommnisse sind nicht berücksichtigt, weil sie wenig sagen, aber viel verwirren. Die Schilde der Pare sind wohl als Rest auf der westlichen Wanderung anzusehen, die Schilde der Kanembse vielleicht als vereinzelter Ausläufer. — In Ostafrika (am Südende des Viktoria etc.) spielen viele Mischungen durcheinander, die aber alle durch die Berührung der drei Zonen 1. Verbindungsachse, 2. Südachse, 3. Westkreis erklärt werden. Sie alle hier zu nennen, würde zu weit führen. — Über die Schilde der alten Bakonge sind wir zu wenig unterrichtet, um ein klares Urteil abgeben zu können. Wahrscheinlich haben wir es mit einer Mischung der westlichen Holzformen (Holzunterlage) und der südlichen Fellschilde (Fellüberzug) zu thun.

4. Verschiedene afrikanische Waffen.

(Vergl. Kartenblatt 1, Nr. VII und 2, Nr. XIX.)

Das Bild der Bewaffnung der afrikanischen Völker ist ein ebenso mannigfaltiges, wie das der Beziehungen der Waffen unter einander. So fehlt z. B. den Fulbe und einem grofsen Teile der Lunda-Völker der Schild gänzlich. Der Bogen kommt in Südostafrika selten vor, der Wurfspeer ist bei den Stämmen der mittleren Kassai unbekannt. Das Messer, das in Centralafrika eine so hervorragende Rolle spielt, ist in Süd- und Ostafrika überhaupt nicht als Waffe vertreten. Die Kriegsbeile, bei Völkern des südlichen Kongogebietes eine Hauptwaffe, verschwinden als solche nördlich vom Kongo fast vollkommen.

Und ebenso buntscheckig ist das Bild der Waffenbeziehungen. Der Schild verschwindet fast überall, wo der Bogen die erste Rolle spielt, daher zum Beispiel am Unterlaufe des Kassai. Das kommt daher, dafs der Schild ein Begleiter des Wurfspeeres ist. So ist er in üppiger Entwicklung am mittleren Kongo begriffen, sowie am Ogowe; und in diesen Gebieten sehen wir den Bogen als Seltenheit an; mit Staunen erfüllt uns aber die Menge der Wurfspeerformen, die aus diesen Ländern strömt. Unter Einwirkung des Wurfmessers wird der Korb-Holzschild zum Korbschild und Elfenbeinringe werden im Einflufsgebiet derselben Waffe vom Schmuckstücke zur Schutzwaffe erhoben.

So ist die Verbreitung der Waffen in Afrika also keine lückenlose. Aber diese Lücken sind für die Feststellung der Arten belanglos, denn wir können aus dem grofsen Zuge der Verbeitung, — dafs ein solcher besteht, ist im vorigen genugsam erwiesen — mit ziemlicher Sicherheit feststellen,. welche Form der Waffe in dieser Gegend vorhanden sein müsse, wenn sie überhaupt im Gebrauche des Volkes wäre.

Des weiteren zeigt das Verbreitungs- und Wesensbild einer Waffe auf manchen Grundzug in der Verbreitung einer anderen hin. Zum Beispiel ist das Heimatland des Zuluschildes auch das des Assageien, des südafrikanischen Wurfspeeres mit eingelassenem Eisen. Das Verbreitungsgebiet beider ist das gleiche. Der morphologische und anatomische Bau zeigt also

hier schon physiologische Thatsachen, Gesetze der Lebensformen an. Der geschulte Blick soll diese erkennen können und somit dem Ethnologen verraten, auf welchen Wegen er am schnellsten an sein Ziel, die Erkenntnis des Wesenszuges aller dieser Beziehungen, komme.

Bedenken wir dazu endlich noch, dafs der Einflufs der Rohstoffe in bestimmten Gegenden bestimmte Folgen in der Entwicklung vieler verwandter Geräte und Waffen hat, so haben wir mit noch einem Hilfsmittel eine ganze Reihe von Wegweisern gewonnen, die alle gemeinsam berücksichtigt von aufserordentlichem Vorteile werden können. Es ist das der Hauptschatz von Regeln, an deren Hand wir nun eine Reihe von Angriffswaffen anatomisch zergliedern wollen.

I. Die afrikanischen Bogen.

Die afrikanischen Bogen sind von Friedrich Ratzel in dem schönen Buche: „Die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaft" eingehend erörtert. Es ist in dieser Arbeit ein überaus umfangreiches Material von so aufserordentlich geschickter Hand geordnet, dazu zum Ausgangspunkte derart feinsinniger und treffender Bemerkungen und Erkenntnisse geworden, dafs ich über das Thema nichts Neues würde hinzufügen können, wenn nicht die anderen hier vereinigten Untersuchungen und Resultate manches neue Licht auch auf das Wesen und die Verbreitung der afrikanischen Bogenformen würfen. Das Werk Ratzels ist für diese Studie daher das wichtigste Quellwerk. Ich habe mich darauf beschränkt, seine Angaben zu verwenden bis auf ein Gebiet, das des westafrikanischen Kulturkreises. In den anderen Gebieten ist hier fast nur eine Kürzung des Gedankenganges geboten, eine Thatsache, die ich hier betone, um mich des ferneren auf kurze Hinweise nach dieser Richtung beschränken zu können.

Die Formen des westafrikanischen Verbreitungsgebietes, zumal die des Kongogebietes sind eingehender erörtert, weil dies für die Beurteilung eines später zur Erörterung gelangenden Problemes, der Frage nach der Entstehung dieser Bogenformen, von aufserordentlicher Wichtigkeit, ja zur Notwendigkeit wird.

a) Die süd- und ostafrikanischen Bogen. In Südafrika sind Bogen bis auf reichlichere westliche Erscheinungen eine ziemliche Seltenheit. Dagegen gehören sie bei den Herero und Ovambo zur vollständigen Ausrüstung. Bogenträger sind ferner die kleinwüchsigen Buschmänner. Ihr Bogen ist der gleiche, wie der der Kaffernvölker; die parasitäre Natur des Kulturbesitzes tritt uns hier zum erstenmale entgegen. Im südlichen Kongobecken mehren sich die Vorkommnisse dieser Formen. Sie reichen bis

nach Nordangola, gehen hier aber schon eine Mischung mit Typen des Kongogebietes ein. Auf der anderen Seite mehren sich die Bogenvölker nördlich des Sambesiunterlaufes stetig. In Ostafrika ist der Bogen eine gemeine Waffe. Der in Frage kommende Typus reicht zunächst bis zur Verbindungsachse. Auf dieser kommt neben ihm eine Reihe anderer Typen vor. Also ist er bis zum Viktoriasee — einige Ausnahmen kommen nicht in Betracht — der Alleinherrscher. Bei den Nilvölkern treten neben ihm andere Formen auf.

In der Ausbildung zeigt er gleichzeitig mit steigender Bedeutung als Volkswaffe und somit Häufigkeit, Güte und Sorgfalt in der Herstellung. — Den ostafrikanischen Bogen bildet ein cylindrischer, nach beiden Enden hin so sich verjüngender Stab, dafs eine stärkere Abnahme der Dicke beim letzten Fünftel oder Sechstel der Gesamtlänge eintritt. Die aus tierischer Haut oder Faser gedrehte Sehne ist ohne jede Kerbe mit Knoten angelegt. Die Spitzen sind vom Knoten auswärts gleich oder fast gleich lang, meist 5—7 cm, und mit besonderer Sorgfalt geglättet. Die Sehne pflegt mehr oder weniger lang zurückgewickelt zu sein. Reservestücke von Sehnen und Hautstreifen sind aufserdem häufig umgelegt. Die Länge schwankt am häufigsten um 150 cm. Der Stab ist niemals ganz geglättet, schon weil das Holz ungemein uneben zu sein pflegt, manchmal ist aber die Hobel- und Schabarbeit sehr nachlässig durchgeführt. Längsrisse sind am Scheitel nicht selten und werden durch umgelegte dünne Hautstreifen verdeckt. (R.)



Fig. 25. Bogen aus Ostafrika: „Karague“. (Slg. Kollmann im Leipz. Mus.).

Dem Norden, also dem eigentlichen Zwischenseengebiete gehören diese besser gearbeiteten Formen an. Sie verraten zuweilen eine beträchtliche Sorgfalt bei der Glättung des fast überall von Natur wenig geeigneten Holzes. Im Süden dagegen treffen wir auf sehr grobe Arbeiten. Knorrige und astreiche Hölzer finden manchmal Anwendung, ohne dafs ein nennenswerter Versuch gemacht zu sein scheint, ein eleganteres Äufsere herzustellen. Die Bogen des Südwestgebietes zeigen immerhin noch höhere Sorgfalt. Fast alle oder wenigstens der gröfste Teil zeigt eine Abflachung auf der Oberseite, eine Zuspitzung der Enden. Aufserdem sind sie wie die ostafrikanischen, nicht aber alle südafrikanischen Bogen mit Öl bearbeitet. Daher vielleicht gewinnen sie die rotbraune Farbe. Im Nordosten stellen die

Bogen der Quillenguis (Angola) den äufsersten Ausläufer dar. Auch hier kommen besser ausgeführte, mit Schnabelenden versehene neben roheren Exemplaren mit stumpfen Enden in Betracht.

Einen wesentlichen Entwicklungsgang macht die Umwicklung oder Bekleidung des Stabes mit Sehnen oder Sehnenteilen durch. Im Süden sehen wir kurze Zurückwindung der Sehne. Dem Norden zu wird sie ausgedehnter.[1] Wir werden sehen, dafs die Nilbogen durch vollkommene Umwicklung mit Lederstreifen oder Sehnen ausgezeichnet sind, so dafs wir ein stetiges Zunehmen dieser Eigenschaft dem Norden zu wahrnehmen können. Es ist das ein Entwicklungsgang, der dem der Schildformen analog geht. Hier war in derselben Richtung ein Eingreifen asiatischer Elemente bemerkbar: Enthaarung, Randwulst, Buckel. Im Süden, im Gebiete der Fellschilde, also mangelhafterer und seltenerer Anwendung der Ledertechnik, fehlt die stärkere Umwicklung fast gänzlich.

Dafs wir dem Kongo zu diese Schmückung oder richtiger Verbesserung des Stabes nicht beobachten können, macht diese Thatsache noch interessanter. Der Grund liegt darin, dafs wir bei der Verfolgung dieses Seitenweges der Südachse nach dem Norden nicht in ein Gebiet höherer Lederindustrie, sondern der Textilindustrie und Verwendung von Pflanzenfasern gelangen. (Korbschilde!)

Aber auch ohne Berücksichtigung dieser Lederverwendung läfst sich Verkümmerung der Bogen hier im Süden mit Leichtigkeit nachweisen. Denn die Bogen der südwestlichen zurückgedrängten sind lebenskräftiger und vollendeter als die der südöstlichen Völker reicheren und besseren Kulturbesitzes. Den Grund festzustellen ist nicht schwer. Wir sehen hier als siegreiche Waffen Assagei und Fellschild. Sie tragen die Merkmale der Jugend und frischen Auflebens, die Bogen den der Zurückgesetztheit.

Für eine Vorgeschichte der süd- und ostafrikanischen Bogen endlich ist es von grofser Bedeutung, dafs Rotangringe als Schmuck des Bogenstabes in Südafrika mehrfach vorkommen, dafs des ferneren im unteren Sambesigebiet Bogen mit Bastknoten u. s. w. eine bessere Besehnungsart haben. Wir werden hierauf zurückzukommen haben.

b) Der nordafrikanische Bogen. Was im Süden als Schmuck oder Verbesserung auftrat, Bekleidung des Bogenstabes mit Leder ist im Norden Wesenszug. So weit nämlich sich die asiatischen Rundschilde verfolgen lassen, so weit treten uns in Afrika auch die asiatischen Bogenformen entgegen. Der asiatische Bogen ist zusammengesetzt, zweiarmig mit einem

1) Holub bildet (Maschukulumbe Bd. I, S. 529) einen Bogen der Mankoja (nördlich von den Maschukulumbe) ab, der schon einen fast den ganzen Stab bedeckenden Überzug mit Lederumwicklung zeigt.

eingedrückten Scheitel und Aufbiegung der Enden. — Echt asiatische, zusammengesetzte Formen von geringer Höhe, meist reich verziert, werden in Lederscheiden getragen. Sie kommen überall vor, wo arabisch-maurische Kultur sich eingewurzelt hat, also in Nordafrika, dann aber auch im centralen Sudan (Ratzel). Typische Formen sind mir aus Senegambien, Sokoto, Baghirmi (?), Darfor und Nordostafrika (hier handelt es sich anscheinend um eine direkte Verschleppung) bekannt.

Als bezeichnende Merkmale für die Verwandten dieser Form in Afrika möge der eingedrückte Scheitel, die Aufbiegung der Enden, demnach die Zweischenkligkeit, sowie die Umwindung mit Leder oder Eisen angesehen werden. Im übrigen ist ein bedeutender Unterschied zu erkennen in den eben beschriebenen echten asiatischen Bögen, zweitens afrikanischen Formen derselben und endlich jenen vielen Erscheinungen, die bei afrikanischem Grundtypus vereinzelte Merkmale, aber nicht tiefergehende Eigenschaften des asiatischen Bogens übernommen haben.



Fig. 26. Dinka-Bogen (Mus. f. Völkerk. in Leipzig).

Die zweite Gruppe der in Afrika selbständig gewordenen Bogen umfafst mehrere Formen am Südrand des Nordachsengebietes, sowie die meisten der Verbindungsachse. Typisch sind vor allem im Nordwesten die sogenannten Haufsabogen, die sich nicht etwa nur auf die Haufsastaaten in der Verbreitung beschränken, sondern bis zur Elfenbeinküste sich eingebürgert zu haben scheinen. Ratzel hat einige solche Bogen, die der Gouverneur Zimmerer dem Münchener Museum zugestellt hat, und an denen ihm besonders die Befestigung der Sehne auffiel, eingehend beschrieben: Auf das 113 bis 157 cm lange Holz ist keine grofse Aufmerksamkeit verwendet; halbroh, knotig, Bambus oder an das Rotholz der Amerikaner erinnerndes dunkles Holz, fast gerade, selten symmetrisch gewölbt, in der Regel auf derjenigen Seite leicht aufgewölbt, wo die Sehne festgemacht ist. Ein Rifs ist durch einen Messingring kuriert. Etwas glattere Arbeit zeigt den Versuch, den Rücken abzuflachen. Nach den Enden zu sind Haut- und Lederstücke fest, wie angeleimt, umgelegt und unter eins der ersteren sind einige Steine geschoben, welche wohl das Festhalten erleichtern sollen. An einigen sind aus demselben roten Leder, welches wir in unseren Museen an den schönen Ledertaschen und -scheiden aus dem Mandingogebiete finden, Schlingen zum Umhängen angebracht. Die Sehne ist ein gedrehter Lederstreif und hält fest an dem einen langsam sich verjüngenden Ende,

während sie an dem anderen in einen tiefen seitlichen Einschnitt eingehängt ist. — Der Bogen, den ich in Fig. 27 abbilde (ich verdanke ihn der Güte des Mstr. Elton), gehört zu dieser Gruppe. Er zeigt die leichte Biegung an einer Seite und an derselben die asiatische Einhängungsweise (*de*). An dem anderen Ende ist die Sehnenbefestigung eine ganz andere. Wir werden auf diese zurückzukommen haben.

Im Nilgebiet findet sich die zweite typische afrikanisch-asiatische Bogenform in dem der Dinka. Im Zustande der Ruhe hat dieselbe 120—135 cm Scheitellänge. Es ist ein wenig gekrümmter Stab, der erst an den Enden die wunderlichsten Aufbiegungen zeigt. Meist ist der Bogen vollkommen mit Eisenblech umwunden. Die Sehne besteht aus gedrehtem Lederstreif (Fig. 26). — Ich habe die Abbildung eines solchen Bogens an den Anfang dieses Abschnittes gebracht, weil seine Form ein wichtiges Licht auf die Zeit und Form der Ausbreitung asiatischer Merkmale in Afrika wirft. Es ist das nämlich die einzige in Afrika einheimische Bogenform nordöstlicher Herkunft, die den Unterschied der Ruhe und der Spannung in der Konstruktion als wichtiges Konservierungsmerkmal berücksichtigt. Die in Scheiden getragenen maurisch-arabischen Bogen sind bei weitem nicht in diesem Mafsstabe vor der in gespanntem Zustande vor sich gehenden Erschlaffung geschützt.



Fig. 28.
Somali-Bogen.
(Im Besitze des Freiherrn von Schrenk-Nostiz.)

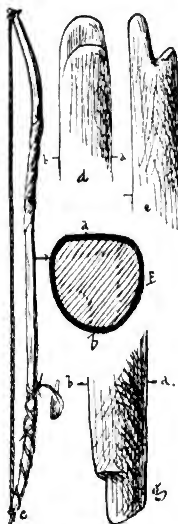


Fig. 27.
Haufsabogen aus dem Norden von Aschanti.
(Im Besitze des Verfassers.)

Endlich haben wir als dritten dieser Reihe den Somalibogen zu berücksichtigen. Der Stab derselben nimmt von der Mitte nach den Enden ziemlich regelmäfsig ab. Der Scheitel ist sehr stark eingedrückt, so dafs der Bogen zweischenklig ist. Die Sehne ist aus Tierdarm hergestellt, an den Bogenenden mittels Schlinge befestigt; die Enden derselben sind mit

feinem Zwirn oder mit schwachem Drahte umwickelt. — Der Gallabogen entspricht übrigens nicht diesem Typus. Wir finden aber Bogen von der Form der Fig. 28 in ziemlicher Ausdehnung, wenigstens bis an den Viktoriasee, von dessen westlichen Gestaden in jüngerer Zeit mehrere verwandte Gestalten bekannt geworden sind.

Drittens sind endlich noch jene vielen äufserlich gebliebenen Vermächtnisse des asiatischen Bogens zu erwähnen. Sie finden sich vielfach bis an die Westküste verbreitet, erstrecken sich in das nördliche Kongobecken und in das Seengebiet hinab.

Das wichtigste Merkmal ist die Lederbekleidung des Bogenstabes, die im Nilgebiet durch Eisen ersetzt wird. Die grofse Gruppe dieser leder-, fell- oder eisenumkleideten Bogen umgiebt wie eine äufsere Vorpostenkette die asiatisch-afrikanischen Bogen. Im Osten fielen Stuhlmann die ledernmgürteten Massaibogen als denen der Nilvölker ähnlich auf. Ein Bogen von Simbodja im Besitze des Freiherrn von Schrenk ist ganz in Leder gehüllt. Vom Nil aus erstreckt sich ein breiter Gürtel der Verbreitung mit Fell umwickelter Bogenhölzer bis an den Kongo. Drei Bogen im Leipziger Museum sind vollständig in Fell gehüllt. Ein solcher von Rafai zeigt Einschränkung des Schmuckes bis auf die Enden. Zum Schlusse kommen am Stanley-Pool kleine Fellstreifen als Reste vollständiger Bedeckung vor.

An der Westküste sind diese Bogen mehrfach vertreten. Lederumwicklung ist besonders im Haufsagebiete keine Seltenheit. Ihr Vorkommen reicht bis nach Senegambien, d. h. so weit die Haufsa- und Mandingoindustrie sich erstreckt. Ein trefflicher Bogen aus Salaga möge wenigstens einen Haupttypus repräsentieren. (Vergleiche die beigeheftete Tafel.) Er besteht aus Holz, die Schnur aus gedrehter Haut. Lederringe umgeben in bestimmten Absätzen das Bogenholz, welches vollkommen mit farbigem, feinem Leder überzogen ist. Die Sehnenbefestigung wird dadurch noch sicherer, dafs sich am Ende unter dem Lederkleide dickere Ringe befinden, so dafs durch den Überzug starke Knoten gebildet werden. Auf diese Sehnenbefestigung werde ich noch zurückzukommen haben.

An diesen Südrand der Verbreitung des asiatischen Bogens in Afrika reihen sich dann im Osten noch Formen schwächerer Entwicklung geographisch an und leiten zum ost- und südafrikanischen Bogentypus über.

c) Der westafrikanische Bogen. Von den centralafrikanischen Bogen giebt Ratzel folgende Beschreibung: Mittlere Länge 140—160 cm, flache Biegung, flach rechteckiger bis halbkreisförmiger Querschnitt, kurze gleiche Spitzen, an denen die Sehnen festgehalten werden durch Wülste oder Ringe aus Rotang oder Holz oder beiden, indem Holzpflöcke oder -knöpfe mit Rotang überflochten sind; dieselben sind entweder dem Bogen aufgesetzt

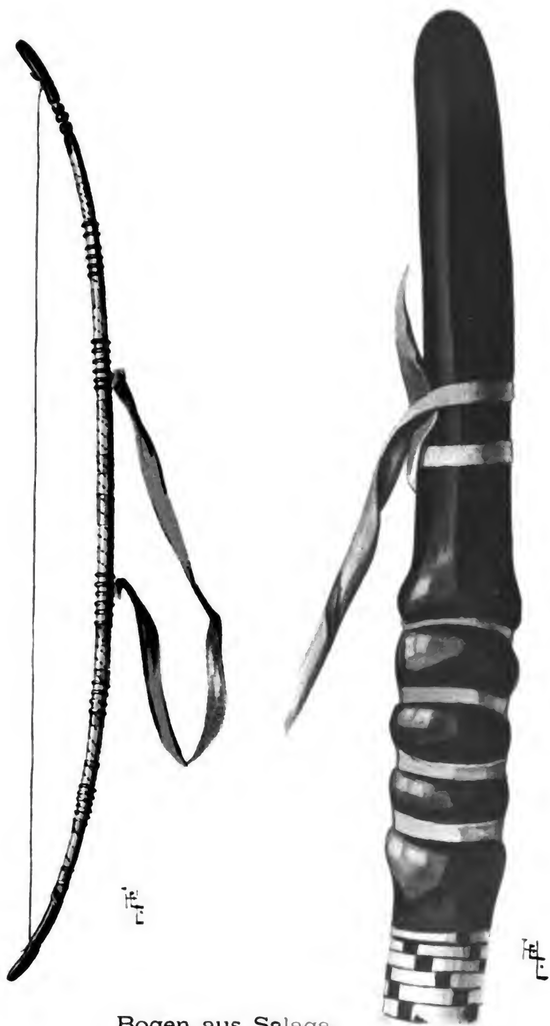
oder angeschnitzt. — Ein ganz eigentümlicher Zug ist, dafs wegen der Zerbrechlichkeit der Rotangsehne die Besitzer dieser Bogen jeweils mehrere Reservesehnen um Stirne oder Hals tragen.

Die zwei Schwierigkeiten, welche die anatomische Zergliederung der Formen vom ersten Betrachten an zu überwinden hat, sind Mannigfaltigkeit der Formen bei Ungesetzmäfsigkeit der Verbreitung. Lassen sich doch nicht einmal feste Linien als Umgrenzung des fraglichen Verbreitungsgebietes ziehen. In Nordguinea greifen asiatische Formen mit Lederbekleidung und tierischer Sehne vielerorts bis zum Küstensaum über. In Südguinea kommen festere Formen bis an die Grenze des Kongobeckens überhaupt kaum in Betracht und die einzige klare Bogengestalt, die der Wute, zeigt Merkmale asiatischer Herkunft ebenso wie ausgesprochene Charakterzüge des westafrikanischen Bogens. Im Norden des Kongobogens erscheinen Fellbekleidung über Rotangwülsten bei den Mädje und bei Rafai, dazu tierische Sehne neben Rotang-Ringschmuck und Knaufenden am Unterlaufe des Kassai. Nur im Osten läfst sich einigermafsen Abgeschlossenheit nachweisen, aber wir werden sehen, dafs die pflanzliche Sehne hier weitere Verbreiterung, nämlich bis über den Albert Edwardsee hinweg, gefunden hat als andere Charakterzüge des westafrikanischen Bogens. Im Südosten reicht die tierische Sehne bis zum Lualaba an einigen Stellen; die Besehnungsart in Kugel-, Kragen-, oder Knaufenden aber erstreckt sich in entgegengesetzter Richtung bis fast an den Tanganjika. In Malange kommen neben westafrikanischen südafrikanische Bogenformen vor, im Westen reicht der letztere Typus bis zum Norden Angolas,[1] im Osten herrscht der westafrikanische allein. Unter solchen Verhältnissen den Weg der Entwicklung zu verfolgen, ist ungemein schwer.

Nun bietet der in Frage stehende Bogen aber ein Merkmal, das so ausgeprägt ist, dafs es oftmals den Reisenden aufgefallen ist. Es ist die Rotangsehne. In wie weit die anderen Eigenschaften mit dieser Erscheinung Hand in Hand gehen, werden wir zu untersuchen uns bestreben, zunächst aber die Verbreitung dieser einen, wenn auch nur flüchtig, skizzieren.

Die Nordwestgrenze der Verbreitung der pflanzlichen Bogensehne liegt in Senegambien. Zur Sehne bedienen sich die Jolof einer anderen Art von Holz, welche sie sehr künstlich zuzubereiten wissen — sagt ein alter Bericht. Dagegen giebt Jobson die sehr wichtige Mitteilung, dafs die Sehne aus eben dem Holze, woraus der Bogenstab verfertigt ist, hergestellt

1) Die Jaga und die Stämme des Kongoreiches „tragen Bögen von starkem Holz, die sich aber biegen, 5—6 Spannen lang, an beyden Seiten zugespitzet, daran die aus zartem Leder gemachte Strick zu binden, welche sie aus der Thieren Ingewayd und Därmen machen; die aber sehr hoch geschätzt werden.“ Cavazzi, S. 186.



Bogen aus Salaga.

Verlag von Gebrüder Borntraeger, Berlin

sei. Die Bogen der Völker zwischen Kap Blanco und Sierra Leone seien aus Schilf oder Rohr gemacht, versichert Moores, und dem Bambus in Ostindien ähnlich. Die Sehne ist eine Art von Rohr, die sehr artig zerschnitten und zu diesem Ende zubereitet ist. Einen Bogen mit Rotangsehne — „heute schon eine grofse Seltenheit" — hat Büttikofer aus Liberia mitgebracht. Die besten älteren Nachrichten über die Völker der Sierra Leoneküste bietet Winterbottern. Die Bogen der Fulbe sind nach ihm sehr elastisch und stark; und statt der Sehne befestigen sie an denselben ein dünnes Stück Bambus, das der Länge nach gespalten ist. Nach Dapper bestand die Bogensehne an der Goldküste aus Bast.[1]

Nunmehr Süd-Guinea. Bogen aus dem nördlichen Kamerun mit Rotangsehne liegen im Leipziger Museum für Völkerkunde (Slg. Fichtner). Die Bogen der Wute liegen im Grenzgebiet; sie sind mit einer Tierhaut, „oft auch nur mit einem Baststrick" besehnt. Die alten Anziken, die von Nordosten gegen Kongo anstürmten, hatten kurze Bogen, die mit Schlangenhaut umwunden, und deren Sehnen Grashalme waren. Östlich hiervon führen die Bongo als die am meisten gen Norden Wohnenden Bogen mit Rotangsehnen. Ihnen folgen im Süden die Sande. Der Bogen der Mangbattu hat nach Schweinfurth „zur Sehne einen Strang von einfach gespaltenem, spanischem Rohr." [2]

Wir betreten nunmehr den grofsen Wald in der Nordostgegend. Am mittleren Aruwimi fand Stanley Bogen aus zähem, hartem, braunem Holze und etwa 90 cm lang; die Sehne bestand aus einem breiten Streifen sorgfältig geglätteten Rotangrohres. Die Rotangsehne fand Stuhlmann bei den Walegga, Westlendu, Pygmaeen, Wawira, den nach Süden gewanderten und unter den Wawira ansässigen A-Lur und den Wassongora. Wir müssen nach Osten den Wald verlassen, um die äufserste Verbreitungsgrenze der pflanzlichen Sehne zu erreichen. Bei den Wawamba Tenge-Tenge's im Ssemilikithale waren die Sehnen der Bogen „nicht wie bei anderen Völkern aus Bast oder Tierfaser gedreht, sondern aus einem Streifen Rotang von 3—4 mm Breite hergestellt." In Karagwe ist die Bogensehne aus Bast verfertigt.[3]

Im südlichen Teile des Waldgebietes herrscht nun durchgehends die Rotangsehne. In einer verlassenen Butembo-Hütte fand Götzen einen Bogen

---

1) Moores: „Reisen in Afrika", S. 121. „Allg. Hist. d. R.", Bd. III, S. 172. Büttikofer, Bd. II, S. 268. Winterbottom, S. 211/212. Dapper, S. 476.

2) Morgen: „Kamerun", S. 201. Ratzel: „Geographische Verbreitung", S. 246. Schweinfurth, S. 296. Heuglin: „Reise in das Gebiet des weifsen Nil", S. 214.

3) Stanley: „Dunkelste Afrika", Bd. I, S. 172. Stuhlmann, S. 307, 382/383, 433/434, 452, 490, 533, 547, 664.

mit Rotangsehne. In gleicher Weise ist der Bogen der Bakumu des Waldes bis zum Kongo besehnt; hier tritt dann eine aus Raphiafaser gedrehte und gerötete Sehne auf. Aufser auf Beobachtungen Ratzels an Wiener und Berliner Museen ist auf Bogen in Leipzig zurückzugehen. Auf seiner ersten Durchquerungsreise fand Stanley im südlichen Waleggaland kleine aber starke Bogen, „deren Sehnen aus schmalen Streifen des Rotang-Rohres verfertigt werden.“ Im übrigen erwähnt Cameron Bogensehnen aus Rohr.[1]

In Angola waren früher 3 Fufs lange Bogen „mit Sehnen aus Baumrinden üblich.“ Das erinnert an einen Bogen, den Wifsmann von seiner Reise 1885 aus nicht entfernt liegenden Gegenden mitgebracht hat und dessen Sehne ausnahmsweise aus Raphiafaser gedreht ist. Sonst erblicken wir überall Sehnen „aus der von Rotang abgeschälten Rinde“, wie sie Wifsmann bei den Bena Tschia (Balubastamm) auffiel und die nach seiner Angabe im Gebiete der Bena Samba einer solchen aus Tierfaser Platz macht. Von anderen ist sie noch weiter westlich beobachtet (siehe die Angabe von Cameron). Bei den Bakuba hat der 1,5 m lange Bogen eine Sehne aus gespaltenem Rohr; am unteren Kassai begegnet uns dagegen wieder die Tiersehne, wahrscheinlich ein Entgegenkommen von Norden. Während westlich vom Kassai am Kuango und Kuilu die Rotangsehne bis zur Mündung des Kongo — siehe Bogen in Leipzig von Bomma! — hervortreten, bietet der Unterlauf des Kassai und der Mittellauf des Kongo — soweit Bogen hier überhaupt vorkommen — aus Pflanzenfasern gedrehte dicke Schnuren.[2]

Diese Rotangsehne nun steht in einem bestimmten Verhältnis zu anderen Eigenschaften des westafrikanischen Bogens. Mit einer derselben machen wir zu unserem Bedauern in den Museen Bekanntschaft; nach einiger Zeit platzen die Sehnen, wenn sie beständig gespannt bleiben. Es ist sehr bezeichnend, wenn v. François einen Bogen der Balolo wie eine Peitsche d. h. mit geradem Bogenholz und einerseits befreiter Sehne abbildet. Thatsächlich ist denn auch ein Hauptzug dieser Bogen, dafs sie in Ruhe-

1) Goetzen, S. 260. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. II, S. 160. Cameron, engl. Ausg., Bd. I, S. 348. Angaben über Bakumu-Bogen bei Ratzel: „Bogen“. Es scheint nicht notwendig, nähere Litteraturangaben über die Ratzelschen Bogenarbeiten zu geben, da dies zu weit führen würde. Im allgemeinen ist das Material in der Hauptarbeit desselben niedergelegt.

2) „Allg. Hist. d. R.“, Bd. V, S. 42. Wifsmann-Pogge, S. 116, 172. Wifsmann-Wolf, S. 251. Das Leipziger Museum besitzt aus dieser Gegend 1 Bogen der Jakka am Kuango, 2 Bogen aus Bomma am Kongo, 1 Bogen von Mayombe (alle mit Rotangsehnen), 1 Bogen der Bateke am Kongo, 3 Bogen von Stanleyfalls mit aus Fasern gedrehten Sehnen, 1 Bogen mit Tierhaut (Sammlung Wolf) von Kassai; den anderen 3 Kassaibogen fehlt die Sehne. 2 Bogen aus dem Ubangigebiet besitzen Rotangsehnen.

stand versetzt werden können. Das ist aber dadurch erreicht, dafs die Sehne leicht ein- und auszuhängen ist.[1] Den ostafrikanischen Bogen mangelt diese Eigenschaft. Auch läfst deren Besehnungsart ein solches Verfahren nicht zu, es fehlt eine Vorrichtung: der Knopf, Knauf, die Scheibe oder der Knoten am Ende des Bogens als Träger. Eine weitere Eigenschaft, die auf diese Sehne zurückzuführen ist, ist die schwache Wölbung, die den meisten dieser Bogen eigen ist. Wo die Fasersehne herrscht (z. B. an den Stanley-Fällen), sehen wir beständige Befestigung und stärkere Biegung.

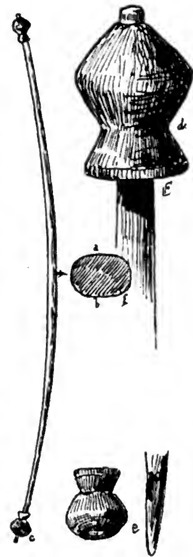


Fig. 29.
Bogen aus dem Hinterlande der Goldküste (Slg. Steiner im Leipziger Mus. f. Völkerk.). Die Sehne fehlt.

Die Knotenenden treten nun in drei verschiedenen Formen auf: erstens als aufsetzbare Holzknöpfe und Scheiben, zweitens als aus dem Bogenholz geschnittene Knöpfe und Verdickungen und drittens als Rotangknöpfe. Dazwischen giebt es mancherlei Variationen, wie rotangübersponnene Knaufenden und -scheiben. Ferner erinnere ich an den oben beschriebenen Bogen von Salaga, der aufser seinen asiatischen Elementen die durch untergeschobene Lederringe hervorgerufene Verdickung zu Knoten als westafrikanisches Konstruktionsmoment bietet. Bemerkenswert ist endlich, dafs keine dieser Befestigungsweisen auf ein Gebiet allein beschränkt zu sein scheint, oder in einer Gegend allein vorkommt. Meine Kenntnis ist noch sehr schwach, das Material in Museen noch unverhältnismäfsig klein; oft bieten unter allen vorhandenen Formen eine jede einen eigenen Typus. Deshalb möchte es zunächst am richtigsten sein, aus jeder Gegend des westafrikanischen Kulturkreises alle die erwähnten Besehnungsarten zu erwarten.

Die aufgesetzten Holzknöpfe scheinen besonders im südwestlichen Gebiete vom Bangala-Lunda-Stamme bis in die Nähe des Tanganjika vorhanden zu sein. Schon Cameron fielen diese aufgesetzten Knöpfe auf und er bildete sie als Baluba-Besehnungsform ab. An Stelle der Knöpfe treten hier Scheiben hervor, bei den westlichen Bangala

1) Dies wird auch deshalb schon zur Notwendigkeit, weil während des Kampfes sicherlich oft eine Sehne springt und sie nun schnell ersetzt werden mufs, weshalb ja jeder Krieger auch eine Reservesehne um Hals oder Stirn geschlungen trägt.

dagegen Propfen. Wir können hier ein neues Vorkommnis feststellen: einen Bogen mit abnehmbaren Holzknöpfen aus dem Inlande der Goldküste. Der Bogen ist verhältnismäfsig gut gearbeitet, von heller Farbe, die Knaufenden von dunkler. In der Mitte ist das Bogenholz dicker als den Enden zu. Eine Bearbeitung mit Öl hat nicht stattgefunden. Die Sehne dürfte den Kugelenden nach zu schliefsen aus Rotang bestanden haben (Fig. 29).

Zweitens; aus dem Bogenholz geschnittene Knöpfe und Verdickungen (Fig. 33 und Fig. 31 das obere Ende) kommen auch häufig vor. Am

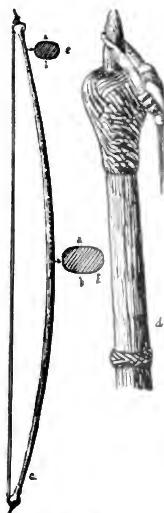


Fig. 30.
Bogen aus der Gegend von Djabir, aus Ländern südlich der Uelle stammend. (Im Besitze des Verf.)

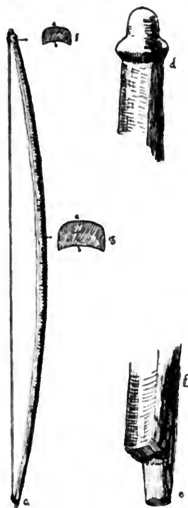


Fig. 31.
Bogen vom Kassai (Slg. Wolf im Leipziger Museum f. Völkerkunde). Die Sehne fehlt.

meisten finden sie im Westgebiet, zwischen Kassai und Angola Verwendung. Hier ist der Bogendurchschnitt meist rechteckig, das Holz flach (Fig. 33). Der Bogentypus dieser Gegend schliefst sich insofern näher an die süd- und ostafrikanischen Formen an, als die Enden stärker herabgebogen sind. Es sind im westafrikanischen Kulturkreise vor allem drei Biegungen bemer-

kenswerth: die erste, eben erwähnte, mit herabgebogenen Enden, die zweite flachgewölbte, die dritte starkgewölbte im nördlichen Kongo- und Waldgebiet. Die erste Form neigt zur Zweischenkelbildung, die anderen beiden folgen der naturgemäfsen schwächeren (die zweite) oder stärkeren (die dritte Form) Biegung. — Im südlichen Kassaigebiet und im Balubaland wird die einfache Holzkugel häufig mit Rotang überzogen, wodurch eine birnenförmige Bildung entsteht. Schwächere Knaufenden dieser Art (Fig. 31) neigen schon zu einer einfachen Verdickung, wie sie im Osten, aufserhalb des westafrikanischen Kulturkreises, bei den Völkern des unteren Sambesi, auch zu beobachten ist.[1]

Endlich haben wir die Rotangflechtknöpfe zu berücksichtigen. Sie gehören zum Teil dem Kassai an, zum Teil dem nordöstlichen Waldgebiete. Aufserdem aber können sie jetzt auch für den Norden und Süden des Ubangithales nachgewiesen werden. Einen Bogen aus weniger gut bearbeitetem Holze, mit Rotangsehne und solchem Rotangknaufe, der noch mit Fell bekleidet ist, besitzt das Leipziger Museum. (Slg. des Kongostaates.) Er stammt von der Station Rafai. Der Knoten ist hier beiderseits weniger schön und sorgfältig gearbeitet wie anderweitig. Bei der Abbildung (Fig. 35 d) war ich bedacht, den Fellmantel etwas zurückzuschlagen, was ohne Beschädigung möglich war, da er locker gearbeitet ist. Einen zweiten Bogen verdanke ich der Güte des Mr. Rosé. Dieser Bogen ist sehr sauber gearbeitet, das Holz gut geglättet und schön rotbraun. Die Rotangknöpfe sind aufserordentlich zierlich und laufen besonders an dem einen Ende (unten auf der Abbildung) in Streifen aus. Rotangstreifen kehren als Schmuck ja an vielen dieser Bogen wieder. Vorliegendes Stück ward auf der Station Djabir erworben und soll von einem südlich der Uelle wohnenden Stamme herrühren. Ein im Besitze des Leipziger Museums (ohne genaue Provenienzangabe) sich befindender Bogen ist sehr ähnlich, etwas gröber in der Arbeit, ein wenig gröfser und ohne Ringverzierung. Die Holzscheiben an den Balubabogen sind einerseits oft mit solchem Überzuge versehen, oftmals aber auch durch Rotangknöpfe ersetzt. Diese sind dann etwas anderer Herstellung.[2] Ob die Knaufenden an den Ituribogen mit oder ohne Holzunterlage gebildet sind, mufs ich dahingestellt sein lassen.

Neben diesen Knaufenden kommen nun noch eine zweite und dritte Form der Sehnenhaltung in Betracht. Der zweite Typus, den wir als

---

1) Ein Belegstück findet sich in Hans Meyers Sammlung im Leipziger Museum für Völkerkunde. — Für den Unterlauf des Kassai gilt die entgegengesetzte Entwicklung, also bedeutende Vergröfserung der Knaufenden: „Am Bogen fielen die grofsen Knöpfe auf, welche als Sehnenhalter an den Enden angebracht waren.“ Wifsmann-Wolf, S. 376.

2) Abbildung bei Ratzel: „Völkerkunde“, 2) Bd. I, S. 670.

„Verjüngung“ bezeichnen wollen, erfreut sich einer aufserordentlichen Verbreitung. Ich habe ihn auf Fig. 27 unten abgebildet, ferner auf Fig. 31, ebenfalls unten. Er kommt sowohl bei Haufsabogen als Hererobogen[1] vor. An beiden findet er sich nur an einer Seite, ebenso am Kassaibogen. Auffallend ist es, dafs aber auch ein Wutebogen[2] die gleiche Besehnungsform nur einseitig besitzt. Ein Kameruner Bogen im Leipziger Museum ist der einzige mir bekannte, der beiderseits diese Sehnenbefestigung aufweist. Es ist dies ein wenig gutes Stück zudem, auf dessen einzelne Elemente ich wenig Wert legen möchte. Er ist offenbar liederlich gearbeitet. Ein mit ihm gemeinsam erworbenes Exemplar ist noch schlechter und erinnert in jeder Beziehung an das traurige Wort: „Fabrikation für Sammler“. Diesem einen Exemplar gegenüber kommen aber noch eine ganze Anzahl von Bogen in Betracht, die die zweiseitig verschiedene Sehnenbefestigung zeigen. Da ist vor allem ein Ituri-Bogen der Sammlung Stuhlmann. Am einen Ende zeigt er einen Knoten, am anderen die Verjüngung. Ferner ein Bogen vom Kuilu der Sammlung Kund und Tappenbeck und ein Bogen der Bangala der Sammlung Schütt (beide im Berliner Museum), die beide auf der einen Seite Knaufenden, auf der anderen verjüngte Enden besitzen.[3] Wir sind also sehr wohl berechtigt, aus dem gemeinsamen Auftreten der beiden Eigenschaften: 1. Beschränkung der Verjüngung auf Fälle, in denen 2. verschiedene Bogenenden vorhanden sind, — bei einer derartigen Verbreitung (Goldküste, Wuteland, Kassai-, Ituri-, Kuilu-, Quango-Gebiet, Südwestafrika) auf eine tiefergehende Beziehung zwischen beiden zu schliefsen.

Von den anderen Besehnungsarten[4] interessiert uns eine sehr merkwürdige Form besonders. (Fig. 32.) Der Bogen, der hier in Frage kommt,

---

1) Belegstück: Bogen der Herero (Sammlung Pechuel Loesche im Leipziger Museum für Völkerkunde). Es ist ein braunes (geöltes) altes Exemplar. Oben ist er abgeflacht. Am einen Ende Verjüngung, am anderen Umwicklung der Sehne wie an anderen Bogen des Südwestgebietes.

2) Belegstück: Bogen der Wute (Sammlung Morgen, Leipziger Museum für Völkerkunde). Länge ca. 170 cm. Sehne aus gedrehter Haut. Innen eine Rinne. Auf der einen Seite Verjüngung, auf der anderen Durchbohrung ohne Umwicklung. Das Exemplar ist gut. Holzfarbe braun. Andere Wutebogen scheinen die gleiche Besehnungsart zu besitzen (vergl. Ratzel: „Geographische Verbreitung“, Fig. 5).

3) Abbildungen bei Ratzel: „Bogen“, Nr. 40 u. 41; „Geographische Verbreitung“, Fig. 3. Stuhlmann, S. 454.

4) Ich will hier auf eine anscheinend wichtige Form nicht eingehen, weil das Material noch nicht zu weiteren Schlüssen hinreicht. In Anmerkung soll sie wenigstens Erwähnung finden: Cameron bildet unter den Balubabesehnungsarten eine solche ab, bei der die Sehne im Sinne des auslaufenden Bogenendes über einen seitlichen Ast läuft und zurückgeschlagen ist. Auch am Ituri kommt eine Besehnung derart vor, dafs die Sehne über das Bogenende, welches verbreitert und eingeschnitten ist, verläuft. Ähnliche Besehnungsarten sind nur vom Stanleypool und von der Loangoküste bekannt.

stammt angeblich von der Loangoküste. Ich möchte aber wegen der starken Verwendung des Leders die Angabe als falsch zurückweisen und die Herkunft des Objekts an die Nordguineaküste verlegen, wo ähnliche Lederarbeiten häufiger sind als hier in einer Umgebung, die fast ausschliefslich pflanzliche Stoffe zu allen derartigen Arbeiten verwendet. Stab und Sehne dieses Bogens bestehen anscheinend aus Bambus. Es gemahnt das wiederum an nordwestliche Thatsachen, an Jobsens Worte: die Jolof stellen Stab und Sehne aus dem gleichen Holze her. Die Befestigung der Sehne ist beiderseits eine verschiedene. An der Sehne sind am Ende Knoten beim Abschneiden bewahrt worden. Sie verhindern das Entgleiten aus der Schlinge; ein naheliegendes Übel bei solcher Befestigungsweise. Auf der einen Seite ist das knotige Sehnenende an den Stab festgebunden (auf der Abbildung unten), auf der anderen ist es an einem feingeflochtenen Lederring befestigt, der über das Bogenende (oben auf der Abbildung) geschoben ist. Damit dieses bewegliche Ende beim Spannen festliege, ist etwa 4 cm vom Stabende entfernt ein Lederknoten angebracht. Das obere Ende der Sehne kann somit vom Bogenstabe abgenommen werden.

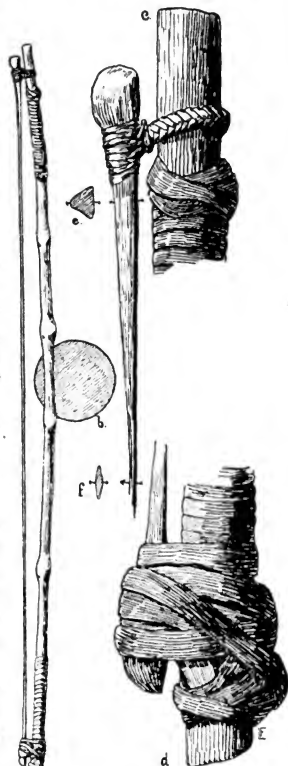


Fig. 32.
Bogen, angeblich von der Loangoküste stammend (Mus. f. Völkerk. in Leipzig).

Auf den ersten Blick scheint diese Bogenform in Afrika vereinzelt dazustehen. Bei näherer Untersuchung ergiebt sich aber eine tiefe Übereinstimmung mit jenen Formen, die zuletzt eine Erörterung fanden (Fig. 31), die nämlich zwei verschiedene Enden haben und auf der einen Seite in Verjüngung abschliefsen, auf der anderen ein Knaufende besitzen. Ja wir können sogar noch die Haufsaform als ver-

wandt hinzuziehen. Auch sie bietet ein festes Ende mit Verjüngung und ein bewegliches, dieses allerdings mit asiatischer Einhängung (Fig. 27). Aber ich darf darauf verweisen, dafs diese Bogen an der Grenze asiatischen (Nordachse) und westafrikanischen Einflusses (Westküste) sich herausgebildet haben, was sich ja auch in der Verwandtschaft der Enden kund thut, daher recht wohl bei Fragen nach der Beziehungsgeschichte der westafrikanischen Bogenelemente mit in Betracht gezogen werden dürfen. Nun können wir beim Haufsabogen ein Unten und Oben unterscheiden. Das „Oben" ist an der Einhängung — auf welcher Seite ja auch die Wölbung liegt — zu suchen. Ebenso darf bei dem Bambusbogen (Fig. 32) das bewegliche Ende als das Oben angesehen werden. Demnach liegt die Verjüngung beiderseits unten. Die Verjüngung gewinnt daher den Eindruck, das Zeichen der festeren Verkettung von Bogenteil und Sehne darzustellen oder einmal dargestellt zu haben.

Die Sehne bietet ebenfalls noch Anlafs zu einer Umschau. Das obere Ende des Bambusbogens zeigt einen schönen Flechtring (Fig. 32). Derart feine Flechtschleifen, im Gegensatz zu einfacheren Knotenschleifen (z. B. Fig. 33) besitzen auch Rotangsehnen. Ratzel bildet ein typisches Beispiel ab.[1] Eine solcher Ausarbeitung nahekommende Sehnenschleife besitzt auch Fig. 30. Fernerhin ist der Knoten an den beiden Enden der Bambussehne (Fig. 32) in Knoten wieder zu erkennen, die im Inneren der Sehnen mit Rotangschleifen liegen (Fig. 35). Somit können wir auch die merkwürdige obere Sehnenbefestigung des Bambusbogens in seinen Elementen wenigstens über den gesamten westafrikanischen Kulturkreis verfolgen.

Der Bogenstab mufs endlich noch zur Erörterung eines letzten wichtigen Merkmals der westafrikanischen Bogen in Augenschein genommen werden. Er ist oftmals noch durch eine innere Rinne ausgezeichnet. „Die Rillen sind für die Bakuba charakteristisch", hat Wolf von deren innerer Bogenausarbeitung gesagt. Ratzel hat auch Verzierungen, die in diesen Rinnen angebracht sind, beschrieben, wie z. B. in der flachen Rinne eines Kassaibogen drei scharf ausgebildete Parallellinien erhöht hervortreten. Bei einem anderen ist in der vertieften Innenseite ein 57 cm langes Zickzackband erhaben herausgearbeitet, während der Grund weifs gemacht ist. Diese Rinnen treten bald schärfer ausgeprägt, bald abgeflachter auf. Der Bogen Fig. 31 zeigt etwa die Mitte zwischen den beiden Extremen an, Fig. 33 die Verdoppelung solcher Kehllinien. Im Norden hat Passarge starke Rillen in Fulbebogen aus Adamaua erwiesen, weiter südlich Morgen solche

---

1) Ratzel: „Völkerkunde", 2) Bd. I, S. 670; „Bogen", Fig. 42. Ein Bogen der Bangala mit sehr schöner Flechtschleife am Sehnenende ist hier beidemal abgebildet.

aus dem Wutelande nach Berlin gesandt.[1] Das Endergebnis der Entwicklung dieser inneren Einschnitte sind die halbkreisförmigen Durchschnitte vieler westafrikanischer Bogen, die somit eine Abflachung innen annehmen, während die asiatischen Verwandten zu einer Abflachung auf der Aufsenseite neigen. (Haufsa-, Somali-, Massai- und Südwest-Bogen vergl. Fig. 27 u. 28.)

Fassen wir alles das zusammen, so bemerken wir, dafs die westafrikanischen Bogen durch folgende lange Reihe sehr wichtiger, aber beweglicher Merkmale ausgezeichnet sind:

Einfache, meist flache Biegung des Bogenstabes; mittlere Länge 130 bis 150 cm; extreme Längen 70 cm und 190 cm; Sehne aus Rotangstreifen, seltener aus geflochtener Raphiafaser bestehend; Befestigung an den Bogen meist durch Überhängen, zuweilen auf einer Seite durch Festwicklung; die Einhängeösen entweder geknotet oder geflochten; Sicherung der Sehnenüberhängung durch angeschnitzte Knöpfe, übergeschobene Holzscheiben oder -knöpfe oder geflochtene Rotangwülste; Bogenstab innen mit einer Rinne oder einer Abflachung versehen; Schmuck des Bogens durch Rotangringe oder geschnitzte Reliefarbeiten auf der Innenseite; aufserdem sorgfältige Arbeit. — Als besonders wesentliche innere Beziehung tritt die Verschiedenartigkeit der Sehnenbefestigung an den beiden Enden, einerseits Beweglichkeit am Knaufende, andererseits Festlegung am umwickelten, verjüngten Ende hervor. Und dann: Alleinherrschen pflanzlicher Stoffe als tiefste Wesenseigenschaft.

Also ein Bogentypus tritt uns hier wohl entgegen und zwar ein solcher, der den nord-, ost- und südafrikanischen Bogenformen fast oder ganz beziehungslos gegenübersteht. Aber der eine Typus ist durch Mannigfaltigkeit der Spielformen bei fast vollständiger Gesetzlosigkeit in der Verbreitung charakterisiert. Wir vermögen keinen geographischen Entwicklungszug zu erkennen; denn wohl sind die Baluba-Bogen durch die Scheibenenden, die Kassai-Bogen durch die innere Rinne, die Quango-Bogen durch Holzknaufe, die Ubangi-Bogen durch besondere Rotangwülste etc. ausgezeichnet, aber das eine Merkmal bleibt nur das Zeichen besonderer Liebhaberei in bestimmten Gegenden; die anderen Eigenschaften mögen ebenso fest an bestimmte Gegenden gebunden sein, aber es liegt vollkommene Willkürlichkeit in der Bevorzugung bestimmter Elemente bei der Ausgestaltung einer besonderen Bogenform.

Diese Thatsachen wiederholen im wesentlichen das, was die Betrachtung der Schildformen gelehrt hat: Im Norden, auf Nord- und Verbindungsachse Vorherrschen asiatischer Einflüsse, auf der Südachse schwache, voll-

1) Passarge, S. 439. Morgen berichtet S. 201, dafs die Wutebogen aus einer Rippe der Raphia hergestellt werden. Ratzel nennt die Rinne der Wutebogen „eine mehr oder weniger breite, flache Vertiefung“. Ratzel: „Geographische Verbreitung“, S. 38.

ständige Entwicklung unter nördlicher Einwirkung. Im Westen dagegen freies Aufwachsen und üppige Entfaltung malajonigritischer Eigenarten.

Der malajonigritische Ursprung der westafrikanischen Bogenformen ist eine schon von Ratzel in Frage gezogene Thatsache. Mit unserem reichen Material dürfen wir die Erscheinung noch eingehender erörtern.

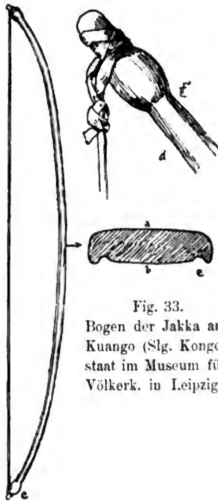


Fig. 33.
Bogen der Jakka am Kuango (Slg. Kongostaat im Museum für Völkerk. in Leipzig.)

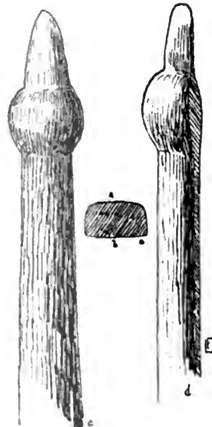


Fig. 34.
Bogen aus Kaiser Wilhelmsland (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

Die Bogen von Neuguinea, die wir zum Vergleiche heranziehen wollen, bestehen zum Teil aus Holz, zum Teil aus Bambus. Ihre Biegung ist keine sehr starke. Fast durchgehends neigen sie zu einer Abflachung auf der Innenseite, die wir auch hier als Nachwirkung einer Rinnenbildung, wie sie Holzbogen von den Fidschi- und den Tongainseln zeigen, beobachten können. Eine Entstehung der Rinne lehrt uns anscheinend Fig. 37, deren Auslaufen in Abflachung aber Fig. 34. Wird der Bogen aus einem Streifen stärkeren Bambus hergestellt, so stellt sich ein gebogener Querschnitt des Bogenholzes ein, wenn die Wölbung nach aufsen gebogen ist (Fig. 36). So erklärt sich vielleicht diese Entstehung der Rinne und der Abflachung aus

der Eigenart eines Materiales, das in dieser Weise (Bambussplitter!) nicht oder sicher nur sehr selten zur Herstellung afrikanischer Bogen dient (vgl. Kap. 10).

Hier in Neuguinea treffen wir weiterhin auch die Knaufenden wieder, sowohl die aus dem Holze geschnittenen (Fig. 34 und 37), als die aufgesetzten Holzscheiben (nach Ratzel) und endlich auch die Rotangwülste, denen sich hier ebenfalls Rotangringschmuck anschliefst. (Fig. 36.) Was aber ganz besonders wichtig erscheint: wir können nicht nur die Verjüngung an Bogen von Neuguinea nachweisen, sondern nach Ratzels scharfsichtigen Beobachtungen auch am gleichen Bogen zwei verschiedene Enden und Besehnungsarten.

Die Ungleichheit der beiden Bogenarme gelangt zum Ausdruck in der verschiedenen Länge der Bogenspitzen, d. h. der nach aufsen vom Sehnenansatze liegenden Abschnitte, dann aber besonders in der bevorzugten Verzierung der längeren Spitze, welche nicht nur in mannigfaltiger Weise durch Schnitzwerk ausgezeichnet, sondern auch durch Beigabe von Anhängseln hervorgehoben wird. Selbst die einfachen Rotangringe erscheinen manchmal nur auf der Seite der längeren Spitze; oder es kommen hier zehn vor, dort nur zwei. Ebenso ist die ihr zugehörige Sehnenschlinge kunstvoller geflochten als die des entgegengesetzten Bogenarmes.

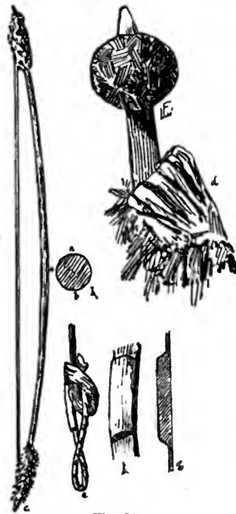


Fig. 35.
Bogen, auf der Station Rafai erworben (Museum für Völkerk. in Leipzig, Slg. Kongostaat).

Einen Bogen der so von Ratzel beschriebenen Art wollen wir des näheren in Augenschein nehmen. Derselbe besteht aus Holz, ist in der Mitte bei grofser Flachheit ziemlich breit und nimmt nach den Enden hin an Breite bis zum Auslaufen in Spitzen ab. Wie der auf Fig. 36 bei a gezeichnete Querschnitt zeigt, ist das Holz, wie es der entsprechende Splitter aus Bambus auch sein würde (vergl. den Querschnitt des Bogens Fig. 37), gewölbt. Die spitz zulaufenden Enden sind mit Rotangknöpfen versehen. Bei dem einen (Fig. 36a und b) fehlt jeder weitere Schmuck; bei dem anderen (c) sehen wir aber eine überaus reiche Verzierung durch Flechtwerk, Rotangstreifen und herabhängende Schnüre, Lappen und Federn. Besonders die beiden auf der Innenseite des Bogens, vom Rotangknopfe der Mitte zu angebrachten,

an einigen Stellen durch Ringe am Holze festgehaltenen geflochtenen Schnuren am geschmückten Ende (Fig. 36c) sind besonders merkwürdig. Sie erscheinen wie eine Nachbildung der Sehne. Solche Pseudosehnen, wie wir diese Schmuckschnüre nennen wollen, finden sich häufiger, aber stets nur an einem Ende. Wenn in ihnen irgend ein Wesenszug aus der Vorgeschichte dieser Bogenformen zu suchen ist, so wäre nur an eine, der unteren Sehnenbefestigung von Fig. 32 gleiche Besehnungsweise zu denken. Es würde die Pseudosehne also der Rest einer festen Sehnenverschnürung sein und wir könnten demnach die verschiedene Besehnung an dem ursprünglich mit

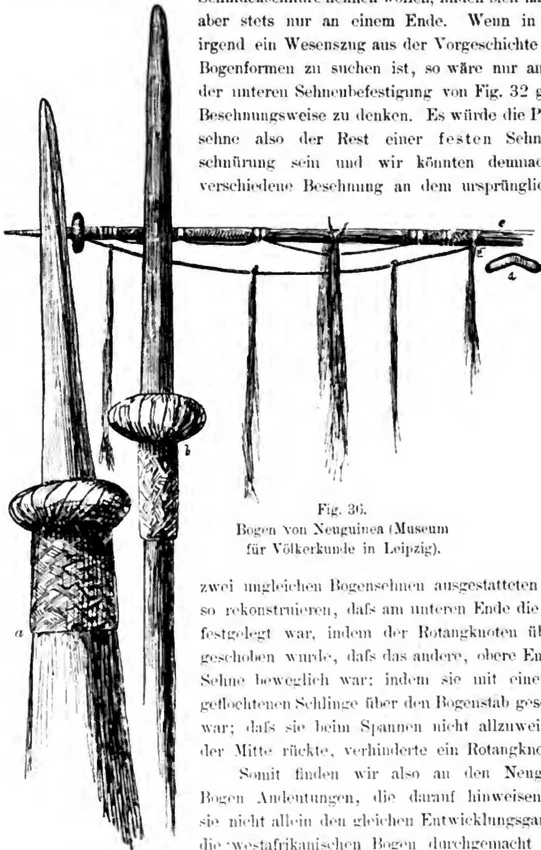


Fig. 36.
Bogen von Neuguinea (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

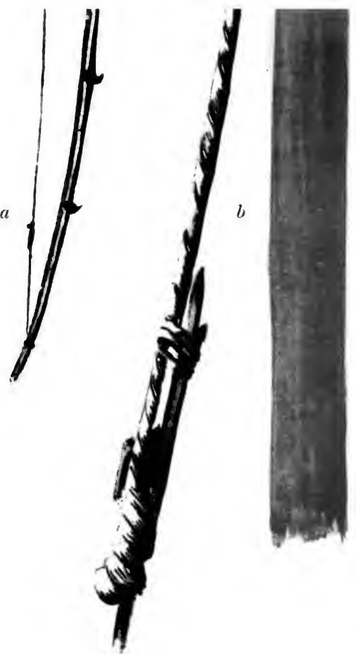
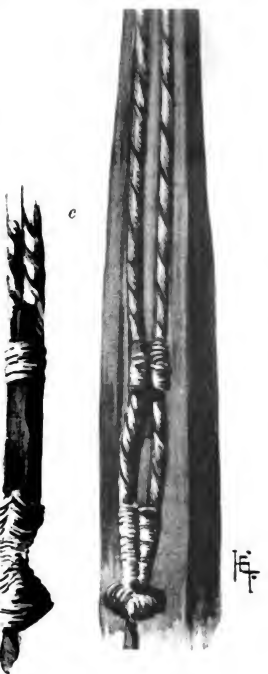
zwei ungleichen Bogensehnen ausgestatteten Bogen so rekonstruieren, dafs am unteren Ende die Sehne festgelegt war, indem der Rotangknoten über sie geschoben wurde, dafs das andere, obere Ende der Sehne beweglich war; indem sie mit einer feingeflochtenen Schlinge über den Bogenstab geschoben war; dafs sie beim Spannen nicht allzuweit nach der Mitte rückte, verhinderte ein Rotangknoten.

Somit finden wir also an den Neuguinea-Bogen Andeutungen, die darauf hinweisen, dafs sie nicht allein den gleichen Entwicklungsgang wie die westafrikanischen Bogen durchgemacht haben,







Lichtdruck von Gebr. Plettner, Halle a. S.

Indischer Bogen.

Verlag von Gebr. Borntraeger, Berlin.

sondern dafs sie auf eine Form zurückgeführt werden können, die der Fig. 32 nur in einem Punkte nicht entspricht: diesem afrikanischen Bambus-Bogen fehlt die innere Rinne. Dagegen besitzt der afrikanische Bogen in den Knotenenden der Sehne ein wichtiges Belegstück.

Doch wenn wir unsere Untersuchungen mit der Betrachtung der Sehnenenden fortsetzen, eröffnen sich auch hier vollständige Übereinstimmungen. Die Enden der afrikanischen Rotangsehnen waren charakterisiert: erster Typus, durch einfache Knotenschlinge, in der eine einfache Erhabenheit die Zuziehung der Schleife verhindert (Fig. 35); zweiter Typus, durch Auslaufen in eine zierlich geflochtene Schlinge (Fig. 30, bessere Form bei Ratzel „Bogen“ Fig. 42); dritter Typus, durch Auslaufen in einen Knoten, der eine zierlich geflochtene Schlinge trägt (Fig. 32 oben). Die beiden ersten Typen sind entstanden in Ausnutzung der zwei die dritte Form auszeichnenden Merkmale. Demnach erscheint der dritte Typus als der älteste. — In Oceanien und zwar zwischen Indien und Neuguinea lassen sich alle drei Formen der Sehnenenden nachweisen. Die beiden ersten sind auf Neuguinea aufserordentlich häufig, ja es sind die bei weitem vorherrschenden, da Sehnen aus geflochtenen Pflanzenfasern als Schnursehnen selten sind.

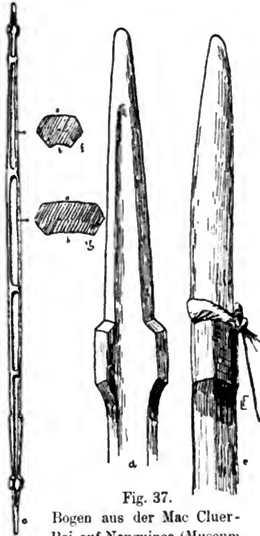


Fig. 37.
Bogen aus der Mac Cluer-Bai auf Neuguinea (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

Die dritte interessante Form mit den eine Schlinge tragenden Knotenenden habe ich bis jetzt nur in Hinter- und Vorder-Indien auffinden können. In Abbildung gebe ich (siehe beigeheftete Tafel) einen solchen indischen Bogen wieder. Die Sehne ist ein feinbearbeiteter Bambussplitter, an dessen Ende zwei Knöpfe erhalten sind. Ein hübsches Schnürengeflecht stellt die Verbindung des Bogens und dieser Sehne in Schlingenform dar. Der Bogen selbst verrät aufser dieser malajonigritischen Eigenschaft folgende Hauptmerkmale: einfache Biegung ohne Herabbiegen der Enden; Sehnenbefestigung durch eine Verdickung, mit dem Ende zu folgender Einschneidung als beweglich gestaltet. Während erstere Eigenschaft entschieden südlicher Natur ist, ist in der Einhängungsweise doch schon asiatischer Ein-

flufs zu erkennen. Es ist hier weder das Knaufende, noch eigentlich Verjüngung besonders ausgebildet, vielmehr eine Einkerbung, die an vielen asiatischen Bogen in ähnlicher Weise auftritt. Immerhin weist der ganze Typus im Gegensatz zu diesem einen, zudem noch unklaren Zuge nach Süden, und deshalb ist es uns wichtig, diese Sehnenform an ihm wiederzufinden.

Ich stelle demnach fest, dafs folgende Wesenszüge den malajonigritischen Bogen Oceaniens und denen Afrikas gemeinsam sind: verhältnismäfsig schwache Biegung des Bogenholzes, Querschnitt desselben zwischen Kreis, Halbkreis und Breitrechteck schwankend; innere Rinne mit Ausklang als innere Abflachung des Bogenholzes; 1. geschnitzte Knaufenden, 2. aufgesetzte Holz- oder 3. Rotangwülste, oder 4. verjüngte Bogenenden; Schmuck des Bogens in Rotangringen, sowie in Relief geschnitzten Ornamenten; Sehne Rotangstreifen oder Pflanzenfaserschnur; Enden der Sehne: 1. Knotenschlinge mit Anschwellung, 2. geflochtene Schlinge, 3. geflochtene Schlinge um den Endknoten.

Diese grofse Anzahl von übereinstimmenden Eigenschaften beweist aber nicht nur die Verwandtschaft afrikanischer und oceanischer Bogen, sondern sie werfen in Anbetracht dieser merkwürdigen Konservierung ein klares Licht auf die Urform des malajonigritischen Bogens. Da wir uns aber mit diesem im physiologischen Teile noch näher zu beschäftigen haben, wollen wir hier nur auf dieses Problem verweisen. (Vergl. Kap. 10.)

Übersicht der Bogenformen Afrikas.

Im Süden tritt der Bogen in Afrika schwach entwickelt auf und erreicht auf der Südachse dem Norden zu erst jenseits des Sambesi einen festeren Typus, der nun einen einfachen Holzbogen mit mehr oder weniger stark herabgebogenen Schnabelenden mit einer aus Leder oder Tiersehnen gedrehten, in Umwicklung befestigten Sehne zeigt. Das Bemerkenswerte bei dieser Verbreitung und Formbeziehung ist die Zunahme der Lederbekleidung, welche im Übergang zur Verbindungsachse den ganzen Stab bedeckt. Dieser Gang deutet auf Anwachsen asiatischer Einflüsse.

Die asiatischen Bogenformen beherrschen den Norden Afrikas und treten in drei Kreisen oder Schichten auf: 1. innerer Kreis der Nordachse, Vorkommen echt asiatischer Bogen in Ledertasche; 2. südliches Randgebiet mit 3 afrikanischen Bogenformen asiatischer Herkunft; a) im Westen den schwachgewölbten Haufsabogen mit asiatischer Bogeneinhängung, b) den Nilbogen mit Eisenumkleidung, c) den unbedeckten Somalibogen. Alle diese Bogen sind zweischenklig; 3. äufseres Einflufsgebiet in Ostafrika (Umwicklung

des Bogens mit zurückgewundener Ledersehne), Centralafrika (Bekleidung und Schmückung des Bogens mit Fell und Haut), Nordwestafrika (Lederbekleidung des Bogenstabes). Wenn die äufsere Abflachung des Bogenstabes als asiatisches Einflufsmerkmal angesehen werden kann, so sind noch die Massai- und Hererobogen zu nennen.

Die malajonigritischen Bogenformen lassen an der Ostküste und in Südafrika schon in seltenerem aber doch vorhandenem Rotangringschmuck und in der Bogenendenverdickung im Sambesidelta einige Anzeichen verspüren, treten aber erst im Kongobecken und an der Westküste geschlossen auf. Charakteristisch ist die üppige Formfülle bei Ungesetzmäfsigkeit in der Verbreitung. Diese macht es dann auch unmöglich eine festere Gruppierung vorzunehmen. Die malajonigritischen Bogen in Afrika werden nur alle zusammengenommen verständlich.[1]

1) Wenn ich in der nun folgenden systematischen Übersicht trenne: Nordkongobogen, Südkongobogen und Westbogen, so folge ich folgenden aufserhalb des fraglichen Formproblemes liegenden Gesichtspunkten. Hier handelt es sich um geographische Lage und Beziehung der Formen untereinander. Während nun der Südkongobogen den asiatischen Bogen nicht berührt, übt der letztere einen starken Einflufs auf die Formen nördlich vom Kongo aus. Fellschmuck ist hier eine häufige Erscheinung. Dagegen ist der westafrikanische Küstenbogen durch spärliche Verbreitung nicht allein gekennzeichnet, sondern auch durch häufige Aufnahme asiatischer Elemente. So ist das Leder und die Lederumwicklung an dem sonst typisch malajonigritischen Bogen (Fig. 32) ein Zeichen asiatischer Einwirkung.

Systematik.

A) Der afrikanische Bogen: 1. Südgebiet (seltenes Vorkommen). 2. Südwestgebiet (äufsere Abflachung). 3. Ostgebiet (Zunahme der Lederbekleidung dem Norden zu).	Südachse.
4. Vereinzelte Vorkommnisse im Nilgebiet mit zunehmender Lederbedeckung.	Verbindungsachse.
B) Der asiatische Bogen: 1. Echte Formen, zweischenklig. Sudan und Nordostafrika.	Verbindung mit Asien und Nordachse.
2. Haufsabogen 3. Nilbogen 4. Somalibogen } abgewandelte Formen. Im Anschlufs an die letzten Formen Lederbekleidung in Ostafrika.	Verbindungsachse.
C) Der malajonigritische Bogen: 1. Südkongogebiet, üppigstes Aufwachsen. 2. Nordkongogebiet, Einflufs von Norden, im Fellschmuck erkennbar. 3. Westgebiet, durch den vereinzelten Durchbruch asiatischer Elemente und spärliche Verbreitung gekennzeichnet.	Westliches Ablagerungsgebiet.

II. Die afrikanischen Messer.

Unsere bisherigen Untersuchungen erstreckten sich auf Gegenstände, die dadurch ausgezeichnet waren, daſs fast ausnahmslos nur eine Form im Besitz jedes Volkes ist und daſs sie nur aus tierischen und pflanzlichen Stoffen hergestellt werden. Ganz anders gestalten sich nun die Verhältnisse, wenn wir die Messerformen des näheren untersuchen. Vor allem tritt hier eine fraglos verhältnismäſsig junge Industrie, die des Eisens, in den Vordergrund. Damit verlangt ein neues und schweres Problem Berücksichtigung.

Die Afrikaner stellen die gröſste Völkergruppe dar, die die Europäer im Besitze des Eisens angetroffen haben. Kenntnis des Eisens, des Schmelz- und Schmiedeprocesses hatten weder die Amerikaner noch Oceanier, die in bedeutenderer Entfernung von Asien, jenseits der Molukken und Philippinen wohnten. Da auſserdem Ägypten in den Bereich der Geschichte als Besitzer einer noch jungen Eisenindustrie eintritt, so liegt die Frage als eine sehr berechtigte offen, ob die dunkelhäutigen Afrikaner selbständig dieses Gewerk erlernt oder von einem asiatischen Muttervolke empfangen haben.

Nach unseren bisherigen Erfahrungen dürfen wir den Negern Afrikas kein besonderes Zutrauen in dieser Richtung entgegen bringen. Die Völker der Nordachse leben fast vollkommen unter asiatischem Einflusse. Ihr Kulturbesitz weist auſser wenigen Dingen, die noch erörtert werden sollen, sehr wenig eigene Schöpfungen auf. Die Zwischenachse leitet nach der im Süden über, die allerdings eigene Formen bietet; aber es sind das Formen, die mehr auf selbständige Verarbeitung als auf eigene Schöpferkraft schlieſsen lassen. Der Fellschild folgt einer nördlichen Eingebung in der Verbreiterung, zeigt aber keine schöpferische Idee. Der Bogen ist im Süden so arm an eigenen Merkmalen, vor allem an entwicklungsgeschichtlichen Wesenszügen, daſs wir ihm keinen anderen Wert beifügen können als den, den ein in der Übernahme verkümmernder Gegenstand besitzt, auch wenn ihm in der Verbreitung nach Norden die Reste asiatischen Bogenwesens fehlten: Herabbiegung beider Enden und Lederumwicklung. Die westlichen Elemente nun gar sind so absolut und vollkommen denen des an Schöpfungen so reichen malajonigritischen Kulturgebietes gleich, daſs hier jedes Suchen nach einer eigenen Schöpfung der Afrikaner von vornherein verfehlt und aussichtslos erscheint. Nur der Stockschild bleibt also übrig und der ist uns aus Australien so gut bekannt, daſs auch hierin die Skepsis rege wird, wir müſsten denn annehmen, daſs die Australier ihn von den Afrikanern entnommen haben, oder bei der Schöpfung gemeinsam gehandelt haben.

Was haben wir in Anbetracht dieser Verhältnisse nun von der Entwicklung der Eisenindustrie zu denken? — Seine Untersuchung der Metalle

bei den Naturvölkern ist eine der schönsten Arbeiten Richard Andrees. Sie macht uns darauf aufmerksam, dafs die Eisenarbeit in Afrika vom Nilgebiet südwärts sich sichtlich verschlechtert. Es schliefst daher auf Übernahme des Eisens aus dem Norden oder Nordosten. Wandern wir mit dieser Anschauung ausgerüstet durch ein Museum für Völkerkunde, so finden wir in vieler Hinsicht in der That solche Annahme durch den Augenschein berechtigt. Welche mächtige Entwicklung des Eisengewerbes im Sudan! Die Panzer aus Ketten und Platten, die Eisenbeschläge am Zaumzeug der Kriegsrosse, die Säbel, Schwerter etc. sind schwierige Leistungen, denen gegenüber die eisernen Assageien, die fast lächerlichen Messer und sonstigen wenigen Eisengeräte der Kaffern jämmerlich minderwertig, der ganze Eisenschatz sehr arm erscheint.

Und doch stolpern wir an einem Steine des Anstofses, nämlich im Kongobecken. Die tauschierten und in zierlicher Durchbrechung oft aus verschlungenen Streifen zusammengefügten Eisen- und Kupferklingen an Äxten der Bassonge, die prächtigen Speerklingen, Messer, Scepter übertreffen die Eisenwerke des Sudan nicht allein an Kunst in der Ausführung und Schönheit der Form sondern auch durch Selbständigkeit. Dabei ist so ein Sichelschwert vom Kongo oder ein Schwertmesser der Kioke weder sonst afrikanisch noch asiatisch. So wird denn dieser Stein des Anstofses zunächst nicht nur zu einem solchen für die Ansicht, dafs die Eisenindustrie aus dem Norden stamme, sondern auch für den sich nach dem bisher Dargelegten natürlich aufdrängenden Gedanken, dafs die Kultur dieser Völker von den Oceaniern hierhergetragen sei. Denn diese Oceanier verstanden in der Zeit dieser Kulturverpflanzung sicherlich nichts vom Eisen; soviel lehrt der Zustand ihrer derzeitigen Kultur sogar noch.

So tritt denn zu der Freude über die grofse Klarheit, in der sich das Beziehungsbild bisher enthüllt hat, zunächst eine sehr gesunde Ernüchterung, die den Anspruch an uns stellt, die Verhältnisse noch schärfer und kaltblütig ins Auge zu fassen.

Es giebt nun besonders in Nord-, West- und Ostafrika eine so grofse Anzahl von Messerformen, dafs eine eingehende Behandlung der sämtlichen Gestalten und aller Typen zur Abfassung eines eigenen Werkes führen würde. Ich beschränke mich daher auf die Betrachtung der hervorragendsten Typen, wobei allerdings hier und da der Blick auch auf seltenere Erscheinungen notgedrungen gerichtet werden mufs.

a) Die Messer Süd- und Ost-Afrikas. Messer sind ursprünglich im eigentlichen Kaffernlande nicht gebräuchlich gewesen, indem die Klinge des Assegai auch bei friedlichen Verrichtungen als schneidendes Instrument benutzt

wurde; jetzt sind solche von europäischem Fabrikat ziemlich häufig (Fritsch). Die Betschuana besitzen dagegen schon die übliche Form eines etwa 15 cm langen Messers, doch tragen sie es nicht, wie sonst in Afrika üblich, am Arme, sondern hängen es um den Hals. Die Messer der Südwestafrikaner werden an den merkwürdigen Schwalbenschwanzenden am Griffe mit Lederriemen am Arme festgebunden. Beifolgend abgebildetes Exemplar stammt von den Ovambo und hat eine Länge von 22 cm.

Die Messerklingen der Betschuana und Südweststämme sind nun ebenfalls nichts anderes als Speerblätter und das läfst sich aus der Form recht gut nachweisen. Die afrikanische Speerklinge spielt nämlich in verschiedenen Umgestaltungen einer Grundform, die wir, um uns botanisch auszudrücken, als spitzeiförmig bezeichnen wollen. Die verschiedenen Umgestaltungen sind für bestimmte Provinzen charakteristisch, so eine Verschmälerung in Südwestafrika, die eine genau der Messerklinge der Fig. 38 angehörende Form hervorruft. Und derart zeigt vollkommene Identität der Speer- und Messerklingen in Afrika meist auf Hervorgehen der letzteren aus ersteren hin. Das beweist vor allen Dingen die sich sehr oft wiederholende Gleichheit bei häufiger Bestätigung durch die Reisenden.

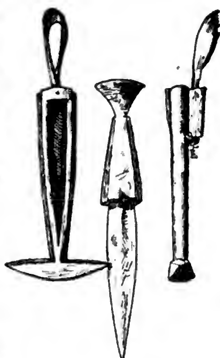


Fig. 38.
Messer der Ovambo mit Scheide.
(Im Besitze des Verfassers.)

So sagt auch Holub von den Marutse-Mambundamessern: Manche dieser Dolche sind die Klingen der Hand-Assegaien und werden von der tapferen Zulu-Rasse ähnlich wie letztere Waffen gebraucht, ja es geschieht oft, dafs im wilden Handgemenge der Matabele-Krieger seinen Assegai unter dem Eisenteile abbricht und, mit letzterem bewehrt, den Feind zu töten strebt.[1]

Zu diesen Formen gesellen sich in Ostafrika Parallelstücke: die Lanzen werden verkürzt, so dafs sie messerähnlich an Länge werden. Eine „kurzgeschäftete wie ein Messer gebrauchte Lanze“ aus Uniamwesi bildet Hartmann, einen Elephantenspeer der Waganda von der gleichen Eigenart Ratzel

1) Fritsch, S. 67, 175. Holub: „Kulturskizze“, S. 118. Vergleiche auch Notizen bei Livingstone, Moffat, Casalis etc., die beweisen, dafs diese Entstehung der Messer sich über ganz Südafrika bis zur Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi erstreckt; ferner sind noch Belegstücke in den vollkommen aus Eisen hergestellten „Dolchen“ geboten. Vorkommen: oberer und mittlerer Sambesi.

ab. — In Usindja fand Stuhlmann die „ordinären, aus Lanzenspitzen gemachten Messer ohne Schneide kaum erwähnenswert". Die Lur-Ti haben dagegen wieder verkürzte Lanzen, die nun ganz zur Messerform gelangt sind, und den Speerklingenursprung nur noch neben der Blattform durch eine am Ende des Griffes, wie an einem Speerschaft befestigte Eisenzwinge verraten. Die Wambuba benutzen die Speerklinge als Messer. Über die Messer der A-Lur berichtet auch Emin sehr eingehend. Neben einigen gebogenen Formen zeigen die Messer für den Kriegs- und Luxusgebrauch die Gestalt der Speerklingen. Als Messer für den täglichen Gebrauch werden gewöhnliche Lanzenspitzen benutzt, die in einem meist mit Draht umwundenen Holzgriff stecken. Zum Rasieren benutzt man scharfgeschnittene Speerblätter.[1]

Hier am Südrande der Verbindungsachse wundern wir uns nicht, neue, bedeutsame Formen anzutreffen, so eins der typischen Messer, die z. B. Baumann in Urundi traf. Er sagt von ihnen: neben den eisernen Spaten dienen eigentümliche sichelförmige Haumesser, die sich ähnlich in Ukerewe und dem nördlichen Zwischenseengebiet finden und die auch zum Lichten der Papyrussümpfe benutzt werden. Diese Sichelmesser sind bis Udjidji am Tanganjika gelangt, sind aus Karague, Usindja, Ruanda etc. bekannt. Auch hier zeigt sich wieder eine Wechselbeziehung zwischen Messer und Speer, indem solche Messer mit langen Speerschäften als Scepter oder Hirtenstab vorkommen. — Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir diese Form auf eine richtige asiatische Sichel zurückführen.[2]

Eine weitere Form wird der Rückblick von Nordafrika kennen lehren.

b) Die Messer und Schwerter Nord-Afrikas. Im nördlichen Afrika begegnet uns sogleich eine aufserordentliche Fülle von verschiedenen Gestalten, so dafs eine gewisse Übersicht von vornherein gewahrt werden mufs. Es ist das nicht sehr schwer, denn sobald das Auge sich einigermafsen an den Gestaltenreichtum gewöhnt hat, entwirren sich bald die unklaren Ansammlungen und es treten bestimmte Verwandtschaften hervor, unter denen

1) Hartmann, Bd. I, S. 239. Ratzel: „Völkerkunde" 2) Bd. II, S. 237. Stuhlmann, S. 674, 434 (Abb. S. 437), 629. Emin ebenda S. 520/521. Diese Entwicklungslinie läfst sich bis in das Nilgebiet verfolgen, klingt aber hier dem Norden zu aus. Wir treffen sie im Kongogebiet wieder.

2) Baumann: „Massailand", S. 219. Stuhlmann, S. 242. Abbildungen von Sichelmessern bei Goetzen, S. 172. Stuhlmann, S. 243. Cameron (deutsche Ausgabe), Bd. I, S. 204. Stanley: „Dunkle Weltteil", Bd. I, S. 429. Baumann: „Massailand", S. 262. Abbildung einer Sichel ebenda S. 212. Vergl. auch das Grasmesser aus den Haufsaländern bei Passarge, S. 225; Messer der Marutse-Mambunda bei Holub: „Kulturskizze", S. 119. Das sind Formen, die weniger ausgeprägt sind, jedoch ebenfalls auf eine solche Sichelform weisen.

ich drei Gruppen als besonders wichtig hervorhebe. 1. Die Schwerter und Schwertmesser, die gerade sind. 2. Die Säbel und Säbelmesser. 3. Die geraden Dolche mit Verdickung dem Griffe zu, richtiger wohl als Stilette bezeichnet. 4. Die Wurfmesser. Dafs vielfach hier und da auch noch die Speerklinge als Messer oder Dolch Verwendung findet, ist sicher. Doch spielt die Erscheinung hier, neben wichtigeren und handlicheren Messern, keine besonders hervorragende Rolle.

1. Die geraden Schwerter und Schwertmesser. Es sind das Schwerter mit mehr oder weniger langen, fast der ganzen Länge nach gleich breiten Stahlklingen und einem Quereisen als Handschutz, einer Parierstange. Das nebenstehend wiedergegebene Exemplar des ethnographischen Museums in Basel ist folgendermafsen beschrieben:

Nr. 537. Sudanisches Schwert mit Lederscheide. 95 cm lange, 5 cm breite, völlig gerade, zweischneidige Klinge, in der Form entsprechend einem Ritterschwerte des Mittelalters. Die ganze Klinge ist bedeckt mit arabischen Buchstaben (Koransprüchen?). Klinge aus sehr gutem Stahl (wahrscheinlich Solinger Klinge). Am Griff einfache, eiserne, quere Parierstange. Griff mit Leder umwunden, oben vier kurze und eine lange Lederquaste. Scheide aus rotem Leder, das Ledergehänge mit Kauris verziert. Angeblich aus Darfur, aus der Kriegsbeute der Mahdisten stammend (Rütimeyer).

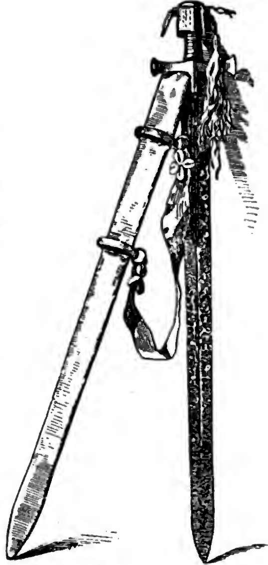


Fig. 39.
Schwert aus Darfor.
(Ethnogr. Mus. in Basel.)

Dieses Schwert, dessen Vorgeschichte bis in die Kreuzzüge reichen dürfte, hat sich auf der Nordachse bis nach Senegambien hin verbreitet. Als Waffe der Fundj ist es bei Hartmann, als die der Liberianer bei Ratzel und Büttikofer abgebildet. Seine äufsersten Ausläufer sind weit im Süden zu suchen, bei den Stämmen von Kamerun. Während es bei den Völkern Adamauas noch die unveränderte Form behalten hat, ist es in Kamerun kürzer geworden. An Schwertermessern der Fan-Stämme läfst sich noch insofern ein letzter Rest beobachten, als

hier am Griff noch die Parierstange, wenn auch aus Holz nachgebildet, sich erhalten hat.[1]

Vom Tedaschwerte sagt Nachtigal: Dies Schwert, welches breit, zweischneidig, von ansehnlicher Länge, gerade und mit Kreuzgriff versehen ist, kommt zu ihnen aus dem Lande der Tuarik, stammt aus Europa und zwar vorzugsweise aus Deutschland (Solingen) und ist keineswegs im Besitz aller. Das Schwert der Haufsastaaten hat Staudinger als eine sehr verbreitete Waffe geschildert. Es ist gerade und verjüngt sich allmählich nach der meistens mehr rundlichen Spitze. Es scheint mehr zum Hauen als zum Stechen angewendet zu werden. Die Länge beträgt 60—100 cm und die Breite an der Basis wohl 6—8 cm. Es wird weniger im Kriege als im Streite von den zanksüchtigen Haufsa gezogen. Die Eingeborenen befestigen es an einem Tuchstreifen oder an einem von den Arabern eingeführten Wehrgehänge und hängen es über die Schulter. In Ilorin scheint eine kürzere, breitere Form dieser Hiebwaffe Mode zu sein. Die Schwerter der Asbin sind etwas kürzer und bedeutend schmäler. Sie behalten dieselbe Breite bis kurz vor der Spitze. Auch die Scheide und namentlich der Griff ist anders geformt. Letzterer hat eine eigentümliche kreuz- oder doppelkreuzförmige Gestalt. Ein kurzes Schwert tragen diese Wüstenvölker manchmal an einem Lederring, welchen sie um das Handgelenk befestigen. — Bei den Bussa erwähnt Clapperton das Schwert und in Sokoto führten zu dieser Zeit „alle ein Schwert, das über die linke Schulter geworfen wird.“ Nach Passarge hat sich das lange gerade Schwert über den ganzen Sudan verbreitet und wird in Adamaua von den Durru z. B. wohl nach eingeführten Mustern geschmiedet.[2]

Endlich ist im Südosten noch ein Messertypus hier zu erwähnen, der ein Verwandter dieser Gruppe sein dürfte, das ostafrikanische Küstenschwert. So ist das echte Pareschwert 1 m lang, bespitzt und von der in diesen Ländern gewöhnlichen lanzettförmigen Klingenform. Der Schwerpunkt liegt bei den meisten dieser östlichen Formen ziemlich weit vorne, da er vorn auch ein wenig breiter ist wie am Griffansatz (zuweilen von der doppelten Breite) und dann ziemlich schnell in die Spitze verläuft. Nur in Ruanda haben die Schwertklingen der ganzen Länge nach bis kurz

1) L. Rütimeyer in den „Mitteilungen aus der ethnographischen Sammlung der Universität Basel“, Heft II, 1895, S. 148. Abbildungen ferner bei Hartmann, Bd. II, S. 85. Ratzel: „Völkerkunde“, 1) Bd. I, S. 581; 2) Bd. II, S. 325, 33, 427.

2) Staudinger, S. 705/706. Nachtigal, Bd. I, S. 453. Passarge, S. 436. Clapperton: „Zweite Reise“, S. 155 und 289. Nach freundlicher Mitteilung finden sich in Paris gleiche Waffen mit der Angabe: „Senegambien“. Auch sollen sie in Timbuktu heimisch sein.

vor der Spitze die gleiche Breite. Eine Querparierstange fehlt. Die Verbreitung reicht vom Somaligebiet bis in das südliche Sansibarland und bis zum Tanganjika.[1]

Einen selbständigen Typus dieser Art haben demnach nur die Haufsavölker und die Ostafrikaner herausgebildet, eine Erscheinung, die lebhaft an die gleiche Abwandlungsweise des asiatischen Bogens erinnert (vergl. auch die Schildformen!). — Wenn dieses Schwert in letzter Linie auch aus Europa stammt, so darf seine Verbreitungsweise doch auf asiatische Bewegungen auf der Nordachse Afrikas zurückgeführt werden.

2. Die Säbel und Säbelmesser. Neben dem „deutschen Ritterschwert" fällt der „türkische Säbel" auf. Wir dürfen diese Gruppe um so eher kurz berühren, als diese maurischen Waffen ebenso weit verbreitet sind wie anderer kriegerischer Besitz der Mauren, wie ihre an der Mündung weit geöffneten Gewehre, ihre Ausrüstung der Pferde zu Kriegszwecken, ihre Panzer, Schilde u. s. w.

Es sind wesentlich die zwei Grundformen des schmalklingigen, meist zweimal gebogenen Säbels und des breiteren ein-, seltener (so bei Hadendoa etc.) zweimal gebogenen Säbeldolches zu erwähnen. Im Nordosten tritt die Herkunft um so klarer hervor, als diese Waffen aus Arabien bezogen werden. Im Westen, zumal in Senegambien ist die Einfuhr von Marokko aus bemerkenswert. Tuarik und andere Wüstenvölker beziehen sie zum einen aus dem Norden, tragen sie zum andern nach dem Süden, wo sie den Formen der Südachse entsprechend sich verbreitert haben.[2]

Es hat sich ein eigener Typus aus dem Bereiche dieser Waffen nicht herausgebildet, sie sind im Sudan nicht oder wenigstens nicht wesentlich umgestaltet worden. Ihre Ausdehnung erstreckt sich im Südosten bis zur Sansibarküste hinab, wohin sie die Somal tragen; an der Westküste kommen sie vereinzelt zum Verkauf und im Sudan führen sie maurische Reiter in Adamaua und Baghirmi. — Es mag jedoch Erwähnung finden, dafs sogar der mittlere Kongo und Gabun mit ihnen Bekanntschaft gemacht haben. Hier liegen auch die einzigen einigermafsen selbständig gewordenen Formen vor. Doch sind sie so selten, dafs sie kaum in Betracht kommen.[3]

3. Die Stilette und Dolche. Diese Waffen nehmen bei den Nordafrikanern eine sehr verschiedene Stellung ein. Während Staudinger von den

1) Baumann: „Massailand", S. 221; „Usambara", S. 233/234. Siehe auch Stuhlmann und andere.

2) Belegstück fast in allen wichtigeren Museen für Völkerkunde, besonders in Berlin, München, Leipzig. Abbildungen bei Paulitschke, Hartmann, Ratzel etc.

3) Zwei solche Formen sind abgebildet bei Stanley: „Dunkle Weltteil", Bd. II, S. 261, und Ratzel: „Völkerkunde", 1) Bd. I, S. 582; 2) Bd. II, S. 326.

Haufsa versichert: sie kennen Dolche nicht, auch das Messer gebrauchen sie wohl selten als Waffe — beschreibt Nachtigal bei den Wadawi drei Formen: zwei Armdolche, einen kleineren, der über dem Ellbogen getragen wird und einen anderen am Handgelenk, etwa von der Gröfse unserer Hirschfänger, dazu noch ein langes Handmesser. Die Teda führen den Handdolch, welcher die Länge unserer Hirschfänger hat und den sie durch einen dreifingerbreiten Lederring am linken Handgelenk befestigen, so zwar, dafs bei herabhängendem Arme die Spitze nach oben sieht und der Kreuzgriff der Innenfläche der Hand anliegt. Seine Form ist stets dieselbe, da er ausschliefslich aus den heimatlichen Werkstätten Bardaïs hervorgeht; höchstens wechselt seine Länge unbedeutend. Der Dolch der Tuarik ist vierschneidig, d. h. die Mittelrippe ist bis zur Bildung zweier neuer Schneiden entwickelt. Hinten bietet der Griff einen grofsen Handteller. Den gleichen Dolch führen im Süden die Saude. Schwere Dolche sind endlich in Baghirmi (Norden), Bornu und endlich dem Westsudan bekannt; in Futa Djalon führt ihn fast jeder, nur wenige dagegen den gebogenen Dolch. Im Osten jedoch kommt er aufser bei Nubiern, Abessyniern etc. eigentlich nur im Besitze der Galla vor, die ihn nach abessynischem Vorbilde zum Abschneiden der Geschlechtsteile getöteter Feinde benutzen.[1]



Fig. 40. Spannmesser aus Borgu (Ethnograph. Reichs-Mus. in Leiden).

Dem Süden zu gehen die Formen, an Schwere, Spitzigkeit und Dicke abnehmend, in die einen Formen über, die wir als Abkömmlinge der Speerklingen schon kennen gelernt haben. Eine Grenze ist nicht zu ziehen. Adamaua — Baghirmi wäre höchstens als Grenzzone zu erwähnen.[2]

Während aber alle diese Formen nicht Zeugnis von einer sonderlich selbständigen Entwicklung ablegen, haben wir doch eine Ausnahme zu betonen: das Spannmesser der südwestlichen Sudanvölker. Schon Staudinger[3] lernte es bei den nichtmohammedanischen Stämmen des Haufsalandes zwischen Katill und Mundschi kennen. Es ist ein scheidenloses Messer. Der Griff wird fest über die vier Finger des Handgelenkes geschoben und das Messer dient erstens zum

1) Staudinger, S. 705/706. Nachtigal, Bd. I, S. 453; Bd. III, S. 253. Paulitschke, S. 119. Caillié, Bd. I, S. 161. Abbildungen bei Ratzel: „Völkerkunde", 1) Bd. I, S. 532; 2) Bd. II, S. 296, 502, 505.

2) Abbildungen von Übergangsformen bei Nachtigal, Bd. II, S. 606. Passarge, S. 443, 471.

3) Staudinger, S. 706. Abbildungen bei Passarge, S. 353. v. Luchan: „Beiträge", Taf. XXIV, Fig. 17. Vergl. Morgen. In Leiden (ethnographisches Reichsmuseum) befinden sich Sammlung 739 Nr. 148, 790, 798, 799, 817, 834, 841 etc. Spannmesser dieser Art aus Borgu und von den Cornoy-Negern (?) im Haufsagebiet.

Spannen der Bogen und hat zweitens den Zweck, stets eine Waffe nach dem Abschiefsen des Pfeiles zur Hand zu haben, um Feinde, welche von der Seite oder gar vom Rücken her eindringen, niederstechen zu können. Es dient indessen auch als Werkzeug.

Passarge hat solche Messer in Adamaua erworben, Krause in Borgu; es sind mir auch solche aus Mossi bekannt geworden. Ein interessantes Beispiel für Handel und Verkehr bietet ein Spannmesser typischer Borgu-Form, das am Nil erworben wurde. — Diese Messer bestehen aus einem Stück und sind nicht zusammengesetzt (vergl. Fig. 40).[1] Wie gesagt stellt es einige der wenigen, selbständigen Sudanmesser vor, deren Entstehung uns noch interessieren wird.[2]

Wir hätten hier eigentlich noch eine vierte Messerform zu erörtern: das Wurfmesser, ziehen es aber vor, diese Waffe gemeinsam mit den Wurfhölzern zu besprechen und zwar in einem eigenen Abschnitte.

Abgesehen also von diesem Wurfmesser können wir die Entwicklung der Schwerter, Säbel, Dolche und Messer im nördlichen Afrika trotz einer regen Zufuhr von ausländischen Formen als eine schwache und unselbständige bezeichnen. Ganz anders werden wir die Zustände in West-Afrika finden.

c) Die Messer West-Afrikas. Im Gegensatze zu Ost- und Süd-Afrika mit seinen mangelhaften, kümmerlichen, zu Nord-Afrika mit seinen vielen fremden und wenigen selbständigen Messerformen treffen wir hier auf eine Fülle völlig neuer, beweglicher, in unglaublichen Variationen spielenden Grundgestalten. Der Eindruck des Formreichtums, den die Betrachtung der Schilde und der Bogen wach rief, wird durch den üppigen Schatz der Messergestalten noch weit übertroffen. Auch ist die Untersuchung hier noch schwieriger. Schilde und Bogen boten wenigstens in kleinen Kreisen typische Formen. Das fällt bei den Messern ziemlich fort; hier hat jeder Stamm, ja jeder Mann so und soviele verschiedene Messer. Das Launenhafte in der Verbreitung tritt hier fast noch stärker hervor, während die Einheitlichkeit im Gesamtgrundtypus fortfällt. Denn hier erstreckt sich die Variabilität nicht nur auf einen Ausgangsgegenstand, sondern mehrere. Das bemerkt schon der erste Blick. Streng symmetrische Messer mit gerader Grundachse, unsymmetrische Messer mit gerader Grundachse und völlig ungleichseitig aus-

1) Die Ausschmückung derartiger Spannmesser ist häufig eine zierliche und eigenartige. Es werden nämlich auf dem Griff nicht nur die gewöhnlichen Ritzen angebracht, sondern Rankenwerk und allerhand Schnörkel in Relief und Vertiefung. Unter anderem verweise ich auf die Leidener Stücke.

2) Hier nur so viel, dafs wir fraglos eine zusammengesetzte Waffe in diesem Spannmesser erblicken dürfen. Ich bin geneigt, es für eine Entwicklungsform der nordafrikanischen Schlagringe zu halten, eine Annahme, die ich noch zu erörtern haben werde.

gestaltete Messer mit gebogener Grundachse zeigen sich hier bald in gewisser Ähnlichkeit und aus verschiedenen, weit entfernten Orten, bald völlig ungleich aus der gleichen Gegend stammend.

Aus diesem grofsen Formschatze, der gröfstenteils dem Kongobecken angehört, greife ich zwei verschiedene Grundformen heraus, eine symmetrische und eine unsymmetrische Form. Im dritten Teile dieses Kapitels kommen dann noch die Wurfmesser des Kongobeckens zur näheren Betrachtung.

1. Symmetrische und gerade Messer aus West-Afrika. Die naheliegende Annahme, dafs diese Messer des Kongogebietes ebenso wie die Süd- und Ost-Afrikas mit dem Blatte der Speere in Beziehung stehen, wird nicht nur von Reisenden,[1] sondern auch durch einen Vergleich der Formen bewiesen. So zeigen gewisse Lanzen der nordöstlichen Völker, z. B. Sande und Mangbattu unter dem spitzeiförmigen Blatte eine Zweiteilung des Eisens, die sich jedoch schnell wieder schliefst und nur eine Öhrbildung unter dem Blatte zur Folge hat. An Messern aus diesem Gebiete sehen wir nun eine gleiche Eisenöse zwischen dem Griff und der Klinge.[2] Ferner zeigen einfach spitzeiförmige Messerklingen der Bonjo, Afuru, Babangi, Nghirri, vom Sanga, der Bassongo Mino, Baluba etc. eine gleiche Entstehung bei vollkommener, formaler Übereinstimmung mit Speerklingen der gleichen Stämme an.[3] Ein bei Stanley abgebildetes Messer der südlichen Walegga hat sogar noch ein ziemlich langes eisernes Schaftstück zwischen Klinge und Griff als Erbteil der Lanze.[4]

Doch sind diese einfachen Formen weniger wichtig wegen ihrer an und für sich nicht grofsen, den anderen gegenüber fast verschwindenden Anzahl als wegen des Hinweises, den diese Formen auch auf die Entwicklung anderer Messer bieten. Thatsächlich zeigen auch diese anderen, durch ihre grofsen breiten Klingen, merkwürdige Gestalt auffallenden Messer zum gröfsten Teile Analogieen zu denen der Speerklingen.

Fassen wir daher die Speerklingen des näheren in das Auge. Wir sahen an den südafrikanischen Messern (Fig. 38) die spitzovalen bis spitzeiförmigen Speerklingen noch an den Messern. Sie wiederholen im wesent-

---

1) Wolf schreibt im Reisetagebuch am Unterlauf des Kassai: „Als Messer dienen kleine und grofse Lanzenspitzen, welche, mit einem Holzgriff versehen, trotz der unvollkommenen Bearbeitung ihrem Zweck genügen.“ Wifsmann-Wolf, S. 376.

2) Eine solche Lanzenspitze ist im Berliner Museum z. B. III A^b 276: Lanzenspitze der Sande; Messer der Art ebenda III A^b 761 (Mangbattu) III A^b 1055 (Sande). Sammlung Langheld 160, 169 etc.: Messer der Badschua am Kongo.

3) Abbildungen bei Jean Dybowski, S. 126, 129, 157; ferner bei Coquilhat und H. H. Johnston. Berliner Museum: III C. 3359^a Babangi; III C. 4067 Baluba; III C. 4012 Bassongo Mino; III C. 4078 Lomami; III C. 3082 Tschuapa.

4) Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. I, S. 379.

lichen nord- und ostafrikanische Formen. Vielleicht kann man diese im Durchschnitt als breiter und stärker bezeichnen. Aufserdem sind viele nordost- und nordafrikanische Speere durch Blutrinnen charakterisiert, eine Eigenschaft, die an den Messern wiederkehrt. Ausnahmen von diesen spitzovalen Speerklingen zeigen nur Verbreiterung oben oder unten, oder Verlängerung oder Vergröfserung der Klinge im ganzen, oder aber die Pfeilform übt eine Einwirkung aus — wie ja die meisten westlichen Wurfspeere nicht mit diesen spitzovalen Speerklingen, sondern mit pfeilförmigen ausgerüstet sind —, aber sie bieten nichts tiefergehend Neues. Anders nun die Speerklingen des Kongogebietes, die in den mannigfaltigsten Gestalten auftreten.

In Fig. 41a gebe ich eine der wichtigsten Speerformen wieder. Das Blatt ist sehr lang und in der Mitte von den Seiten leicht eingeschnitten. Dem Schaft zu läuft es nicht langsam aus, sondern schliefst in Bogenformen schnell ab. Diese Speerformen nun, die, wie wir sehen werden, einem grofsen Teile der westafrikanischen Messer die Gestalt verliehen haben, müssen verstanden werden, um den Messern gerecht werden zu können.

Es mufs nun auffallen, dafs diese Formen nicht nur in Eisen vorkommen, sondern auch aus Holz gearbeitet. Nicht nur Stanley machte auf dem Marsche zur ersten Kongothalfahrt im Gebiet zwischen diesem Strome und dem Tanganjika Bekanntschaft mit hölzernen Speeren,[1] sondern wir



Fig. 41a. Speer der Basoko. (Antwerpen.) Fig. 41b. Ruder der Bonjo (nach Jean Dybowski).

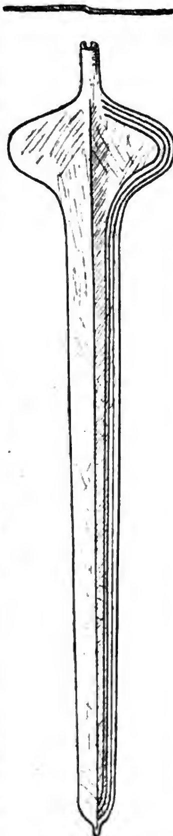


Fig. 42. Eisengeld, Ruderblatt und Speerklinge von den Stanleyfällen (Slg. Kongostaat im Museum in Leipzig).

1) Stuhlmann, S. 504. Ratzel: „Völkerkunde", 2) Bd. II, S. 263 Abbildung. Hölzerne Speere finden sich auch in der Sammlung Kollmann des Leipziger Museums für Völkerkunde. Livingstone weifs von den Wakonde zu berichten,

haben sie auch aus dem Nordosten kennen gelernt. Eine Privatsammlung hat mich Beispiele dieser Holzspeere aus Manjema kennen gelehrt. Sie hatten die gleiche Blattform. Und diese Form ist auch vielen Rudern aus dem gleichen Gebiete eigen (Fig. 41 b).

Diese Verwandtschaft der Formen ist nicht nur auf eine Zufälligkeit zurückzuführen. Riesengroſse Eisenklingen wie Fig. 42 sind heutzutage Geld; bei festlichen Gelegenheiten dienen sie als Speerklingen und sonst als Ruderblätter. Von Stanley ist das bestätigt worden. Am Aruwimi lernte er 3 m lange Ruder kennen, von denen einige eiserne Spitzen hatten. Daneben fielen die gewaltigen Speere auf. — Dazu kommt noch als trefflicher Beweis die Mitteilung Masnis, daſs im Kongogebiet sowohl Häuptlinge, wie freie Männer, als auch sogar Frauen zierliche Luxusruder gleichsam als Spazierstöcke benutzten.[1]

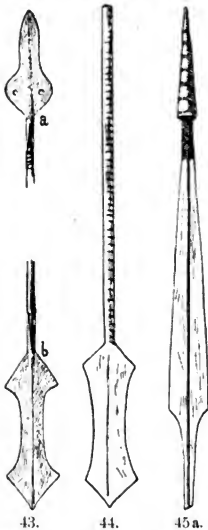


Fig. 43 a oberes Blatt, b unteres Blatt eines Speeres der Baschobe. Fig. 44. Ruder (Weltausstellung in Antwerpen). Fig. 45 a. Hoheitszeichen in Ruderform von d. Savage-Insel (Mus. f. Völkerk. in Leipzig).

Die Formen der Speerblätter, für deren Hervorgehen aus dem Ruder nicht nur die formale Verwandtschaft, d. h. 1. die auſserordentliche Entwicklung der Klinge zur Breite und Länge und 2. die fundamentale Gleichheit derselben und der Ruderblätter, sondern auch ähnliche Verwendung und in dieser wechselseitige Beeinflussung und Austausch spricht, lassen sich auf zwei wichtige Grundformen zurückführen. Die Umrandung der einen Blattfläche — siehe Speer Fig. 41 a und Ruder Fig. 41 b — bezeichne ich als ausgebogen, die Umrandung der zweiten als eingebogen. Die Lanze Fig. 43, deren Holzschaft mit zwei Blättern versehen ist und ein Produkt der Baschobe[2] ist, zeigt beide Formen. Die obere ist aus-, die untere eingebogen. Der Unterschied liegt darin, daſs das erstere Blatt bogenförmige, das zweite spitze Vorsprünge zeigt. Eingebogene Blätter treten auch an Rudern vom Kongo auf, das beweist Fig. 44.

---

daſs sie wegen Eisenarmut hölzerne Speere benutzen. Livingstone, „Last Journals", Bd. I, S. 89.

1) Masui, S. 100.

2) Berliner Museum für Völkerkunde III C. 3558.

Die Messer nun zeigen einen Ausgang von den gleichen Formen. So mag eine Reihe von Abbildungen, Fig. 45—48, die wesentlichen von Natur gebotenen 4 Spielformen zeigen. Fig. 45 ist oben und unten gebogen. Fig. 46 an der Griffseite (der Abbildung nach oben) gespitzt, unten gebogen. Fig. 47 oben gebogen und unten gespitzt und endlich Fig. 48 zeigt auf beiden Seiten oben und unten die seitlichen Spitzen.

Während damit die wesentlichen Grundformen sich wenigstens einigermafsen festlegen lassen, mufs jeder Versuch, die weiteren Gestalten in bestimmte Gruppen zu bringen, an der unendlichen Variabilität scheitern.[1] Es mufs uns genügen auf einige wesentliche Entwicklungserscheinungen hinzuweisen. Eine Beobachtung der durch die Randschwingung gebildeten

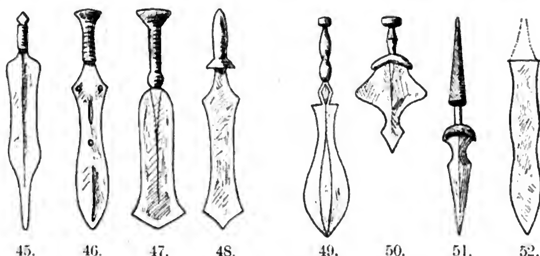


Fig. 45. Messer der Bakumu (Slg. Langheld, Mus. f. Völkerk. in Berlin). Fig. 46. Messer vom Mongalla (Leiden, ethnogr. Reichs-Mus., S. 958, Nr. 5). Fig. 47. Messer der Baluba? (Mus. f. Völkerk. in Berlin III C. 3957). Fig. 48. Messer vom Sanga (Leiden, Reichs-Mus., S. 958, Nr. 77).

Fig. 49. Messer der Baluba (Berlin III C. 4065). Fig. 50. Messer vom Sankurru (Berlin III 4320). Fig. 51. Messer der Wakussu (Leiden, S. 863, Nr. 63). Fig. 52. Klinge eines Messers aus Bihe, Benguela (Mus. in Amsterdam).

Ausbuchtungen oder Spitzbildungen führt zu einer Entstehung von Lappen. Solche mag man an Fig. 50 erkennen. Hier sind sie durch die übermäfsige Herausbildung der Biegung am Griffende entstanden. Anders dagegen Fig. 49, die eine Verkümmerung jenes bei Fig. 50 höchst entwickelten

---

1) Deshalb ist auch ein Versuch, die Beziehungen der Völker aus der Beziehung der Messerformen im Kongogebiet heraus zu erklären, wie ich ihn noch 1894 (Globus Bd. LXV, S. 208) unternommen habe, verfehlt. Der Grund liegt im Besitze des Museums für Völkerkunde in Berlin, dessen Kongosammlungnn zumeist aus südlichen Gegenden stammen. Leiden dagegen, das ich seitdem aufsuchte, ist überreich mit Sammlungen des nördlichen Kongobeckens bedacht.

Teiles und dabei eine starke Ausbildung der Spitze zeigt. Oder aber die dem Griff zuliegenden Ausbuchtungen kommen nicht zur Entwicklung, da der Griff bis zur Mitte reicht. (Fig. 51 und 52.) Der Spitzenabschlufs schwankt zwischen einem Bogenende (Fig. 46) und einer langgezogenen Spitze (Fig. 51). Für andere Erscheinungen bietet diese auch dann Raum, wenn die kleine Spitze wie sie sich schon an Fig. 42 zeigt, wächst und eine neue Anschwellung zur Folge hat. Wird sie sehr stark ausgebildet, so ergiebt sich eine Klingenform mit 2 statt 1 Einschnürungen und daher 3 statt 2 Anschwellungen. Solche Form zeigt Fig. 52.

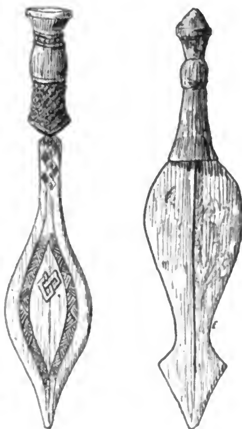
Die fast stets sehr sauber aus Holz geschnitzten, mit Kupfer-, Eisen- und Messingdraht umwundenen oder Blech beschlagenen Griffe zeigen eine grofse Mannigfaltigkeit: Knoten, Teller, Spitzen, Kreuzhölzer. Oft sieht am Ende noch die Spitze des eingelassenen Klingeneisens hervor, die dann auch wohl zu einer eigenen Spitze ausgearbeitet wird, wie an Fig. 45. Keiner der Griffe, deren Entwicklung eine der praktischen Anwendung sehr natürlich folgende ist, vermag uns aber so zu interessieren wie die lange, hölzerne Spitze, die Fig. 51 besitzt. Woher stammt sie? Ich habe diese merkwürdigen Enden nur in zwei, allerdings grofsen, aber so entfernt voneinander liegenden Gebieten nachzuweisen vermocht, dafs eine lokale Entwicklung ausgeschlossen ist. Sie sind einmal am Sanga und Ogowe und dann im Bassongegebiet zwischen Sankurru und Lualaba anzutreffen. Wir werden sogleich auch den Ursprung dieser Eigenschaft kennen lernen.

Die Verbreitung anbelangend, kann aufser einer allgemeinen Umgrenzung des Kongogebietes wenig angegeben werden. Stuhlmann hat verwandte Formen im Nordostwalde am oberen Ituri getroffen. Im Norden wiegen sie etwa bis zum Uelle-Ubangi über und verschwinden nördlich des oberen Ogowe. An der Westküste zeigen seltene Stücke, dafs sie auch hier einst eine lebhaftere Entwicklung, in neuerer Zeit aber Unterdrückung durch das europäische Buschmesser erfahren haben. Im Süden reicht ihre Verbreitung bis in das Lundagebiet, wo sie einen eigenen Typus (Fig. 52) gezeitigt haben, den die portugiesischen Reisenden beim Casemba, Pogge und Buchner bei den Angolastämmen und Muata Jamwo, Wolf beim Jakka-Fürsten Kassongo kennen lernten. Bei Baluba und Kalunda fehlt die üppige Entfaltung, sie tritt aber bei den Bassongestämmen zwischen Kassai und Lualaba desto lebhafter hervor. Hier kann Neigung zur Verbreiterung als allgemeine Tendenz, im nördlichen Kongogebiet dagegen eine solche zur Verlängerung hervorgehoben werden. Im mittleren Kongothale treten diese Formen gegenüber den im nächsten Absatz zur Besprechung gelangenden Messern bedeutend zurück. Nur auf der Strecke zwischen Mongalla und Aruwimi ist die Entwicklung einer Form, die zwischen Fig. 41 und

Fig. 52 liegt, für die allgemeine Bewaffnung von grofser Bedeutung geworden [1]

Wie es früher nicht möglich war in den analogen Fällen, so läfst sich auch für diese Messerformen eine Entwicklung in einer geographischen Richtung nicht nachweisen. Auch hier wieder müssen wir uns mit den Entwicklungsreihen der Formen begnügen und ihre Ursprungsform feststellen, wenn wir tiefer in ihre Urgeschichte eindringen wollen.

Blicken wir nun noch einmal zurück, was uns die Beziehung der Formen gelehrt hat. — Wir können die Entwicklung der Speere aus den Rudern beobachten. Bis in die Einzelheiten, nämlich den ein- und ausgebogenen Rand, stimmen Ruder- und Speerblätter überein. Sie wechseln sich in der Verwendung ab, die eisernen Speere werden zu Rudern und die hölzernen Ruder dienen als Speere. Diesen Blättern entsprechen die Messerklingen. Wie jene nehmen sie eine zweifache Form der Randbildung an, demnach bald Spitzen, bald Bogen an den Seiten bildend. In gewisser Launenhaftigkeit erstarren sie bald hier, bald da zu konventionellen Formen, ohne dabei irgend einem durchaus neuen Typus das Leben zu verleihen.



53. 54.

Fig. 53. Holzmesser vom Kassai (Mus. f. Völkerk. in Berlin III C. 3535).
Fig. 54. Holzmesser vom Kassai (Weltausstellung in Antwerpen).

Diese eisernen Messer sind also in letzter Linie aus einem Ruderblatte, also einem Holzgeräte hervorgegangen. Da ist es uns auch sehr interessant, sie auch als Holzwaffen im Kassaigebiete wieder zu treffen. Ein wunderschön geschnitztes Exemplar besitzt das Berliner Museum für Völkerkunde (Fig 53). Es stammt vom Kassai oberhalb der Sankurrumündung. Die feine Schnitzarbeit, die auf beiden Seiten verschieden ist, läfst Muster erkennen, die auf die Textilindustrie zurück geführt werden müfsen. (Siehe das Ornament in der Mitte des Blattes!) Die Kerbmuster des Griffes sind

1) Abbildungen dieser eigentümlichen Messer bei Baumann: „Beiträge", S. 11. Hier mit der Angabe: Babangi. Ferner bei Jameson. Berliner Museum für Völkerkunde III C. 2082, 2083, 2084, 2085, 3949, 4072, alle mit der Angabe Aruwimi; III C. 3937 vom Kongo; III C. 4071 „Mopamba".

die üblichen. Das zweite hier abgebildete Messer (Fig. 54) habe ich auf der Weltausstellung in Antwerpen gezeichnet, wo mehrere Exemplare dieser Form und einer anderen auslagen und den Vermerk trugen: „Kassai, couteau de bois, emblème de paix chez les Bakomos.“ Die erste nähert sich dem Typus Fig. 49, die zweite dem Fig. 50, sind also im wesentlichen der gleichen Entwicklung unterworfen und bieten nichts Neues in der Form. Ihr Vorkommen beweist aber wieder, wie nahe hier noch Holz- und Eisengeräte verwandt sind, bringen somit nach dieser Richtung einen neuen Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme: Entstehung dieser eisernen Messer aus dem hölzernen Ruderblatte.

Wenn wir nach alle diesem nun die Frage nach dem äufsersten Quellgebiet der Messerformen aufwerfen, so dürfen wir nicht nach Messern, sondern müssen nach Ruderblättern dieser Gestalt Umschau halten. Wir sind es schon gewohnt, den Blick von West-Afrika nach Oceanien zu werfen, wenn Probleme dieser Art gelöst werden sollen, ein Unternehmen, das auch diesmal von Erfolg gekrönt ist. Die vielen Ruderformen Oceaniens bieten viele entsprechende Erscheinungen, unter denen uns auch wieder die Ein- und die Ausbiegung als bezeichnend auffallen. Ruder von Mortlock mögen für die letztere als Beispiel herangezogen werden.[1] Die Form ist annähernd die der Fig. 42. — In Oceanien werden die Ruder, wie diese, zum Tanzgerät, zur Keule und zum Hoheitszeichen. In Afrika entspricht die Entwicklung auch der einen Seite; sie werden zum Zeichen der freien Männer, Frauen und der Häuptlinge. — Den zweiten Typus der eingebogenen Formen mit Spitzen bietet Fidschi. Dies gleiche Gerät als Waffe und Häuptlingszeichen in der Hälfte der Gröfse der Ruder besitzen auch die Samoaner und Savage-Insulaner. Die Abbildung eines solchen Instrumentes (Fig. 45a) zeigt uns auch gleich die spitzauslaufende Endverdickung, die an Fig. 51 auffiel. Das ist sicher eine sehr interessante Parallelerscheinung.

Es ist nun bei dieser Identität afrikanischer Ruderblatt-, Speerspitzen- und Messerklingen-Formen und oceanischer Ruderblätter von aufserordentlichem Werte, auch in Oceanien diese Werkzeuge zur Waffe, und zwar zur Keule umgewandelt zu sehen. Ja, hölzerne Speerspitzen von Neu-Britannien zeigen ebenfalls diese Form, so dafs die Analogie sich noch weiter ziehen läfst und wir noch mehr Berechtigung erhalten, diese afrikanischen Messer auf oceanische, malajonigritische Ruder zurückzuführen.[2]

Die anderen symmetrischen und geraden westafrikanischen Messer zeigen ein Hervorgehen aus Beilklingen und Pfeilspitzen. Da sie jedoch weit

1) Belegstücke: „Tanzruder von Mortlock“, Museum für Völkerkunde in Leipzig, Sammlung Godefroy.

2) Belegstück: Sammlung Anderson, Museum für Völkerkunde in Leipzig.

weniger häufig und wichtig sind, darf ich mir wohl ein Eingehen auf sie sparen, zumal hier die Thatsachen ganz klar zu Tage liegen.

2. **Asymmetrische und ungerade Messer aus Westafrika.** Was oben von der Verbreitung der vorigen Messerformen gesagt wurde, gilt im allgemeinen auch von der der vorliegenden. Auf eine Abweichung werden wir später zurückkommen.

Um mich möglichst kurz fassen zu können, sind diese Messer von vornherein in der Reihenfolge zur Darstellung gebracht, die ihre Formen etwa durchlaufen haben. Fig. 55—58 zeigen die Formen, die noch symmetrisch insofern genannt werden können, als hier nur die Biegung der Spitze, diese allerdings in zunehmendem Maſse, nach einer Seite, der rechten oder inneren, wie wir sie nennen wollen, die Regelmäſsigkeit abgebrochen hat. Dabei steht Fig. 55 den Messern Fig. 56—58 gegenüber. Das Blatt der ersteren Waffe ist einfach spitzoval mit oberer Biegung. Die anderen drei jedoch sind an der Basis abgesetzt, so daſs beiderseits ein Dorn, eine Spitze entsteht. Diese Erscheinung ist nicht allein auf die zunehmende Breite zurückzuführen. Fraglos liegt hier noch ein Einfluſs der vorher erörterten Messerformen vor, die ja von vornherein eine solche Bildung begünstigen.

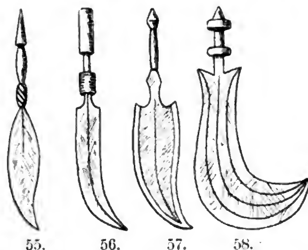


Fig. 55. Messer vom Sanga (Museum im zoologischen Garten in Rotterdam). Fig. 56. Messer der Mangbattu (städtisches Museum in Frankfurt). Fig. 57. Messer von der Westküste (Mus. f. Völkerkunde in Berlin III C. 631). Fig. 58. Enthauptungsschwert aus Dahome (Museum im Yachtklub in Rotterdam).

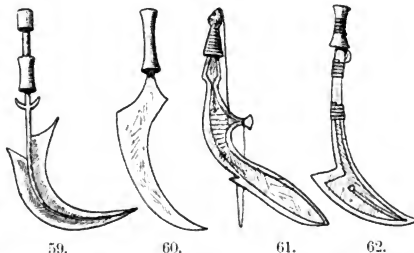
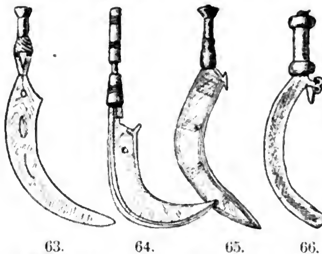


Fig. 59. Messer aus dem nördlichen Kongogebiet (Museum in Leiden, S. 484, Nr. 4). Fig. 60. Sceptermesser der Pharaonen (nach Hartmann). Fig. 61. Messer vom Sanga (Museum in Leiden, S. 958, Nr. 83). Fig. 62. Messer vom Kongofluſs (Museum im Yachtklub in Rotterdam).

Ebenso verständlich sind die weiteren Vorgänge. Durch die Umbiegung der Spitze ist eine Schwerpunktsverschiebung gegeben, die eine verschiedene

Ausbildung der beiden Seiten ganz naturgemäfs zur Folge hat. Die beiden Spitzen geraten in Bewegung und mit zunehmender Schwere der Waffe rückt die untere (äufsere) nach unten (Fig. 58, 61, 62), wird an Fig. 62 zu starker Verbreiterung und verschwindet. (Fig. 63—66). Dabei ist wohl bemerkenwert, dafs auf dieser äufseren Seite nun auch (Fig. 64) die Schneide wegfällt. Am bekanntesten von allen diesen Waffen wurden durch Schweinfurth und Junker die „yataganähnlichen Säbelmesser“ der Sande, die eine Klinge etwas schmaler wie Fig. 61 mit einer kleineren Verbreiterung an der Spitze, als sie Fig. 62 besitzt, aufweisen.[1] Als Trumbasche der Mangbattu und Momfu sind Messer wie Fig. 56, 59[2] und 64 durch Junker und Schweinfurth uns vertraut geworden. Nach dem Wesen der Waffen und Erkundigungen sind es jedoch keine Wurfmesser, was aus dieser Bezeichnung geschlossen werden könnte. Mit diesen Mangbattu-Messern steht die Hypothese ägyptischer Verwandtschaft in Beziehung. Wenn man nun ein solches ägyptisches Sceptermesser, wie es in der Hand der Pharaonen zu Karnak, Medinet, Abu Derr und Abu Simbil dargestellt ist (Fig. 60 nach Hartmann, dem eifrigsten Verfechter der Hypothese, dafs die Mangbattukultur von der des alten Kulturlandes am Nil abstamme), mit den Mangbattuwaffen vergleicht, so wird man eine Beziehung nicht abstreiten können. Doch ist sie umgekehrt zu suchen. Dafür legt dreierlei Zeugnis ab: 1. Die sämtlichen inner- und westafrikanischen Säbelmesser zeigen eine Mittelachse, die, wenn sie verschoben wird, an den Aufsenrand rückt; dadurch wird ja z. B. Fig. 64 zur einschneidigen Waffe. Das Messer der Pharaonen zeigt aber die Mittelachse an den Innenrand verschoben (man



63. 64. 65. 66.

Fig. 63. Messer vom Sanga (Museum in Leiden, S. 958, Nr. 85). Fig. 64. Messer vom Kongo (Mus. in Leiden, S. 484, Nr. 10). Fig. 65. Messer vom Kongo (im Besitze des Verf.). Fig. 66. Messer der Yangere (Slg. Flegel im Berliner Museum).

---

1) Diese Formen wurden als Sande-Säbel abgebildet von Schweinfurth, Junker, Heuglin, Marno, von Stanley als A-Babua-Messer, von Baumann als solche der Bassoko. Stücke des Berliner Museums sind in Yambinga, an der Lomamimündung (eine Miniaturausgabe!) und besonders am Aruwimi gesammelt. Jameson bringt ein Messer der Bassoko gleich Fig. 65, aber ohne den Dorn an der Innenseite zur Darstellung.

2) Abbildungen bei Junker, Bd. III, S. 122. Ratzel: „Völkerkunde“, 1) Bd. I, S. 540. Stuhlmann, S. 596. Schweinfurth, S. 295.

rekonstruiere an Fig. 60 eine Mittellinie, wie sie Fig. 59 bietet), so dafs der innere Absatz zu einem auswachsenden Dorn, statt als Dornfortsatz ausgestaltet ist. Das deutet also eine seitwärts von der Entwicklungsstrafse vor sich gegangene, in gewisser Weise dem Mifsverständnis seine Entstehung verdankende Neubildung an. 2. zeigt wohl West- und Innerafrika eine Entwicklungsgeschichte der Waffe, nicht aber Ägypten oder Westasien, denn 3. hier steht die Form vereinzelt da. Also liegt im ägyptischen Sceptermesser eine Abzweigung innerafrikanischen Waffenwerkes vor.

Westafrika bietet im Gegensatz eine reiche Fülle von Formen, die in entwicklungsgeschichtlicher Beziehung stehen. Wir haben nur eine verhältnismäfsig kleine Anzahl gebracht, weil es weniger der Zweck dieser Abhandlungen ist, erschöpfend alle Nüancen der Entwicklung zu bieten, als die Entstehung zu verstehen. Die einfache Grundform, auf die zurückgegriffen werden mufs, ist aber fraglos in einer Bildung wie Fig. 55 zu suchen.

Dafs auch diese eigenartigen Messer auf Holzwaffen zurückzuführen sind, ist aus dem Vergleich von Fig. 67, einem Holzmesser des oberen Tschuapa, mit Fig. 55 leicht ersichtlich. Bieten doch diese, im Kerne des Kongobeckens nicht so sehr seltenen Holzwaffen auch für die Erscheinung des Absetzens und Dornenbildens an der Basis der Messerklinge, wie Fig. 69, eine Holzkeule der Kanioka Belegstücke. Auch finden sich sonst Extreme in der Entwicklung dieser älteren Waffen. Fig. 70 stellt die entwickeltste Form, Fig. 68 die niedrigste dar.

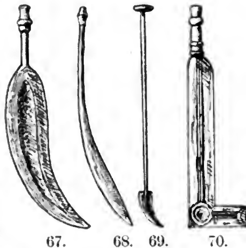
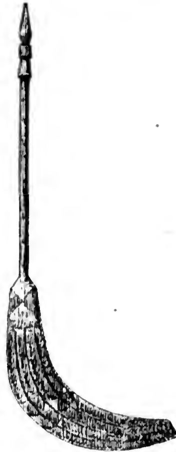

67. 68. 69. 70.

Fig. 67. Holzkeule vom oberen Tschuapa. Fig. 68. Holzkeule der Imballa. Fig. 68. Holzkeule der Kanioka (alle drei im Berliner Mus.). Fig. 70. Holzwaffe aus Westafrika (Museum in Leiden).


Fig. 71. Keule von den Salomonen (Museum in Leipzig, Slg. Godefroy, Nr. 1212).

Nun gilt es aber einen Unterschied zu ziehen bei weiteren Schlüssen. Ein gebogener Stab wie Fig. 68 bietet noch nicht die „Blattfläche“. Die gebogenen Stäbe finden sich bei allen Nigritiern, auch bei den Australiern. Aber die Blattbildung, also eine Verbreiterung der Hauptfläche läfst sich

nur an Keulen der Malajonigritier nachweisen. Ich werde auf S. 109 hierauf zurückkommen. Typische Verwandte der afrikanischen Form (Fig. 67) finden sich z. B. auf den Salomonen, von wo wenigstens eine Keule dieser Art, allerdings ohne die feine Ornamentierung, die sie schmückt, wiedergegeben werden möge (Fig. 71.)

Die Verbreitung dieser Messer in Afrika ist eine sehr eigenartige. Während nämlich die hölzernen Urformen (Fig. 67—70) auch im inneren und südlichen Kongobecken heimisch sind, fehlen die eisernen Messer hier. Diese wurden desto häufiger vom Kongo nordwärts bis in das südliche Adamaua (Fig. 66) und von dem Manbattugebiete bis an die Westküste, an dieser hinauf bis zu den Bissagos-Inseln[1] gefunden. Im folgenden Teil über die Wurfmesser werden wir die Erklärung für diese merkwürdige Verbreitung kennen lernen.

III. Die afrikanischen Wurfkeulen, Wurfhölzer, Wurfmesser.

Es ist sehr bedauerlich, dafs die Reiselitteratur den Unterschied zwischen Wurfholz und Wurfkeule so aufserordentlich selten berücksichtigt. Unter Keulen dieser Art haben wir hölzerne Stöcke, die bald länger, bald kürzer, bald stark, bald wenig verdickt, bald gebogen, meist aber gerade sind, deren wesentliches Merkmal aber in dem meist kreisrunden, seltener quadratischen Durchschnitt liegt. Die Wurfhölzer dagegen zeichnen sich vor allen Dingen durch den streifenförmigen Durchmesser aus. Es sind platte Waffen, die in den meisten Fällen nur einfach gekrümmt sind. Betrachten wir nunmehr die Bedeutung und Verbreitung dieser Waffen im afrikanischen Kriegs- und Jagdwesen.

a) Die afrikanischen Wurfkeulen. Die bekanntesten Wurfkeulen sind die des Südens, die gemeiniglich „Kirri“ genannt werden. Bei den Hottentotten führen die Holzschilde diesen Namen.[2] Die Kirri sind häufig als die gefährlichsten Waffen der Kaffern bezeichnet worden. Es sind kurze,

1) Ob das Sceptermesser des Muata Jamvo in diese Gruppe gehört, ist trotz Pogges Mitteilung über seine wundersame gebogene Gestalt nicht festzustellen. Pogge, S. 234. Gekrümmte Messer von der Westküste werden erwähnt: Bissagos-Inseln, Allg. Hist. d. R., Bd. II, S. 427. 430. Nord-Guinea, Bosman, S. 226; Allg. Hist. d. R., Bd. III, S. 456; Bd. IV, S. 109. Bowdich, S. 417. Adamaua (Süden), Passarge, S. 436.

2) Wenigstens in Anmerkung soll auf die linguistische Verwandtschaft afrikanisch-nigritischer und australisch-nigritischer Holzwaffen hingewiesen werden. Kirri heifsen die Stockschilde der Hottentotten (Kuerr die der Dinka), sowie die Wurfkeulen der Kaffernstämme. Kerrem oder Gee-am heifsen gewisse Speerschilde der Australier Südostneuhollands.

rundliche, mit einem dickkugelförmig angeschwollenen oberen Ende versehene Stöcke. Holub nennt sie die gefürchtetste Waffe der Zulu-Rasse, der Matabele-, Swazi-, Zulu- u. s. w. Krieger. Am wirksamsten von allen Waffen in der Hand der Damara nennt Ratzel die Kirri, dieses sei Mittelding von Wurf- oder Schlagstock und Keule. Im Wurfe töten sie mit grofser Sicherheit damit kleinere Tiere. Jeder Damara führt in seinem Schnurgurte einige dieser Waffen. Am genauesten hat sie Fritsch erörtert, der sich folgendermafsen über sie äufsert: Bewundernswürdig ist die Gewandtheit der Kaffern mit der Wurfkeule, Induku, gewesen. Die Waffe dient sowohl zum Schlag als zum Wurf; ihr Gewicht ist daher nicht sehr bedeutend, die Länge wechselt zwischen 40 und 70 cm. Die gewöhnlichste Form, welche man beständig in der Hand der Kaffern sehen kann, ist aus schwerem Holze von grofser Festigkeit (wilde Olive, Stinkholz, Eisenholz) so gewonnen, dafs man Stämmchen oder einen Ast mit Erhaltung des sich daran anschliessenden knorrigen Teiles der Wurzel oder des Stammes herausschneidet, und den letzteren alsdann zur Keule abrundet, den Ast selbst aber als Stiel benutzt. Seltener findet man im eigentlichen Kaffernlande Kirris aus dem Horn des Rhinoceros, welches Tier in diesen Gegenden beinahe schon gänzlich ausgerottet ist. Der Kirri in seiner gewöhnlichen Gröfse und seinem gewöhnlichen Gewicht ist keine sehr furchtbare Waffe, und es gehört schon eine gewisse Ausdauer dazu, um den dicken, mit dichtem Haarpolster bedeckten Schädel eines Kaffern damit zu durchdringen, wie sich oft genug gezeigt hat; aber als Wurfgeschofs leistet er in den Händen der Kaffern wirklich Erstaunliches. Es ist natürlich Übertreibung, wenn behauptet wird, kein Feind könne ihm entfliehen, solange er seinen Kirri bei sich habe; ein Wurf mit einer so leichten Waffe wird, unglückliche Zufälle abgerechnet, keinen Menschen im Laufe aufhalten, wohl aber kleine Antilopen, Hasen, Klippschiefer, Perlhühner und ähnliche kleine Tiere. Nach solchen wirft der Neger den Kirri auf 20—30 Schritt und trifft dasselbe häufig im vollsten Laufe, obgleich die Geschwindigkeit des in der Luft sich drehenden Holzes keine sehr grofse ist; die Kraft des Wurfes reicht hin, um kleine Tiere zu betäuben, oder ihnen ein Glied zu brechen, worauf die Hunde des Jägers das Werk vollenden. Auch Vögel im Fluge fallen ihrer Geschicklichkeit im Werfen dieser Waffe zur Beute. Bei den Ama-Zulu scheint diese Waffe zugleich als Spielzeug zu dienen und zwar in ähnlicher Weise wie die kleinen Stöckchen europäischer Stutzer. Bei ihnen sind aus der Waffe des Nashorns verfertigte Kirris schon häufig, wenn auch anscheinend nicht in dem Mafse wie bei Betschuana und Marutse u. s. w.[1]

---

1) Fritsch, S. 66 und 129. Ratzel: „Völkerkunde“, 1) Bd. I, S. 328/329. Holub: „Sieben Jahre“, Bd. II, S. 375; „Kulturskizze“, S. 119.

Im nördlichen Teile Afrikas tritt die Keule als Wurfwaffe zurück. Die Angabe, dafs in Abessynien Wurfkeulen auf der Jagd Verwendung finden, dürfte dahin zu modificieren sein, dafs es sich um Wurfhölzer handelt. — Ein Bericht über die Wurfkeulen in Weida an der Goldküste beschreibt diese eine Elle lang und 5 — 6 Zoll dick, sehr rund und eben, an einem Ende mit einem Kolben eine Hand breit und drei Finger dick versehen. Jeder Krieger soll 5 — 6 solche Waffen bei sich führen; sie sollen ferner aus schwerem Holze bestehen und in der Hand eines geübten Mannes nicht ungefährlich sein, denn wo sie nur hinfällt, da zerschmettert sie alles und zerbricht die Gliedmafsen. Eine Abbildung bei Barbot erweist, dafs das, was die Beschreibung des Blattes schon ahnen läfst (eine Hand breit und 3 Finger dick), zutrifft; es handelt sich hier um ein Wurfholz.

Auch andere Mitteilungen aus Nordafrika wissen nichts von Wurfwaffen dieser Art zu melden. Es wurden stets nur Schlagkeulen erwähnt. Bei den Fulbe sind diese eisenbeschwerten Waffen, die zum Teil ihren südafrikanischen Verwandten, den Kirris, in der Form sehr gleichen, sehr wichtig. Sie vertritt bei ihnen gewissermafsen die Streitaxt, sagt Passarge. In Wadai hängen diese Keulen am Sattel.[1] Aber auch sonst ist die Keule dem Norden zu in wenig kräftiger Entwicklung begriffen. Den Massai dient sie nach Baumann zum Begleiten der Rede durch Gestikulation, im Kongogebiet wird sie zierlich geschnitzt, mit Menschenbildern und allerhand sonstigem Bildwerk versehen und gilt als Scepter und Hoheitszeichen.

Demnach wäre der Südachse die Wurfkeule und — wie wir sehen werden — der Nordachse das Wurfholz zuzuerteilen.[2]

b) Die afrikanischen Wurfhölzer. Das Wurfholz, eine gebogene, flache, meist gleichbreite, streifenförmige Holzwaffe, ist im ganzen Nordafrika nachgewiesen. Die alten Ägypter verwandten es zur Vogeljagd. Solche Waffen der Tuarik liegen in London; Marno hat sie bei den Bertat, Hartmann bei den Fundj kennen gelernt. Wurfhölzer aus Senegambien sind ebenso wie solche aus östlich hiervon gelegenen Gebieten nach Europa gelangt. Zumeist scheinen sie hier der Jagd auf Hasen, Geflügel und kleine Vierfüfsler zu dienen. Jedoch machten auch die Engländer in ihrem unglücklichen Mahdi-Feldzug mit ihm Bekanntschaft. Auch alte Waffenbeschreibungen von der Goldküste erwähnen ähnliche Geräte.

Es ist jedoch weniger wesentlich, die Verbreitung über die Nordachse nachzuweisen, als die Beschränkung auf dieses Gebiet. Es liegt,

1) Passarge, S. 436 (Abb.). S. 87, 119, 123, 258, 285. Höhnel, S. 694. Staudinger, S. 708. Nachtigal, Bd. III, S. 258. Clapperton: „Zweite Reise", S. 155.

2) Auch auf der Verbindungsachse ist die Wurfkeule nachzuweisen. Dinka und Schilluk verstehen sie trefflich zu führen.

soweit meine Kenntnis reicht, kein Zeugnis für ein südliches Vorkommen vor. Auch das Kongogebiet hat noch kein Wurfholz geliefert.

Allerdings besitzen einige südafrikanische Stämme Holzwaffen, die in Betracht gezogen werden müssen. Da sind zunächst die „Wurfstöcke“ der Marutse erwähnenswert. Es sind das meist 1 — 1 ½ m lange, finger-, doppelfingerdicke, aus hartem Holze hergestellte Stöcke, die am oberen, etwas dickeren Ende, bisweilen auch an den beiden Enden mit einem spiralförmig gewundenen Eisenbande versehen sind. Diese Stöcke werden meist als Wurfwaffe auf grössere Wasservögel gebraucht, die man in geräuschloser Bootsfahrt in den Binsen und längst den Rohrdickichten überrascht oder auf sonstiges kleineres Wild und Raubgetier, das man beschleicht. Ein solcher Stock ist auch in der Regel ein steter Begleiter eines Unterthanen im Marutse-Reiche, wenn er sich auf Reisen begiebt. — Der Rackum der Hottentotten fernerhin ist von Oliven- oder Eisenholz geschnitzt, ist etwa einen Daumen dick und nicht mehr als einen Schuh lang; an einem Ende ist er zugespitzt. „Sie gebrauchen ihn wie einen Wurfpfeil und bedienen sich seiner auf eine merkliche Weite, fast ohne jemalen zu fehlen“ — so versichtert der alte Kolben.[1]



72 a. 72 b.

Fig. 72 a. Wurfholz aus Darfor (Mus. f. Völkerkunde i. Wien).

Fig. 72 b. Altägyptisches Wurfholz (ägyptologisches Mus. in Berlin, Nr. 1077).

Es ist klar, dafs dies keine Wurfhölzer in unserem Sinne sind. Sie besitzen keine Krümmung und keine Schärfe; sie sind im Querschnitt offenbar rund. Wenn wir hier also auch keine der gesuchten Werkzeuge vor uns haben, so interessieren diese Hölzer doch. Denn Wurfkeulen sind diese Waffen auch nicht; wir haben eine dritte Gruppe von Wurf-Holzwaffen vor uns. Das erinnert zu sehr an australischen Reichtum an solchem Wehrzeug, um nicht aufzufallen. Und in diesem fehlt der Wurfstab auch nicht, ebensowenig wie das schneidige Wurfholz und die stumpfe Wurfkeule. Dazu besitzen die Australier den gleichen Stockschild. Das ist aber nigritischer Besitz an Holzwaffen.

Dabei ist für Afrika bezeichnend, dafs jede der drei Holzwaffen kaum eine zweite neben sich duldet. Die Hottentotten haben nur den Wurfstab, die Südvölker nur die Wurfkeule, die Nordvölker nur das Wurfholz, das sich in deren Händen zu einer der merkwürdigsten Waffen entwickelt hat.

c) Die afrikanischen Wurfmesser. Die Wurfmesser der Neger sind von H. Schurtz im Internationalen Archiv für Ethnographie 1889 sehr eingehend

1) Holub: „Kulturskizze“, S. 116; „Sieben Jahre“, S. 374; Kolben, S. 86 und 87.

besprochen und es ist für die Gründlichkeit dieses Autors und die Richtigkeit von dessen Schlufsfolgerungen sehr bezeichnend, dafs, trotzdem seit damals einige der wichtigsten Gebiete, über die die Waffe verbreitet ist, erst eröffnet sind, nicht viel Neues zu seinen Darlegungen hinzuzufügen ist. Wir können uns daher auf seine Arbeit im weitesten Sinne stützen.

Schurtz giebt folgende, alle Formen umfassende Schilderung der Waffe: Das Wurfeisen ist eine messerartige, schneidende Wurfwaffe, aus Eisen gefertigt, in der Regel mit einer oder mehreren vorspringenden Klingen versehen, die mit dem eigentlichen Messer in einer Ebene liegen; ein mehr oder minder kunstvoller Griff fehlt fast niemals. Die Waffe wird horizontal geschleudert, wobei sie Drehungen um sich selbst beschreibt und, wenn sie trifft, durch ihre schneidenden Flächen wirkt.

Die Verbreitung der Waffe im Norden, Osten und Süden darzustellen, ist leicht; im Westen ist ihre Ausdehnung unbekannt, im Norden überschreitet sie das Gebiet der Teda nicht, im Osten erstreckt sie sich nicht über Senaar. Die nördlichsten und südlichsten Stämme bevorzugen das Wurfmesser am meisten, nämlich die Tu und die Völker zwischen Adamaua und Baghirmi. Über seine Südgrenze haben wir uns später klar zu werden. Wie weit im Westen diese Waffe zu den bevorzugteren gehört, ist, wie gesagt, nicht ganz sicher; in Bornu führte es noch zu Rohlfs Zeiten die Fufsarmee. — Ein Messer dieser Art brachte Rüppel aus Kordofan mit; Hartmann lernte es bei den Fundj kennen. Die Völker Dar-Bandas führen „kurze Wurfeisen."[1]

Die grofse Menge der Formen dieses Wehrstückes läfst eine Entwicklung recht wohl erkennen. Es handelt sich zumal darum, Klarheit über das Anwachsen der Klingenzahl zu gewinnen. Eine schematische Zeichnung führt ein schnelles Verständnis herbei. An dem einfach gebogenen Eisen entsteht auf der Innenseite ein Ausläufer *b*, der dem Zwecke der Tragerleichterung — das Wurfeisen wird gewöhnlich über die Schulter gehängt getragen — oder der Schwerpunktsverschiebung dient, wogegen *c* aus der Grundachse des gebogenen Stabes aufwächst. Dieses neue Blatt nimmt aber im allgemeinen eine dienende Stellung ein und hat seine senkrechte

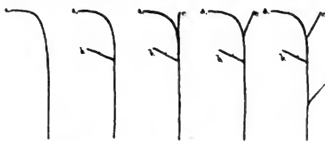


Fig. 73. Die Entwicklung der Wurfeisenklingen (nach Schurtz).

1) Nachtigal, Bd. I, S. 452/453; Bd. II, S. 368, 531, 589, 605, 650; Bd. III, S. 183. Barth, Bd. II, S. 642; Bd. III, S. 178. Ratzel: „Völkerkunde", 2) Bd. II, S. 424 und 505. Hartmann, Bd. II, S. 85. Rohlfs, Bd. II, S. 5.

Stellung bald eingebüfst. Der Vorsprung *d* entsteht als kleiner Haken, der der Griffbildung durch eine Umschnürung zunächst Halt bietet, sich jedoch später sehr frei und kräftiger als selbständige Klinge entwickelt. Der Grundzug der ganzen Entwicklung ist: Streben nach möglichst strotzender Klingenmenge. Es mag das darauf zurückzuführen sein, dafs das Wurfeisen in der Richtung dieser Entwicklung eine Drohwaffe wird, die ein möglichst schreckliches Werkzeug dem Feinde scheinen soll.

Diese Entwicklung vermag man aus der Nebeneinanderstellung von Fig. 74—77 sehr gut zu ersehen. Nun hat schon Schurtz darauf hingewiesen, dafs das grofse Gebiet der Verbreitung und die grofse Menge der Formen in zwei Gruppen geteilt werden können. Schurtz unterscheidet eine nördliche Verbreitungszone und eine südliche: Zu der ersteren gehören die Wurfmesser der Teda, Bornus, der Marghi, Musgu und Tubori, der Wandala und Logone, dann die Stämme, die Baghirmi im Süden umgrenzen und endlich Senaars und Kordofans, wir können also kurz sagen: alle Wurfmesser der Nordachsenvölker. Was sie den Formen des Südens gegenüber vereinigt, ist: Fehlen des Vorsprunges *d* und jedweden schmückenden Auswuchses, wesentlich gleiche Breite der Klinge, an allen 1—3 Klingen, Einfachheit des Griffes (eine Umschnürung mit Strick oder Draht). Es sind also einfach praktische Waffen (Fig. 74—76).

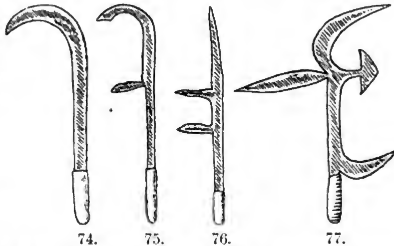


Fig. 74 und 76. Wurfmesser der Musgu (nach Barth).
Fig. 75. Wurfmesser der Fundj (Mus. auf der Chrischona).
Fig. 77. Wurfmesser aus Adamaua (Slg. Flegel, Mus. f. Völkerkunde in Berlin).

Fassen wir nun dem gegenüber die Wurfmesser des Südens in das Auge. Fig. 77, das aus dem südlichen Adamaua stammt, ist ein gutes Beispiel. Da ist zunächst *d* hinzugetreten. Die oberen Spitzen *a*, *b* und *c* sind wohl noch erhalten, aber es ist an Stelle jener hochehrbaren drei Spitzen hier ein lustiges Völkchen möglichster Ungebundenheit getreten. Der Vorsprung *b* hat sich aus seiner einsamen Stellung am Unterteile zu den Kameraden *a* und *c* verfügt. Diese beiden nun blicken nicht mehr mit der früheren Geradheit in die Welt, sondern geben heiterer Zackenbildung (*c*) und fröhlichen Krümmung (*a*) Raum. Fig. 78 ist etwas gröberer Natur, zeigt aber eine übermäfsige Anschwellung der Glieder an Stelle jener schlanken,

gleichmäfsigen Magerkeit, die gute Kriegswaffen (Fig. 74—76) auszeichnen soll. Nun, wir haben hier auch keine Kriegssache mehr vor uns, sondern „Geld" und für den biederen Rentier ziemt sich solche Leibesbeschaffenheit recht wohl.

Fig. 79 zeigt Verlust von *b*, eine Eigenschaft, die, wie schon erwähnt, fast (Fig. 78 ist die einzige bekannte Ausnahme aus dem Süden) allen

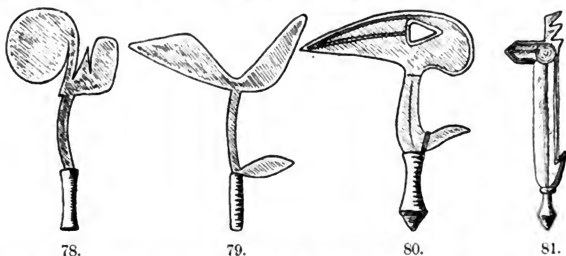


Fig. 78. Wurfmesser als Geld vom oberen Mongwandi (Museum in Leiden, S. 946, Nr. 27). Fig. 79. Wurfmesser vom Stanley-Pool (Museum in Amsterdam). Fig. 80. Wurfmesser der Fan (Museum für Völkerkunde in Leipzig). Fig. 81. Hölzernes Messer vom Kassai (Weltausstellung in Antwerpen).

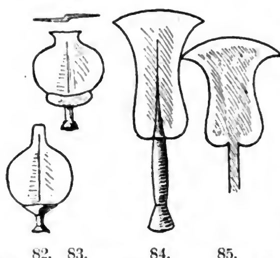


Fig. 82 u. 83. Messer vom Kassai (Mus. f. Völkerk. in Berlin III C. 3325 u. 3323). Fig. 84. Messer der Bena Lussambo (ebenda III C. 4187). Fig. 85. Axtklinge von Chiloango (Mus. in Amsterdam).

Messern südlich von Baghirmi und Adamaua eigen ist. Auf Fig. 80 ist die Verschmelzung der Klingen *a* und *c* im Werden begriffen. Fig. 81 endlich, auf das wir noch zurückkommen werden, stellt ein hölzernes Messer vom mittleren Kassai vor und ist (wie Fig. 54) bezeichnet als: „Couteau de bois, emblème de paix, chez les Bakomos". Es zeigt Vorsprung *c* als kleines Restchen in der Verlängerung der Grundachse, also wo es ja hingehört. Auch *d* ist ziemlich erhalten.

Ich schliefse, ehe ich die Frage beantworte, was diese wunderliche Entwicklungsweise bedeute, noch eine Thatsache an. Es ist nämlich noch ein Vorkommen von Wurfmessern zu erwähnen und zwar am linken Kassaiufer, nördlich von der Einmündung des Sankuru. Diese Messer (Fig. 82 u. 83) haben den lobenswerten Zweck,

gegen die Beine geschleudert zu werden.[1] In formaler Hinsicht haben wir hier nichts mit diesen Flundermessern zu thun. In dieser wäre nur zu bemerken, dafs sie der Axtklinge (siehe oben) ihr Dasein verdanken. Fig. 85 zeigt eine solche und deren unmittelbaren Nachkommen in Fig. 84, von denen Fig. 82 und 83 nur insofern abweichen, als sie an der Schneidenseite der Axt verkümmert und an deren Grundteil mächtig entwickelt sind.

Von den Völkern des Kongogebietes ist im übrigen zu merken, dafs auf dem Südufer überhaupt Wurfmesser nicht verwendet werden. Ferner dafs die nördlichen Kongoansassen sie von den Inlandstämmen eintauschen (siehe Coquilhat) und dafs sie hier weniger als praktische Waffe, als zum Drohen benutzt werden. — Versuchen wir es nunmehr, das Problem der Verbreitung zu lösen.

Wir sahen eine klare und zielbewufste Entwicklung des Wurfmessers bei den Stämmen der Nordachse, die den praktischen Zweck nirgends aus dem Auge läfst. Im Süden sehen wir dagegen alle möglichen Unarten auftauchen. Seine Verwendung als Waffe tritt vom Sudan aus eher zurück als Schurtz es noch wissen konnte. Seitdem sind viele Expeditionen den Ubangi hinauf gezogen und sie trafen das Instrument erst im Norden des Ubangi in seinem Heimatland d. h. einem Gebiete, wo es jeder führt und mehrere als Waffen bei sich trägt. So berichtet Masui von den Sangos. Dybowski fand es auch bei den Buzérou, aber als Kuriosität: il sert d'arme d'apparat que le chef tient à la main, en guise de sceptres. Aber bei den N'Gapou im Norden des Ubangi-Bogens, da ist es noch Waffe im wichtigen Sinne einer volkstümlichen Waffe.[2] Wenn sie zum Kongo gelangen, dann verlieren sie diese Bedeutung ganz. Das ist ganz natürlich: die Kriege werden hier auf dem Wasser oder im Walde geführt. Der wahrscheinliche Verlust an Material ist aber allein schon zu grofs, um als Kriegsgerät auf dem Wasser angewendet zu werden. Daher verschwindet es als wahres Wurfgerät — im Walde ist es so wie so nicht von grofsem Nutzen — und wird als Schreckmittel dem Feinde vor Augen gehalten. Daher sprofsen denn die Zacken und Klingen in üppigster Fülle, und je schrecklicher die Waffe aussieht, desto mehr gewinnt sie für den Kongostrand- und -waldsassen, wogegen sie für den praktischen Gebrauch an Zweckdienlichkeit abnimmt.

Wenn diese Waffe somit auch nicht auf das südliche Kongoufer gelangt ist, so führt doch eine ziemlich direkte Strafse in das südliche Becken: der Kassai. Und so treffen wir denn an dessen Mittellaufe den äufsersten Ausläufer der Verbreitung. Und in wie charakteristischer Form! Das eine

1) Kund in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Bd. XIII, S. 322; vergl. auch Wifsmann-Wolf, S. 371.

2) Dybowski, S. 304 und 305. Masui, S. 131.

ist eine Holznachbildung (Fig. 81), die unmöglich verwendbar sein kann. Aber das ist auch nicht ihr Zweck, denn das Mordinstrument, das am Kongo Schrecken verbreiten soll, ist hier — „emblème de paix!“ Und das andere Wurfmesser? Gewifs, es wird auch geworfen, aber es stammt aus einer ganz anderen Welt, nicht aus der des vielklingigen Wurfeisens (Fig. 82, 83). So hat sich denn Zweck und Form getrennt und beide führen ein bescheidenes, beziehungsloses Dasein.

Und dann noch ein Merkmal dieser Entwicklungsrichtung. Die Tummok im Süden Baghirmis nehmen kein anderes Zahlungsmittel als Wurfmesser. Also so wert und gleichzeitig allgemein sind hier diese Geräte, dafs sie als Geld kursieren. So pflanzt es sich fort dem Süden zu und wird hier zum Gelde, ohne eigentlich noch Waffe zu sein (Fig. 78).

Dürfen wir unter diesen Umständen das Wurfmesser noch zu den Waffen des westafrikanischen Kulturkreises rechnen? Ich meine: nein. Die wichtige Entwicklung der Waffe spielt sich auf der Nordachse ab, bei jenen Völkern, die auch das Wurfholz benutzen. Die grofse Gruppe der Kongowurfeisen aber trägt alle Merkmale des Weiterwucherns in der Abgelegenheit ohne Ziel und Aufsicht.

Dieses Resultat ist wichtig. Ganz abgesehen davon, dafs wir so einmal in den Stand gesetzt sind den Gegensatz der Formbildung im westafrikanischen Gebiete und in einem der Achsenlagen zu beobachten — wobei die Formfreudigkeit im ersteren in die Augen springt — können wir nunmehr bemerken, dafs Westafrika dieser Wurfinstrumente bar ist. Der Norden hat Wurfeisen und Wurfholz, der Süden die Wurfkeule und der Südwesten den Wurfstab, der Westen aber keinen Ersatz. Das ist so schwer nicht zu erklären. Hier liegt der Gegensatz von Plateau- und Steppen-Bewohner einerseits und Wald-, Thal-, Niederungs-Bewohner oder gar Stromansasse andererseits vor uns. Für solche wird daher die Wurfkeule zum zierlichen Schmuck- oder Scepterstab, das Wurfmesser zum grotesken Schreckgespenst, in dessen greulicher Ausstattung die Phantasie ein köstliches Tummelfeld findet.

Wir sehen aber auch noch etwas: einen bedeutenden Einflufs des Nordens auf das Westgebiet. Die Bewohner zwischen dem Kongo und dem Schari leben in doppelten Beziehungen. Sie führen den Korbschild, Messer malajonigritischer Abstammung und teilweise auch malajonigritische Bogen. Andererseits aber haben die Sande das Stilett der Tuarik und alle diese Völker das Wurfmesser. Immerhin verleiht die südliche Verwandtschaft neben der Überzahl an Kulturelementen ihnen auch den Charakter südlicher, malajonigritischer Entwicklungsweise. Dafür legt die lustige Ungebundenheit der Wurfmesser wieder einen wichtigen Beweis ab.

Greifen wir jetzt nochmals zurück auf die oben besprochenen asymmetrischen und ungeraden Messer Westafrikas. Wir sahen deren Hervorgehen aus einer Art Blattkeule (Fig. 67—70), wie sie sich auch bei den Malajonigritiern der Südsee (z. B. in Fig. 71) findet. Ohne mich in eingehende Beweisführung einlassen zu können, will ich wenigstens deren Entwicklung kurz andeuten. Diese Keulenform findet sich auf den Salomonen, Niua, Neukaledonien, Neuseeland etc., also einem grofsen Gebiete, das im Nordosten Neuhollands gelegen ist. In diesem selben Gebiete treten nigritische Elemente ziemlich scharf hervor und wir werden auch nicht irren, wenn wir diese Blattkeule auf das nigritische Wurfholz, den Bumerang, zurückführen. Sehen wir doch im gleichen Gebiet, auf den Neuhebriden, sogar noch das Wurfholz, wenn auch aus Stein, in Gebrauch.

Demnach hätten wir nicht nur die Blattkeule (Fig. 71) und die afrikanischen Holzwaffen (Fig. 67—70) auf das Wurfholz zurück zu verfolgen, sondern in letzter Instanz auch die Messer (Fig. 55—66), welche demnach als afrikanische Ausgestaltungen eines in der malajonigritischen Kultur umgebildeten Gegenstandes nigritischen Ursprunges anzusehen sind.

Anhang: Die geographische Beziehung der Messerformen.

Nachdem wir somit auch diese Wurfmesser kennen gelernt haben, können wir den wichtigsten Messerformen Afrikas eine kurze Übersicht gönnen. Ich will absolut nicht behauptet haben, alle Typen dieser afrikanischen Waffen hier anatomisch zergliedert zu haben, es bleibt vielmehr noch vielerlei zu thun übrig. Es ist aber wenigstens ein Bild über die allgemeine Entwicklungstendenz gewonnen worden und dieses wollen wir uns hier noch einmal vor Augen halten.

Die Messerformen lassen drei grofse und wichtige Hauptgebiete der Verbreitung in Afrika erkennen. Im Süden und Osten treten sie nur schwach auf. Sie lassen sich besonders im Süden in der Entstehung verfolgen, die ein für allemal auf die abgebrochene Speerspitze zurückführt. Der Verbindungsachse zu tritt als eine Nebenform die Entstehung aus der verkürzten Lanze mehr hervor. Bis in das Nilgebiet, in den toten Winkel zwischen den 3 Achsen und dem westafrikanischen Kulturkreis, sowie in schwacher Weise auch in das letztgenannte Gebiet lassen sich diese Lanzenspitzenmesser verfolgen.

Dagegen bietet der Norden eine grofse Menge von Gestalten, die sich im wesentlichen aber auf asiatische Zuflüsse zurückführen lassen. Grofse Typen-

menge verhältnismäfsig geringer Variabilität ist bezeichnend. Selbständige Formen haben sich nur in sehr geringer, ganz unwesentlicher Weise herausgebildet. Als specifisch westasiatisch oder mediterranen Kulturursprunges, der sich zum Teil bis in das Mittelmeer verfolgen liefs, traten 3 Gruppen hervor: 1. die Schwertmesser, 2. die Säbelmesser, 3. die Dolche oder Stilette, (letzteres eine Sammelbezeichnung).

Im Gegensatz zu dem nördlichen Gebiet zeigt der westafrikanische Kulturkreis eine überaus grofse Mannigfaltigkeit der Formen, die sich alle in langen Entwicklungsreihen aneinanderschliefsen und ebenfalls aus aufserafrikanischer, nämlich malajonigritischer Quelle fliefsen. Die Westafrikaner haben diese fremden Elemente verarbeitet und ihnen einen eigenen Charakter, der ihrem formfreudigen Schöpfungsgeist entspricht, nämlich den der Beweglichkeit verliehen. Wir verfolgten eine Reihe bis zum Speer-Ruder und eine andere bis zur Blattkeule zurück, doch mufsten wir uns darauf beschränken, die wesentlichsten Entwicklungszüge hervorzuheben.

Im Anschlufs hieran wurden die Wurfkeulen, Wurfhölzer und Wurfeisen in Augenschein genommen, die drei nigritische Quellelemente zeigten: Wurfstock, Wurfholz, Wurfkeule. Von ihnen hat jedes einen Bezirk inne. Aus dem Wurfstab hatte sich das Wurfmesser in gleicher Gegend, auf der Nordachse, ausgebildet. Dabei war nach Süden, in dem westafrikanischen Kulturkreis eine Ablagerung vor sich gegangen, die aber wegen der terrestrischen Beschaffenheit ohne bedeutende Einwirkung auf das Waffenwerk in dieser Region, die auch keine der hölzernen Wurfwaffen besitzt, geblieben zu sein scheint.

Systematik.

A) Die nigritischen Holzwurfwaffen etc.:		
1. Wurfkeule.		Südachse.
2. Wurfstab.		Südwestgebiet.
3. Wurfholz. 4. Wurfmesser.		Nordachse.
B) Das afrikanische Messer: 1. Südafrika 2. Ostafrika 3. Nilgebiet	Entstehung aus der Speerspitze.	Südachse u. toter Winkel.
C) Die asiatischen und Mittelmeermesser: 1. Schwertmesser. 2. Säbelmesser. 3. Stilette etc.		Nordachse und Verbindung mit Asien.
D) Die malajonigritischen Messer: 1. Das Messer aus dem Ruderspeer entstanden. 2. Das Messer aus der Blattkeule im Kongogebiet. 3. Das Messer aus der Blattkeule in Nordguinea.[1]		Westafrikanisches Ablagerungsgebiet.

1) Hier hat sich ein eigener Typus, zumal an der Goldküste, herausgebildet.

IV. Schlufs.

Es handelt sich nunmehr darum, durch Ausfüllen der einen oder der anderen Lücke das Bild der afrikanischen Waffenkunde nach Möglichkeit fertig zu stellen. Erschöpfend hier alles zu behandeln, wo nur der kleinste Teil bisher erörtert war, das ist nicht möglich. Wohl aber wird sich noch hier und da einiges nachtragen und ergänzen lassen.

Die Frage nach dem Entwicklungswege der Eisenindustrie beschäftigte uns im Anfange des zweiten Teiles dieses Kapitels. Das Eisenhandwerk soll von Norden gekommen sein. Dennoch sollte der Sudan bessere Handwerker besitzen, als das von melanesischer Kultur genährte Kongogebiet. Dem widersprach der Thatbestand. Jetzt verstehen wir die Verhältnisse schon besser. Allerdings sind auch die Sudanwaffen meistenteils asiatischer Herkunft, wie ja die Eisenindustrie. Wie diese Sudaner aber nicht verstanden, diese Waffen durch Einverleibung unter die afrikanischen Typen sich ganz zu eigen und selbständig zu machen, so vermochte auch die ganze Industrie sich nicht so einzubürgern, dafs sie neue Sprossen und neue Thatsachen hervorbrachte, es sei denn, dafs sie eine Waffe wie das Wurfmesser schuf.

Ganz anders der Westafrikaner. Er hat nicht den Quellenzuflufs an Eisenwaffenmodellen erfahren, wie der günstiger an der Verkehrsstrafse wohnende Nachbar. Aber der Malajonigritier Afrikas verfügt eben über die gleiche Gabe seiner Vettern in Oceanien, nämlich das Vorhandene zur höchsten Blüte zu bringen. So ergriff er die malajonigritischen Holzgeräte und bildete sie um zu Eisenwaffen.

Und nun wollen wir noch einigen Waffenbesitz der Afrikaner zergliedern und sehen, ob dieses Bild uns überall entgegentrete. Wir wollen unser Auge über die Streitäxte, die Speere, Pfeile, Schlagringe etc. gleiten lassen.

Es ist eine alte Behauptung, dafs die Afrikaner nur eine Form von **Beilen** hätten. Ich weifs nicht, wer sie aufgebracht hat. Sie ist jedenfalls irrig. Ich will aus der grofsen Zahl der vorkommenden Formen fünf hervorheben und näher in Augenschein nehmen.

Die erste Form (Fig. 86) ist die typisch ostafrikanische, nur ist sie oben ausnahmsweise mit einem zierenden Köpfchen versehen. Die Streitäxte dieser Art stellen einen geraden Stab, der nach oben zu an Dicke ein wenig zunimmt, dar, und in den das keilförmige Eisen von schräg unten nach schräg oben hineingetrieben ist. Dieser ostafrikanischen Form[1] steht

1) Über ostafrikanische Beilformen: Burton: „Lake Regions“, Bd. II, S. 23. 66, 307. Stanley: „Wie ich Livingstone fand“, Bd. I, S. 169, 233, 242. Herrmann in „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“, Bd. VII, S. 51 (Südafrika). Fritsch, S. 174. Holub: „Kulturskizze“, S. 116/117.

eine vermutlich nordafrikanische (Fig. 87) gegenüber. Ein vorn breites, oft und meist kunstvoll geschmiedetes Blatt ist in einen nach vorn gebogenen Stab eingelassen. Es ist dies Vorkommen, wie gesagt, wesentlich nordafrikanisch. Die Herstammung der Form ist leicht zu beobachten: sie ist aus der Erdhacke entstanden, welche auch im südlichen Afrika eine ähnliche Form besitzt, aber nicht zur Waffe umgebildet ist. — Die dritte Gestalt, welche im Sudan ziemlich häufig ist (Fig. 88), wird nur wiedergegeben, um den gröfseren Formenreichtum des Sudan[1] hervorzuheben, wogegen Fig. 89 eine Axt der Bassonge aus einem anderen Grunde herangezogen wird. Dadurch, dafs die Klinge mit Blutrinnen versehen ist, was durch eine Verstärkung des Randes erzielt wird, werden schaftlappenartige Bildungen hervorgerufen,

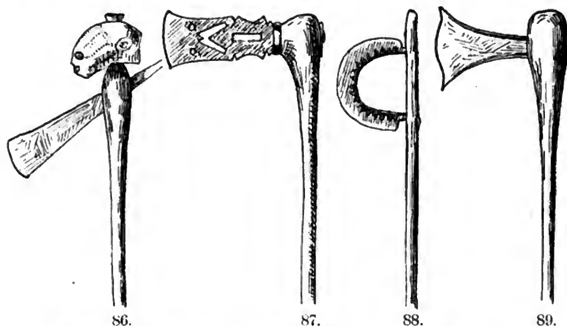


Fig. 86. Streitaxt der Manjema (Berliner Museum III C. 2682). Fig. 87. Streitaxt aus Dahome (Museum für Völkerkunde in Bremen). Fig. 88. Streitaxt aus Mosi (Leiden, Reichsmuseum, S. 739, Nr. 176). Fig. 89. Streitaxt der Bassonge (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

die ein charakteristisches Zeichen nur dieser Bassonge-Beile im westafrikanischen Kulturkreise sind und vielleicht eine weit hinaus in das Kongobecken versprengte Eigentümlichkeit der alten Mittelmeerkultur ist. Also haben sich anscheinend auch die Reste alter nordafrikanischer und nicht nur die malajonigritischer Kulturepochen in diesem Ablagerungsgebiete erhalten.

Fig. 86 stellt die eine Hauptform der afrikanischen Streitäxte dar, neben denen die anderen wegen gröfserer Seltenheit und unverhältnis-

1) Nordafrikanische Beile: Barth: „Reisen", Bd. II, S. 473; Bd. V, S. 205, 287. Anderen Ortes ist mit „Handbeil" offenbar das Wurfmesser gemeint. Nachtigal, Bd. II, S. 430. Passarge, S. 436. Staudinger, S. 707/708.

mäfsig geringerer Verbreitung und Selbständigkeit weniger bedeutend sind. Dagegen kann eine westafrikanische Form[1] der ostafrikanischen recht wohl gegenüber gestellt werden. Diese Beile nun sind durch den stark zurückgebogenen Oberteil des Stabes, in den die Klinge versenkt ist, charakterisiert. Diese Beile sind von der Nigermündung — eine westlich hiervon heimische Form werden wir unten kennen lernen — bis nach Benguela und zum Sambesi verbreitet, kommen jedoch auch noch südlicher vor. In manchen Gegenden scheint der Stab von vornherein, statt hinten, vornüber gebeugt zu sein. So zumal im Ogowe-Becken. Ich habe jedoch drei solche Axtstiele nebeneinander wiedergegeben, aus denen die langsam vor sich gehende Verschiebung aber auch sogar bei stark entgegengesetzter Biegungs-

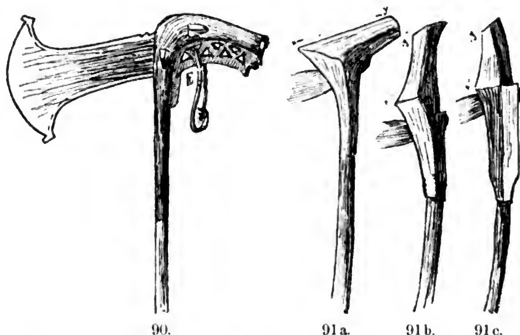


Fig. 90. Kioke-Beil (Museum in Berlin (III C. 1273). Fig. 91 a—c. Die Biegung dreier Axtstiele (im Leipziger Museum für Völkerkunde).

tendenz[2] (Fig. 91 c) noch Reste der Rückbiegung zu spüren sind (vergl. die Richtung der Linie x—y).

An diesen Beilen fällt aber sonst noch mancherlei auf. Da sind z. B. die eigentümlichen Ornamente auf dem Rücken von Fig. 90. Diese erscheinen

1) Westafrikanische Beile: Dapper, S. 382. Bowdich, S. 58. Zöller: „Kamerun“, Bd. I, S. 44. Falkenstein, S. 152, 154. Wilson: „Westafrika“, S. 224. H. H. Johnston: „Der Kongo“, S. 405. Baumann: „Beiträge“, S. 12. Cameron (deutsche Ausg.), Bd. I, S. 280. Ratzel: „Geographische Verbreitung“, S. 239, 246. Wifsmann-Wolf, S. 284. Wifsmann-Pogge, S. 116. Wifsmann: „Zweite Durchquerung“, S. 86. Pogge, S. 74, 151. Westermann, Heft 363, S. 396.

2) Die Ursache dieser Tendenz zur Vorbiegung ist in der Einwirkung einer anderen Waffe dieser Gegend zu suchen: des Wurfmessers.

oftmals wie Reste von Flechtmustern. Die Klingen aber fallen durch ihre Schmalheit sehr oft auf (Fig. 92). Es sind eingeschliffene, runde Eisenstäbe. Diese Eisenstäbe aber können auf Steinklingen (Fig. 93), die Steinklingen auf solche aus Muschelschalen (Fig. 94) zurückgeführt werden.[1] Nun darf dem Bandornament auch eine tiefere Bedeutung beigemessen werden. Es läſst also diese Axtform auf ein Steinbeil schlieſsen, auf dessen nach hinten zurückgebogenes Ende der Stein aufgebunden wurde — das ist die melanesische Steinaxt. Verwandte Holzformen sind noch in Streitäxten aus dem Hinterlande Togos erwähnenswert (Fig. 95), ferner ein sehr interessantes Kultusgerät oder Waffenstück der Bube auf Fernando Po. Es ist (Fig. 96) eine Holznachbildung einer melanesischen Steinaxt, die mit Seegras und Muscheln umgeben ist.

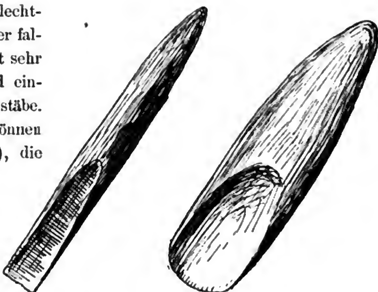


Fig. 92. Eisenklinge eines Kioko-Beiles.
Fig. 93. Steinbeilklinge von Neuhannover. (Museum in Leipzig.)

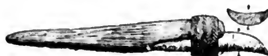


Fig. 94. Instrument zum Schaben der Kokosnüsse von Neumecklenburg (Museum in Leipzig, Slg. Godeffroy 1908).

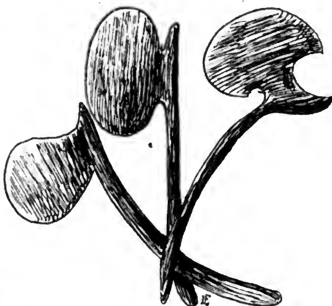


Fig. 95. Drei hölzerne Schlachtäxte aus Jikuku (nach Zeichnung von Hauptmann-Kling).

Da wir den westafrikanischen verwandte (zurückgebogene) Streitäxte auch bei den Südafrikanern antreffen, so eröffnet sich uns hier wieder ein Blick in die Vergangenheit, in jene Zeit, in der die malajo-

1) Die Schaftlappenbildung an den Bassonge-Beilen kann auch auf eine solche tiefgehende Schleifweise zurückgeführt werden.

nigritischen Beziehungen und Formen der „Steinzeit" auf beiden Seiten des Indischen Meeres gleichartig waren.

Noch eine andere Thatsache führt einen ähnlichen Rückblick herbei, die Verbreitung der Speerformen. Afrika bietet im wesentlichen zwei Speerformen, von denen die eine durch eine in den Schaft eingelassene, die andere durch eine den Schaft umspannende Eisenklinge ausgezeichnet sind. Das eingelassene Eisen ist den südafrikanischen (Südachse), das umfassende Nordafrika und dem westafrikanischen Kulturkreis eigen. So sehen wir denn wieder, dafs die Westafrikaner nicht nur den melanesischen Kulturschatz erhalten haben, sondern mancherlei von im Norden emporblühenden Industrieen gelernt haben. Die Form der Südachse ist die ältere, sie leitet wahrscheinlich auch auf die „Steinzeit" zurück. — Anders ist das Bild der Verbreitung von Merkmalen an den Pfeilen.[1] Hier treffen wir die umfassende Eisenspitze nur im Kongogebiet. Die eingelassenen Pfeile beherrschen Nord-, Ost- und Südafrika. Dann wieder wird Afrika mit dem Süden verkettet in der Befiederung der Pfeile, die in Nordafrika kaum mehr vorkommt, aber von West-, Ost- und Südafrikanern angewendet wird. Aus alledem ergiebt sich aber ein gewisser Unterschied der nord- und südafrikanischen Kultur, von denen beiden der Westen bald entgegennimmt, bald ablehnt.

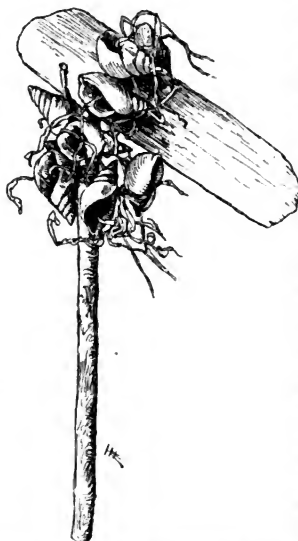


Fig. 96. Waffe oder Kultusgerät der Bube aus Holz (Museum in Leipzig).

Das Bild läfst sich noch ergänzen. Der Norden dem Süden gegenüber ist im Durchschnitt bedeutend reicher bedacht. So ist ihm die Schleuder eigen. Die Wambugwe im Osten, die Haufsa und Liberianer

1) Immerhin ist auch daran zu denken, dafs die umfassenden Spitzen an den afrikanischen Pfeilen vielleicht auf die Knochenspitzen zurückgeführt werden müssen, die an melanesischen Pfeilen (Aru-Inseln, Tanimbar, Neuguinea etc.) häufig angetroffen werden.

im Westen sind die südlichsten, die Schleudern führen.[1] Bei einer anderen Waffe, dem Schlagring beobachten wir das Gleiche. Von Wakamba und Wanika, Galla, Lakka (Adamaua) ist er bekannt. Auch Messer wie Fig. 40 führe ich auf einen Schlagring zurück. Aber weiter südlich fallen Mitteilungen über solche Waffen fort.

Doch nun genug von wildem Kriegsgerät. Prüfen wir, ob die Künste des Friedens die gleiche Entwicklung zeigen und greifen wir zur afrikanischen Psalter.

1) Baumann: „Massailand“, S. 185. Staudinger, S. 710. Büttikofer, Bd. II, S. 279. Und dann noch auf Madagaskar.

5. Die afrikanischen Saiten- und andere Musikinstrumente.

(Vergl. Kartenblatt 2, Nr. XVI).

Der Begriff: „musikalisch“ mag sehr eng aufgefafst werden — etwa als eine Sammelbezeichnung für alle die Eigenschaften, die der wahre Musiker besitzen soll, wie Takt, Melodie, Gedächtnis etc. —, man wird die Neger Afrikas trotzdem stets als musikalisch bezeichnen müssen. Es scheint ja fraglos, dafs der Rhythmus in aller afrikanischen Musik das Mafs des melodiösen Schöpfungsvermögens auf ein sehr niedriges Niveau herabdrückt, dafs ihm zuliebe der Reichtum an Motiven sich in jedem Werke auf eines beschränkt, das immer wiederholt wird. Aber es ist falsch, wenn behauptet wird, dafs die Afrikaner gar keine Melodieen hätten. Und ebenso unrichtig ist, ihrer Musik nur die Tongewalt, die Stärke alles übertönender Laute als Gipfelpunkt musikalischen Leistens zuzuschreiben. Wenn nichts anderes dies bewiese, so ist es die Untersuchung der Saiteninstrumente, die fast durchgehends eine sehr geringe Tonstärke besitzen. So wissen aber die Reisenden sehr wohl zu berichten, wie die Neger sich stundenlang an sentimentalem Geklimper ergötzen können, so Junker von den Sande, Bowdich von den Westafrikanern, Fritsch und andere von den Stämmen des Südens. Und dafs sie derart still-wehmütige Hingabe gar sehr lieben, das beweist auch die Menge und die Formfülle an Tongerät, das durch seine Leistungsfähigkeit von vornherein als solchem Seelengeflüster gewidmet, erachtet werden mufs.

Die Frage interessiert, weil sie das Schöpfungsvermögen angeht. Künstlerisches und praktisches Schöpfungsvermögen erscheint so sehr als zweierlei. Das erstere fehlt nach allgemeiner Ansicht den Negern und ich will mit meiner Behauptung vom musikalischen Sinn der Neger dem nicht widersprochen haben. Die Afrikaner haben nur eine grofse Schöpfung auf dem Gebiete der Kunst zu verzeichnen: die Pyramide. Sie weist auf Massenbewältigung. Die Massenschöpfung ist aber nicht auf musikalischem Boden eine Leistung. Die Tongewalt der afrikanischen Trommelkonzerte, die ja im selben Sinne eine Massenwirkung bedeutet, ist vollkommen un-

künstlerisch. Das Problem liegt jedoch auf einer anderen Seite. Denn musikalische Schöpfung und plastische, malerische oder architektonische ist verschiedener Art. Die grofsen Künstler, die wir in Konzerten bewundern, sind meist durch das künstlerische Nachempfinden ausgezeichnet. Dieses aber kennzeichnet nach allen Beobachtungen auch den Neger und es spricht auch aus jenen stillen Tonstücken. Das betone ich, weil die Frage des Schöpfungsvermögens eine sehr wichtige in diesen Blättern ist. Wir haben bis jetzt gesehen, wie die Neger Afrikas kaum eine einzige wichtige Waffe selbst geschaffen haben. Wenn diese Völker nun auch mehr Saiteninstrumente als irgend ein gröfserer Völkerkomplex auf Erden haben, so beweist dies nicht etwa ein besonderes musikalisches Schöpfungsvermögen.

Unsere gröfsten Ethnologen, wie Ratzel und Schurtz, haben in allgemeinen Sätzen die Entstehung der Saiteninstrumente aus dem Bogen angenommen. Wenn auch mit solcher Annahme das Problem nicht ganz richtig gelöst zu sein scheint, so weist sie wenigstens auf ein solches hin. Die Betrachtung der Formen hat also diese Fragestellung stets im Auge zu behalten.

Die wichtigsten Gestalten der Saiteninstrumente zeigen eine Verbreitung, die ungefähr der anderer Geräte im wesentlichen entspricht. Und das ist sehr bedeutungsvoll, denn „hierbei handelt es sich nicht um Dinge der Notwendigkeit“ (Ratzel). Die Ungleichartigkeit in der geographischen Verbreitung ist nichts anderes wie eine wenig wichtige Lückenhaftigkeit des allgemeinen Vorkommens.

Indem ich nun die Formen in drei Gruppen als die der Südafrikaner, der Nordafrikaner und der Westafrikaner erörtere, kann ich diese Trennung nicht vollkommen durchführen, sondern mufs das eine und das andere über die Grenzen des gröfseren, heimatlichen Kulturkreises hinweg verfolgen. — Die Saiteninstrumente der Afrikaner sind neben den Trommeln, wenn man sie als solche bezeichnen darf, deren wichtigste Musikinstrumente. Wir werden einige der anderen wenigstens im Anhang betrachten.

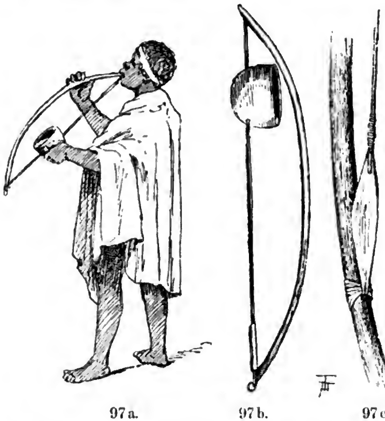
a) Die süd- und ostafrikanischen Saiteninstrumente. Ein eigentümliches Stück des südafrikanischen Kulturbesitzes ist ein Instrument, das wir kurzweg mit den Zulu als Gubo bezeichnen wollen. Bei diesen besteht es aus einem kurzen Bogen, der mit einer Sehne bespannt ist. Es stellt also ein Monochord dar. Gegen das eine Ende hin trägt es eine kleine Kalabasse als Resonanzboden. Gespielt wird die[1] Gubo, indem man die Saite mit

1) Es dürfte wohl am richtigsten sein, alle Saiteninstrumente „weiblich“ zu bezeichnen. Die Autoren haben sich verschiedentlich und wenig konsequent in diesem Sinne gezeigt. Wir haben im Deutschen die Violine, die Mandoline, die Guitarre, die Zither etc.

einem Stäbchen schlägt, während die Finger der anderen Hand regulieren. Die Basuto haben zwei Arten der Gubo. Da ist zunächst die Lesiba oder Gora, deren durchdringende Töne nach Casalis selbst die wenig nervösen Personen zum Davonlaufen bringen könnte. Eine der Quinte einer Geige ziemlich ähnliche Saite ist längs über einen leicht gekrümmten Bambus gespannt. Diese Saite endigt an einem Ende in einen der Länge nach aufgeschlitzten und platten Federkiel. Der Spielende legt das Ende, an dem der Kiel befestigt ist, zwischen seine halbgeschlossenen Finger und die Handfläche und bläst stark, worauf Federkiel und Schnur vibrieren. Es entsteht daraus ein durchdringender und näselnder Ton, ähnlich dem einer Klarinette. Die zweite Form der Gubo, die Tumo, ist der Gora ziemlich ähnlich, es ist ein kleiner Bogen, der aber mehr gestreckt ist. Der Federkiel fehlt. Der Bogenstab ist an einer dicken, durchbohrten Kalabasse befestigt. Um diese Tumo zu spielen, hält man sie an einem Ende in der linken Hand, so dafs Daumen und Zeigefinger frei sind und nach Belieben die Saite pressen können. Die andere Hand ist mit einem leichten Stäbchen versehen, mit dem man die Saite bewegt. Der Ton wird stärker dadurch, dafs ihn die Kalabasse wiedergiebt. Man kann ihn variieren lassen, indem man die Saite an verschiedenen Stellen prefst.

Die Gora, die also nicht wie die Gubo geschlagen, sondern geblasen wird, findet sich auch bei den Buschmännern und Hottentotten. Bei letzteren fiel sie dem alten Peter Kolben auf. Er nennt sie Gom Gom, was seinem an linguistische Aufmerksamkeit noch nicht gewöhnten Ohre zuzuschreiben ist. Die hottentottische Gora besteht aus einem Bogen von Oliven-Holz, dessen Sehne von wohlgedrehten Schafs-Därmen oder Nerven (!) gesponnen, etwa so dick als das A auf einer Violine. An dem einen Ende, da sie an den Bogen festgebunden wird, machen sie einen abgeschnittenen und aufgeschlitzten Federkiel fest, welchen sie samt der durchlaufenden Saite in den Mund fassen, damit ihnen das Zittern der Saite nicht wehe thue, noch dieser der Klang benommen werde, den sie ihr durch das Einholen und Wiedervonsichblasen des Odems beibringen. Wollen sie die Gora noch mehr perfektionieren, so stecken sie an das obere Ende, ehe die Saite an den Bogen gespannt wird, eine wohlgereinigte Cocosnufs-Schale, von welcher man vorher etwa den dritten Teil oben absägt und zwei Löcher gerade gegenüber durchbohret, wodurch die Saite gezogen. Auf diese Weise klinget nicht nur das Instrument viel heller, sondern sie können auch durch das Hin- und Herschieben der Schale alle Töne verändern, die auf einem so simplen Instrumente nur immer mögen ausgedrückt werden. Er erzählt auch von der musikalischen Leistungsfähigkeit der Hottentotten und dieses Instrumentes: Wenn drei oder vier Personen zugleich auf ihrer Gora spielen,

so fand ich in Wahrheit etwas Annehmliches an solcher Musik, zumal wenn die Töne tief lauteten; ich fand sie so annehmlich, dafs die zartesten Ohren sich damit begnügen konnten. Ja, da ich einmal bei stiller Nacht dieses Instrument spielen hörte, wurde ich von dem lieblichen Klang dermafsen eingenommen, dafs ich mit allem Fleifse zuhorchte. Anfänglich glaubte ich, diese Musici wären einige geschickte Europäer, welche die Kenntnis dieses Instrumentes bis auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit getrieben hätten; allein wie sehr erstaunte ich, da ich mich bei meiner Annäherung an den Ort, wo die Musik sich hören liefs, befand, dafs es zwei Hottentotten waren, die ihren Liebsten ein Ständchen brachten.



97 a. 97 b. 97 c.

Fig. 97 a. Gora blasender Hottentotte. Fig. 97 b. Gora der Hottentotten (nach Peter Kolbe). Fig. 97 c. Saite der Gora mit dem Federkiel (nach Wood).

Die Gubo fand Holub häufig südlich vom Sambesi. Sie besteht aus einer ziemlich offenen, mit einem aus Bast- oder Grasstrickchen geflochtenen Kranze an ihrem Boden versehenen und damit an der Aufsenperipherie eines ein oder etwas über ein Meter langen Holz-Bogens senkrecht befestigten Kalabasse. Eine Sehne oder eine feine Grasschnur spannt beide Bogenenden. Beim Spielen des Instrumentes wird dieses mit der Linken am Bogen unter der Kalabasse gefafst und so gegen die Brust gedrückt, dafs die Öffnung des Gefäfses vollkommen geschlossen wird; die Grassaite

wird wie ein Harfenstrang, mit den Fingern der Rechten geschlagen oder man thut dies, was auch häufiger der Fall ist, mittels eines dünnen, kurzen Rohrstäbchens.[1]

An der Westküste nach Norden gehend treffen wir verschiedentlich Gubo und Gora an. In Angola führt die Gubo nach Falkenstein den Namen Hungo, in Benguela nach Magyar die Bezeichnung Burumbumba. Das Instrument ist das gleiche, aber die Handhabung weicht ein wenig ab. An einem $1^1/_2$ m langen, bogenförmig gekrümmten Stab ist die Saite befestigt. Ein an seinem unteren Ende angebrachter leerer Kürbis, welcher mit der offenen Rundung auf die Magengegend gesetzt wurde, bildete den



Fig. 98a. Guboschläger der Basuto (nach Casalis). Fig. 98b. Handhalten beim Guboschlagen der Bangala (nach Capello und Ivens).

Resonanzboden, während man mit einem Stäbchen die Saiten in Schwingung versetzt. Tams erwähnt Saiten aus starker Pflanzenfaser und auch solche aus einem Metalldraht. Der Nagel des Daumens wird bald hier, bald da auf die Saite gedrückt, wodurch naturgemäfs die Höhe desselben verändert wird. Der Ton soll unbedeutend und schwach sein. Während bisher Gubo und Gora die einzigen Musikinstrumente waren, stellen sich hier im westafrikanischen Kulturkreise neue Formen daneben ein, die wir später kennen lernen werden. Die Haltung der Gubo gegen den Magen weicht von der

1) Fritsch, S. 133. Kolben, S. 113/114. Holub: „Kulturskizze", S. 138/139. Casalis, S. 156/157.

Handhabung im Süden ab; diese scheint jedoch auch noch vorzukommen[1] (vergl. Fig. 98b).

Die Gora ist in der Kamerungegend vorzüglich im Gebrauch. Diese „feinklingende Flöte“ heifst bei den Bakwiri „Mundinde“. Das Instrument ähnelt auch hier einem Bogen, wie er zum Pfeilschiefsen benutzt wird. Über einen leicht gekrümmten Stab von etwa einem Meter Länge ist eine Schnur von Fell oder Gräsern gezogen. Auf diese Saite haucht man mit dem Munde, indem man zugleich mit der rechten Hand mittels eines Stäbchens auf dieselbe schlägt. Auf diese Weise erzielt man die verschiedenste Modulation in der Stärke wie der Höhe der Töne. Die Klangfarbe hat etwas Einschmeichelndes, doch erfordert die Handhabe des Instrumentes grofse Fertigkeit. Form und Gebrauch der Mundinde, die eine Zwischenform von Gora und Gubo ist, entspricht bei den Bube dem eben von den Bakwiri Berichteten. Das eine Ende des mit einer Bastsehne bezogenen Bogens wird gegen den Mund gestemmt; die Rechte schlägt mit einem kleinen Stäbchen gegen die Saite, während die Linke einen Messerstiel daran drückt. Durch Verschieben dieses letzteren und mehr oder weniger Öffnen des Mundes werden einige Töne hervorgebracht. — Bentwa heifst dies Instrument bei den Aschanti. Bowdich beschreibt es folgendermafsen. Der Stab ist mit einem dünnen und gespaltenen Rohre bezogen, das der Spieler an einem Ende mit den Lippen hält und mit einem kleinen Stäbchen schlägt, während das andere Ende zu gleicher Zeit mit einem dickeren Stabe berührt wird. Es werden auf der Bentwa verschiedene Lieder gespielt. Die verschiedenen Töne werden durch die Lippen hervorgebracht.[2]

Im Osten reicht die Verbreitung der Gora-Gubo bis in den Sudan. — Burton erwähnt ihrer als einer Form der „Kinanda“, unter welchem Namen in Ostafrika anscheinend mehrere Saiteninstrumente im Gebrauche sind. Die Guboform der Kinanda ist eine kleine Bogenguitarre mit einem offenen Kürbis an dem einen Teile des Griffes; manchmal geht der Bogen auch durch diese Kalabasse. Das Instrument wird in der linken Hand gehalten, während der Musiker den einzigen Ton mit einem dünnen, etwa einen Fufs langen Stocke hervorbringt, durch Schlagen der Saite. Der Kalabassenresonanzboden ist oft schön verziert.[3]

---

1) Magyar, Taf. VI, Fig. 1. Capello und Ivens, Bd. I, S. 326. Falkenstein, S. 195/196. Tams, S. 110. Monteiro: „Angola“, Bd. II, S. 139/140.

2) Baumann: „Fernando Po“, S. 98/99. Schwarz, S. 160. Bowdich, S. 466.

3) Burton: „Lake Regions“, Bd. II, S. 293. Stanley: „Wie ich Livingstone fand“, Bd. II, S. 168, Nr. 13.

Auf der Verbindungsachse vordringend, treffen wir bei den Bongo die gleiche Mittelform der Gubo-Gora wie in Kamerun an. Das Monochord derselben besteht aus einem kleinen Bambusbogen, auf dessen straffgespannter Sehne mit einer feinen Gerte aus Bambus geschlagen wird, nur dient als Resonanzboden nicht eine am Boden befestigte Kalabasse, sondern die Mundhöhle des Spielenden selbst und allein, denn vor sie wird das Ende des Bogens gehalten. Mit der anderen Hand wird die Sehne reguliert. Oft sitzen sie stundenlang vor einem solchen Bogen, den sie in die Erde gesteckt haben und dessen Sehne sie über eine mit Rinde verdeckte Grube befestigen, welche sich nebenbei in einem Schallloche öffnet. Indem sie nun die Hand bald an diese, bald an jene Stelle des Bogens legen und mit der anderen die Gerte führen, erzeugen sie eine Menge schwirrender und summender, oft ganz hübscher Melodien. Besonders pflegen sich die Knaben bei der Hütung der Ziegen auf solche Weise die Zeit zu vertreiben.[1] — Dieser Bericht Schweinfurths lehrt uns die zweite Form des Schallkastens, die Erdhöhle, kennen. Ich werde später auf die Bedeutung desselben zurückzukommen haben. Ich mache hier nur darauf aufmerksam, dafs sie sich in einem der „toten Winkel", einer zwischen den wichtigen Hauptachsen gebildeten Ablagerungsecke, in der auch der nigritische Stockschild noch in alter Form (des Kuerr der Dinka!) nachgewiesen wurde, erhalten hat.

Um die Frage nach der eventuellen aufserafrikanischen Herkunft dieses Instrumentes beantworten zu können, müssen wir noch eine beson-

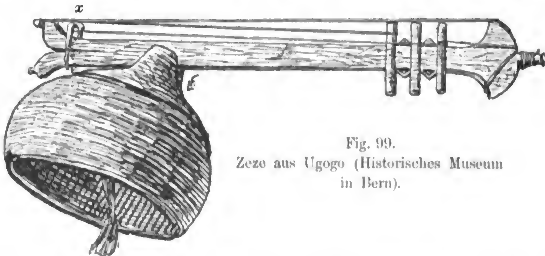


Fig. 99.
Zezo aus Ugogo (Historisches Museum in Bern).

dere Form desselben berücksichtigen: die Zeze der Ostafrikaner, die an der ganzen Sansibarküste und tief im Inlande sich eingebürgert hat. Der Resonanzkasten dieses meist einsaitigen Instrumentes ist ein grofser ausgehöhlter Kürbis, der unten geöffnet, oben oft durch ein geschnitztes Ver-

1) Schweinfurth, S. 110.

bindungsstück mit dem geraden Stabe verbunden ist. Auf der Oberseite sind Saiten befestigt. Das Griffholz oder der Stab ist aus leichtem Holze geschnitzt von 18 Zoll bis zu 2 Fufs Länge. Das äufserste Ende des langen Schenkels hat drei Griffpfosten, gebildet durch Kerben in den Zwischenräumen. Demnach bietet die ganze Reihe sechs Töne. Die einfache, aus der Faser der Raphiapalme gedrehte Saite ist an dem Kopfe resp. Knopfe des Holzes befestigt, welcher von dem geschickt gearbeiteten äufsersten Griff hervorspringt. Am unteren Ende ist sie über eine Brücke, nämlich einen gebogenen Federkiel (Fig. 99 bei x), geleitet, welche, wenn die Zeze gestimmt werden soll, gehoben oder niedergedrückt wird und zuletzt ist sie an das obere Ende des schwalbenschwanzförmig geschnitzten auslaufenden Unterteiles, also am Kurzschenkel jenseits der Kalabasse, befestigt. Manchmal ist, wie bei unserem Instrumente, um den Bafs oder ein gewisses Summen hervorzurufen, eine zweite, auch wohl eine dritte Saite gleichartig längs der Armseite befestigt, während die obere Hauptsaite den Diskant darstellt.[1]

Die Zeze ist kaum als afrikanisches Instrument anzusehen, denn nicht nur von Madagaskar, sondern auch anderen Küsten des Indischen Oceans ist sie bekannt. Und ebenso verhält es sich mit der Gubo und Gora. Guboartige Saiteninstrumente sind von Florida (Salomonen), den Marianen, den Philippinen und endlich auch Neu-Pommern bekannt. Die Tangola der Blanche-Bai auf Neu-Pommern besteht aus einem ca. 60 bis 70 cm langen, im Feuer gehärteten, etwas gekrümmten Stock, der mit zwei Saiten aus Bindfaden bespannt ist, von denen die eine durch eine Schlinge mit dem Stocke verbunden ist und dadurch straffer und loser gespannt werden kann. Die Spielerin setzt den Bogen mit einem Ende an die Lippen, spannt mit dem Daumen der Linken die eine Saite und spielt mittels eines kurzen, dünnen Stöckchens mit der Rechten auf den Saiten, die nur einen sehr leisen Ton, ähnlich einer kleinen Kinderguitarre, hervorbringen (Fig. 100).



Fig. 100.
Tangola spielende Frau von der Blanche-Bai auf Neupommern (nach Finsch).

1) Burton: „Lake Regions“, Bd. II, S. 291—293. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. I, S. 249. Ratzel: „Völkerkunde“, 2) Bd. I, S. 419; 1) Bd. I, S. 449.

Wir bemerken hier etwas Neues. Suchen wir nämlich die nächsten Verwandten der Tangola in Afrika, so müssen wir die westafrikanischen Spielformen als diese bezeichnen. Im Süden Afrikas ist die Zweiteilung in die geschlagene Gubo und die geblasene Gora vor sich gegangen. Die Westafrikaner, Bube, Bakwiri, Aschanti, Angola, als deren westlichster Ausläufer die Gubo-Gora der Bongo auffällt, dagegen haben das gleiche Instrument, das in dieser einheitlichen Form daher als malajonigritisch bezeichnet werden kann.

Ich habe gelegentlich der Erörterung der Schilde und Bogen schon darauf hingewiesen, wie sich im Osten und Südosten einzelne kleine Reste, versprengte Vorkommnisse finden, die den Weg wie Meilensteine anzeigen, auf denen die malajonigritische Kultur nach Westafrika gelangt ist. Jetzt haben wir im weiteren solchen Meilenstein in diesen Saiteninstrumenten gefunden. Das Bezeichnende daran ist, dafs dies Instrument sich bei diesen Süd- und Ost-Völkern, die den malajonigritischen Kulturbesitz nicht rein und voll zu erhalten vermocht haben, auch nicht ganz hat erhalten können. Aus dieser Auflösung und Trennung des Tangola in Gubo und Gora spricht abermals Verkümmerung.

Aber noch ein Merkmal weifs von der Verbreitungsgeschichte zu erzählen, ein linguistisches. Tangola und Gola oder Gora ist das gleiche Wort. Auf dem Wege bis Westafrika hat es aber seinen angeborenen Namen eingebüfst.

Wir können demnach drei Formen der einfachen Bogen-Saiteninstrumente nachweisen: 1. Die Tangola der Westafrikaner, 2. a) die Gubo und b) die Gora der Südafrikaner, 3. die Zeze der Ostafrikaner. Von diesen ist die erstere rein malajonigritisch, die zweite afrikanisch und die dritte arabisch. Dabei betone ich, dafs die Semiten nur die „Zwischenhändler" waren, die das wohl anderweitig umgearbeitete Musikinstrument nach Ostafrika gebracht haben. Denn sie sind ja in allen Dingen nicht Schöpfer neuer Werte und Formen, sondern nur die durch Handel und Verkehr sie Verbreitenden, diese Semiten.

Hinsichtlich der Tangola der Blanche-Bai wäre noch auf die merkwürdige Spannung vermittelst eines Ringes aufmerksam zu machen, auf die ich noch zurückzukommen habe.

b) Die nordafrikanischen Saiteninstrumente. Es ist weniger schwer, die Formen und Wesenszüge der nordafrikanischen Saiteninstrumente sowie deren Verbreitung festzustellen als ihre Abstammung. Wir sahen schon das gerade Schwert hier eingebürgert und kamen zu der Überzeugung, dafs wohl die Araber die Überbringer, die Europäer aber die ursprünglichen

Erfinder dieser Waffen gewesen seien. Das Schwierige für die Beurteilung der Abstammung afrikanischer Saiteninstrumente liegt in der Geschäftigkeit und dem musikalischen Sinn der Neger, die sie schnell diese Werkzeuge des Kunsttriebs annehmen lassen. An verschiedenen Punkten der Westküste werden heute Violinen hergestellt, die die Neger durch die Europäer kennen lernten. Man mufs hier europäischen und asiatischen Einflufs möglichst auseinanderhalten.

Unter den nordafrikanischen Saiteninstrumenten lassen sich drei mit ziemlicher Sicherheit als aus Asien stammend, oder in Asien vielleicht unter afrikanischem Einflusse ausgebildet, nachweisen: 1. die Violine, 2. die Guitarre, 3. die Rababa.

1. Die Violine ist nicht nur in Abessynien, sondern im gesamten Sudan da heimisch, wo arabische Spielleute an Höfen oder auf den Plätzen

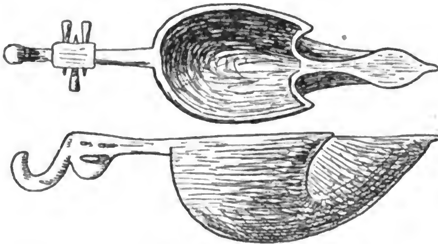


Fig. 101.
Abessynische Geige (Baseler Missionsmuseum, Slg. Krapf).

Konzerte veranstalten. Clapperton erwähnt die arabische Geige in Kiama. Aber nicht nur Araber handhaben sie, sondern einige Völker haben Nachbildungen in ihren Kulturbesitz aufgenommen. So mag ein ziemlich bedeutsames Beispiel Erwähnung finden, im Bericht von Bowdich über das Musikinstrument im Hinterlande von Aschanti — in Aschanti wurde es noch nicht beobachtet —, welcher lautet: Die Mosis, Mellowas, Buruços und die Bewohner der entfernteren Länder im Innern spielen eine Art plumper Violine. Das Gestell ist ein Kürbis, oben ist er mit Rehhaut überzogen, worein zwei grofse Löcher geschnitten sind, aus denen der Ton hervorkommt. Die Saiten oder vielmehr die Saite ist aus Rindshaaren gemacht und so breit, wie die des Bogens, mit dem sie spielen und der einem Violinbogen gleicht. Sie machen dabei Fratzen wie ein italienischer Buffo; sie begleiten sich gemeiniglich mit der Stimme und vermehren das Komische

dieser Musik durch einen starken Nasenton. — Eine einsaitige Violine mit viereckigem, fellüberzogenem Schallkasten, dem die Schalllöcher fehlen, ist auch die Masengó der Galla und Amhariner. Ähnliche verkümmerte Violinen kommen auch in Senegambien vor.[1] Man kann aber sagen, dafs alle diese Streichinstrumente der Neger sehr schwach entwickelt sind.

2. Die Guitarre. Diese Instrumente haben eine ungemeine Verbreitung gefunden. Bezeichnend an ihnen ist: 1. sie besitzen stets mehrere Saiten; 2. dieselben sind meist aus Tierfasern hergestellt; 3. sie sind durch Wirbel am Hals befestigt und gespannt; 4. der Schallkasten ist mit Haut überzogen und 5. mit einem oder zwei Schalllöchern versehen; 6. ein Steg fehlt. — Diese Instrumente sind im ganzen Sudan und Nordosten heimisch und wir wollen die Formbeschreibung gleich mit den aus letztgenannter Gegend stammenden Belegstücken im Baseler ethnographischen Museum beginnen, wie sie Dr. L. Rütimeyer beschrieben hat:

No. 338. „'Ud", die ägyptische Laute, mit oben rechtwinklig abgeknicktem Halse und ovalem, bauchigem Resonanzboden von Tannenholz, mit rot und braunen Streifen bemalt. Der Hals mit den 11 Wirbeln aus Buchenholz, unbemalt. Im oberen Teile der Vorderfläche ein sternförmiger, ausgesägter Ausschnitt „Schemesch". 6 Doppelsaiten von Schafdarm. Unter dem Teile der Saiten, wo gespielt wird, ein bisquitförmiges, dünnes, schwarz

1) Clapperton: „Zweite Reise", S. 113. Bowdich, S. 466/467. Paulitschke, S. 148 und Taf. XVII, Fig. 59. — Eine Masengo findet sich auch im Baseler Missionsmuseum (alte Katalognummer 695). — Im Katalog des ethnographischen Museums in Basel sind zwei Formen der ägyptischen Violine verzeichnet (S. 106), nämlich: Nr. 227 die „Kemengeh". Der Resonanzboden besteht aus einer mit kleinen Löchern durchbohrten, am einen Ende abgeschnittenen Kokosnufs, die hier mit Fischhaut (vom Fische „Bajar", einer Silurusart) überzogen ist. Hals und Griff der Geige sind cylindrisch aus braunem, hartem Holze, 2 Wirbel mit grofsen Knöpfen von Holz, der Fufs aus einem cylindrischen Eisenstab, 2 Saiten aus je 60 cm langen, schwarzen Pferdehaaren, die dicht unter dem Schallkörper an einem Metallringe befestigt sind. Länge 91 cm, Höhe des Schallkastens 10 cm. — Dazu Nr. 328 „Kos". Der Bogen besteht aus Eschenholz, die Rofshaare des Bogens sind auf einer Seite durch ein Loch geführt und durch einen Knopf, am anderen Ende aber an einem Ring befestigt, der durch eine Schnur geht und mittels Schnur mit einem zweiten Ringe verbunden ist, wodurch die Rofshaare straffer gespannt werden können. Länge des Bogens 77 cm. — Nr. 329 die „Rabáb-esch-Schaër", Geige des öffentlichen Erzählers, besonders des Romanes von Abu-Zejd, deshalb auch die „Abu-Zejdi-Violine" genannt. Der Resonanzboden besteht aus einem hölzernen Rahmen, der oben mit Pergament überzogen ist. Hals und Griff mit 2 Wirbeln sind aus hartem, braunem Holz; der 31 cm lange Fufs besteht aus einem starken eisernen Stabe. 3 Saiten, die an einem Eisenringe unter dem Schallkörper befestigt sind. Länge 94 cm. — Dazu Nr. 330, der Bogen. Die Rofshaare des Bogens sind oben durch ein Loch gezogen, unten an einer durch einen Ring gehenden Schnur befestigt. Länge des Bogens 60 cm (Dr. Rütimeyer).

bemaltes Stück Holz aufgeleimt. Das 'Ud dient bei Privatkonzerten und wird mit einem Plektrum (Geierfeder) geschlagen, es wird seit Jahrhunderten von den besten arabischen Musikern gebraucht. Länge 80 cm, Höhe 15 cm.

No. 529. Nubische Guitarre, in der Form ähnlich der ägyptischen Laute 'Ud, mit oben abgeknicktem, mit Wirbeln versehenem Hals. Oben geschnitzter Vogelkopf aus Elfenbein. Als Resonanzraum dient ein mit schwarzen Zeichnungen von Fischen, Eidechsen versehener halber Kürbis; Schallraum überdeckt mit dünnem Tannenholz, in welchem 5 kleine Schalllöcher; um das oberste ringförmige (3 cm Durchmesser) Elfenbeineinfassung. Hals der Guitarre und Rand des Resonanzbodens ornamentiert mit abwechselnden Einsätzen von Elfenbein und braun und schwarzem Holze. 5 Saiten aus Sehnen mit niedrigem Steg (!) — Nubien. Gesamtlänge 63 cm, Breite des Resonanzbodens 18,5 cm, Höhe 10 cm.

Darfur, Kordofan oder Senaar. No. 616. Negerguitarre. Oben an dem mit 5 Wirbeln versehenen, gekrümmten Halse ein roh geschnitzter menschlicher Kopf; dieser ist mit einem kleinen Nasenring und 2 Halsbändern geschmückt, von denen das eine aus kleinen, bunten Glasperlen, das andere aus einer Kette von Perlen und europäischen Kleiderknöpfen besteht. Auf den Wangen je 3 Striche (Stammesabzeichen?) sowie die Haarfrisur eingebrannt. Der hölzerne, löffelartige Resonanzboden mit einer oben rot bemalten Tierhaut überzogen, die auf dem Rücken zusammengenäht ist und vorn 2 Schallöcher hat. Die (5) Saiten fehlen. — Sudan. Länge 70 cm, Breite 15 cm, Höhe 11 cm.[1]

Es sind damit die wesentlichen Züge der Guitarren beschrieben, die wir im centralen Afrika so aufserordentlich häufig antreffen. Am bekanntesten wurden sie durch Schweinfurths klassisches Werk, in dem die Guitarren der Sande eingehend besprochen wurden: Ihr Saiteninstrument ist eigentlich ein Mittelding zwischen Harfe und Mandoline; mit ersterer hat es die in Gestalt von Bogensehnen frei ausgespannten Saiten und ihre vertikale Stellung gegen die Fläche des Instrumentes, mit letzterer die Form des Resonanzbodens, den Hals und die zum Anspannen der Saiten dienenden Wirbel gemein. Der nach allen Regeln der Akustik konstruierte Resonanzboden ist aus Holz geschnitzt und oberseits mit einem Stück Haut überspannt, das zwei Schalllöcher hat. Die Saiten bestehen aus feinen Bastfäden und den dicken drahtartigen Haaren des Giraffenschwanzes. Ein murmelndes, näselndes, weinerliches Recitativ begleitet das ewige Einerlei der Akkorde, aus welchen sich kaum eine bestimmte Melodie heraushören läfst. — Be-

1) Dr. L. Rütimeyer in den „Mitteilungen aus der ethnographischen Sammlung in Basel", S. 108, 141, 150. Vergleiche auch Nr. 529, S. 140; Nr. 528, S. 145/146; Nr. 693, S. 152; Nr. 620 und 621, S. 154.

zeichnend ist bei dieser Musik, wie sie uns Schweinfurth und Junker beschrieben haben, die grofse Ausdauer der Spielenden, die sich stundenlang diesem, der Ausdauer entsprechenden, feinklingenden und nur gefühl-, nie charaktervollen Geklimper hingeben.

Die Südgrenze der Verbreitung dieser Guitarren liegt jenseits der Walegga-Lendu-Wousitze. Bei diesen wurden sie am oberen Aruwimi von Stanley und Stuhlmann angetroffen. Eine solche Guitarre der Lendu besteht aus einer Kalabasse, dem Resonanzboden, die mit Haut überzogen ist. Die Saiten sind aus Tiersehnen verfertigt. Weiterhin ist Uganda als Südostvorposten in der Verbreitung zu nennen. Ein solches Musikinstrument im Leipziger Museum ist mit 10 Wirbeln und unregelmäfsig dazwischen am Halse verteilten Ringen aus Eidechsenhaut geziert. Sie heifsen Nánga. In Ussoga werden sie am besten hergestellt. Die Saiten sind aus Därmen verfertigt.

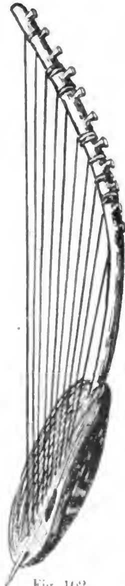


Fig. 102. Guitarre der Waganda (Museum f. Völkerkunde in Leipzig).

Nach Westen deckt sich die Ausdehnung des Verbreitungsgebietes etwa mit der der Sande-Verwandten. Sie erreicht den Kongo anscheinend nicht, beschränkt sich also auf das obere Ubangi-Uelle-Thal. Bei den Ngapou fand Dybowski eine solche Guitarre mit 5 Wirbeln und Saiten aus Rotang. Es ist genau die Form der Sandeguitarre. Der Schallkasten ist ungefähr wie der der Violine Fig. 101 gebildet, nur ganz überzogen, mit 2 Schalllöchern ausgestattet und Vorder- und Hinterteil gleich stark ausgebaucht. Bei den Gaberi, also ein wenig nördlich, lernte Nachtigal „viersaitige Mandolinen" aus Holz oder Kürbisschalen kennen.[1]

Weiter nach Westen vordringend begegnen wir im Hinterlande von Kamerun mehreren derartigen Instrumenten. Sie zeichnen sich durch viele Wirbel aus. Eine „Harfe aus Antilopenfell aus Tibati" besitzt 10 Wirbel. Eine Guitarre der Mbum im Süden Adamauas ragt durch Gröfse hervor.

In der Südwestecke der Verbreitung, in Gabun und Loango, erreicht sie die Küste. Schon Pigafetta beschrieb

1) Schweinfurth, S. 241 und 244. Petermanns Mitteilungen (Ergänzungsband 11), Taf. Fig. 8. Junker, Casati etc. Stuhlmann, S. 178, 536. C. Peters: „Die Deutsche Emin Pascha-Expedition", S. 388. Stanley: „Dunkle Weltteil", Bd. I, S. 249. Derselbe: „Dunkelste Afrika", Bd. II, S. 361. Jean Dybowski, S. 303. Nachtigal, Bd. II, S. 624/625.

solches Musikgerät von der Loangoküste: Der Leib und Hals gleichet einer Laute, der Bauch aber, wo die Rose gemeiniglich eingeschnitten ist, ist nicht von Holz, sondern von einer Haut, die so dünn wie eine Blase ist. Die Saiten sind starke und undurchsichtige Haare aus einem Elephantenschwanze oder Fäden von Palmbäumen, die von unten bis an den Hals des Instrumentes gehen und an verschiedenen und nebeneinander stehenden Ringeln, wovon einige höher, andere niedriger sind, befestigt werden. An den Ringeln hängen sehr dünne Platten von Eisen und Silber (?) von verschiedener Gröfse und von verschiedenen Tönen. Wenn die Saiten gerührt werden, so bewegen sich die Ringel, welche an die Platten anschlagen und einen verwirrten Glockenklang machen. Diejenigen, die auf diesen Instrumenten spielen, greifen die Saiten akkordmäfsig und reifsen sie wie eine Harfe mit den Fingern.

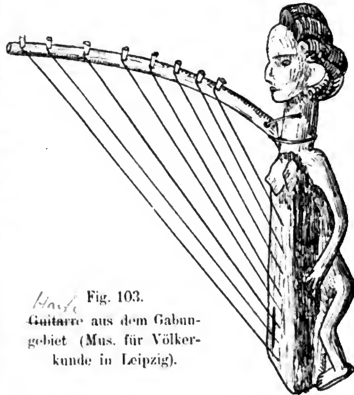


Fig. 103. Guitarre aus dem Gabungebiet (Mus. für Völkerkunde in Leipzig).

Wichtiger als dies uns unbekannt gebliebene Instrument sind die Guitarren vom Ogowe bei den Fan, nach Lenz „bestehend aus einem ungefähr 4 Fufs langen Schaft, mit 4 aus dünnen Lianen verfertigten Saiten und einer als Resonanzboden dienenden Kalabasse.“ Nach Du Chaillu sind die Saiten verfertigt „out of the dried root of a species of tree.“ Instrumente aus Holz sind häufiger wie solche mit dem Kasten aus Kürbisschalen. Sie zeigen eine von der der Sande etwas abweichende Form. Es fällt schon auf, dafs bei den Guitarren dieser nördlichen Instrumente der Menschenkopf am Griff des Halses angebracht ist; bei denen vom Ogowe aber schliefst sich, wenn nicht der ganze Schallkasten eine geschnitzte Figur (wie bei Fig. 103) darstellt, der Kopf oben an den Schallkasten an. An diesen oberen Kopffortsatz ist auch der Hals angebunden, während er bei den nördlichen Guitarren durchweg durch den Schallkasten durchgesteckt ist, so dafs sein Ende oft unten wieder herauskommt. Daher sind bei diesen Guitarren, bis auf die vom Ogowe, die Saiten beiderseits am Stabe, aber wo dieser als Hals aus dem Kasten heraussieht, durch Wirbel befestigt; unten, wo er durch den Hautüberzug dem Auge verborgen ist — die Saiten gehen durch

diese Haut hindurch — sind die Saiten einfach an den Bogen festgebunden. Anders nun bei den Guitarren vom Ogowe. Hier sind die Saiten auch an einer Seite am Hals durch Wirbel befestigt und sie verschwinden unten ebenfalls durch den Hautüberzug. Sie sind aber hier unten nicht am Bogenstabe befestigt, denn von diesem existiert nur ein halber Schenkel, der mit seinem Fufsende am Kopf des Schallkastens angebunden ist. — Daher kann man die nördliche Form kurzweg als die ältere, echte bezeichnen. Der Bogen ist ganz erhalten und der Schallraum ist angefügt. Es wächst aber an der südlichen, jüngeren Ogowe-Form die Saite einerseits aus dem Schallkasten als der Konstruktionsbasis und andererseits ist sie gespannt durch das sekundäre Konstruktionsglied, den Hals. Ich werde auf den wichtigen Unterschied späterhin zurückzukommen haben.[1] Hier soll nur auf die erste Umgestaltung des nordafrikanischen Saiteninstrumentes im westafrikanischen Kulturkreise hingewiesen sein.

Es kommen nun noch hie und da Notizen über Guitarren in den nordwestlichen Ländern vor, aber sie sind wenig klar. Nur aus Senegambien hören wir noch von Harfen, Guitarren oder Lauten, deren Sehnen am Hals durch Wirbel befestigt seien.[2] Das ist hier entscheidend. Wir haben nämlich eine zweite Form der umgebildeten Guitarre zu berücksichtigen, deren Verbreitung von den Haufsaländern an der Küste sich hinziehend bis in das südliche Senegambien erstreckt. Wir nennen diese Guitarren nach der wichtigsten Form die Aschanti-Form.

Die Aschanti-Guitarre tritt uns, wie gesagt, im Haufsalande in Gestalt der zweisaitigen „moloru“ entgegen. Sie ist nur durch eine nach einer Skizze von Passarge gefertigten Zeichnung bekannt. Der Stab reicht durch den Schallkasten, er ist ziemlich gerade. Die Saiten sind an ihm oben (am Langschenkel) und unten (an einer kurz vorsehenden Spitze) festgebunden. Wirbel fehlen also. Der Schallkasten hat eine Öffnung. Merkwürdigerweise fehlt in der Zeichnung der Steg, der bei der kaum merklichen Biegung des Stabes notwendig ist, denn ohne ihn liegen die Saiten auf der Unterseite mindestens am Rande des Schallkastens auf, was die Töne aufserordentlich beeinflussen mufs. Vielleicht hat Passarge den Steg vergessen oder der Zeichner ihn übersehen.

Bowdich hat von der Aschanti-Guitarre eingehend berichtet. Nach ihm ist die „Sanko“ ein achtsaitiges Musikinstrument mit einem von Kroko-

---

1) Morgen, S. 279. Passarge, S. 476. Du Chaillu, S. 294. Lenz, S. 86. Pigafetta, S. 152/153. Dapper, S. 152/153. — Am Ogowe sind diese Guitarren so aufserordentlich häufig, dafs fast jedes ethnographische Museum und sicher alle gröfseren Belegstücke besitzen.

2) Gray und Dochard, S. 300/301, Fig. 8. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. III, S. 202.

dils- oder Antilopenhaut übersponnenen Schallkasten. Ein Steg ist vorhanden. Die obere Saite entspricht unserem Tenor-C und die tiefere der darunter liegenden Oktave; zuweilen sind sie allerdings in diatonischer Folge, aber nur zu häufig die Zwischensaiten auf das Geratewohl gestimmt, so dafs sie Erhöhung und Erniedrigung in jeder chromatischen Verschiedenheit hervorbringen können, obschon die Aschantis nicht geschickt genug sind, dies auszunutzen. Die Saiten bestehen aus Baumranken, der Schallkasten ist oft aus Holztäfelchen zusammengebunden und mit Brandwerk geziert. Alle Melodien werden auf diesem Instrument sehr schnell gespielt und es ist selbst einem erfahrenen Spieler kaum möglich, ein langsameres Tempo anzunehmen, wobei sie jedoch, so schnell es auch immer sein mag, auf eine überraschende Weise stets im Takt bleiben, was besonders auffällt, da jede Melodie mit Verzierungen überladen ist. Sie haben eine besondere Art, die Saiten mit den Fingern zu dämpfen, die eine recht angenehme und sanfte Wirkung hervorbringt.

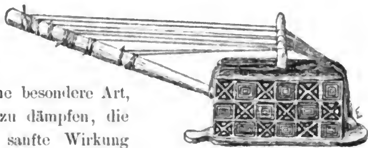


Fig. 104.
Sanko, Guitarre der Aschanti (Brit. Mus. in London).

Diese Saiteninstrumente, wie sie zwischen Benin und Senegambien, also an der Nord-Guineaküste heimisch sind, mögen in Einzelheiten abweichen, so z. B. statt des Holzkastens einen Hautboden, statt 8 etwa 4—6 Saiten etc. aufweisen — im Princip bleiben sie gleich und das Wesentliche ist: schwache Krümmung des Bogenstabes, Fehlen der Wirbel und Vorhandensein des Steges.[1]

Es läfst sich also hinsichtlich der Guitarren feststellen: 1. eine asiatische Form im Sudan, auf der Verbindungsachse und auf dem afrikanisch-asiatischen Beziehungsgürtel; 2. eine abgewandelte Form im Südwesten des westafrikanischen Kulturkreises: die Ogowe-Guitarre; 3. eine abgewandelte Form im Nordwesten des westafrikanischen Kulturkreises: die Aschanti-Guitarre.

3. Die Rababa, ein Instrument, das schon die alten Ägypter besafsen und arabische Sänger in ihrem Heimatslande verwenden. Sie ist im Nordwesten Afrikas aufserordentlich häufig. Mehrere Exemplare des Baseler Museums werden folgendermafsen von Rütimeyer beschrieben:

No. 531. Nubische „Rababa“, Resonanzboden besteht aus einer hölzernen Schüssel, die mit Fischhaut als Resonanzboden überzogen ist,

---

1) Passarge, S. 476 und S. 68. Gray und Dochard, S. 300/301, Fig. 7. Bowdich, S. 465/466. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 157 ff. Bosmann, S. 171/172.

letztere, seitlich mit Schnüren befestigt, hat 3 Schalllöcher. In den Resonanzboden eingesteckt, bilden 2 seitliche Stäbe mit einem oberen Verbindungsstab einen rohen, dreieckigen Rahmen, von dem aus 5 Saiten aus Sehnen über einen hölzernen Steg über den Resonanzboden gezogen und an dessen Schnüren unten befestigt sind. Der obere Stab des Rahmens mit einigen Lumpen umwickelt. Nubien. Höhe 52 cm, Breite 42 cm. Resonanzraum: Durchmesser 23 cm, Höhe 11 cm.

No. 532. Grofse Laute „Rababa" eines fahrenden Sängers aus dem Sudan; der grofse schüsselförmige Resonanzboden aus Holz mit einer mit starken Schnüren befestigten Tierhaut überzogen, mit 2 Schalllöchern; der hölzerne dreieckige Rahmen wie bei No. 531 — doch viel gröfser — ist umwickelt mit bunten Tüchern und Bändern. An den oberen äufseren Ecken je ein Bündel von Straufsenfedern. Einzelne kleine Täschchen aus Tuch enthielten Amulette, die bis auf ein Stück Horn vom Inhaber der Guitarre, einem Neger, beim Verkauf entfernt wurden. 6 starke Saiten aus Sehnen gehen über einen hölzernen Steg zu einem Eisenring am unteren Ende des Resonanzbodens. Höhe 116 cm, Breite 96 cm. Resonanzraum: Durchmesser 53 cm, Höhe 20 cm (Fig. 105).

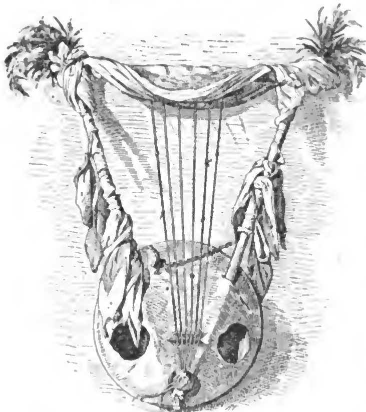


Fig. 105.
Nubische Rababa (Ethnogr. Mus. in Basel).

Es ist das die arabische Kerar, wie sie auch die Abessynier und die Galla führen, wie sie des weiteren von Schweinfurth bei den Mittu Madi im Bahr el Ghasal-Gebiet angetroffen wurde. Nach den Reisenden gleicht das Saiteninstrument dieses Völkleins der Rababa Nubiens wie ein Ei dem anderen. Die 5 Saiten sind über einen Steg gespannt, den die grofse Schale einer Anodonta-Muschel darstellt. Der Resonanzboden ist vierkantig und wird von einem mit Haut überspannten Gestell gebildet. Runde Schalllöcher sind an den Ecken desselben angebracht. — Die Rababa der Bertat auf der anderen Seite des Nil entspricht nicht nur diesen Formen, sondern

auch Saiteninstrumente vom Nianza, nämlich solche der Waganda, Wassoga und sogar der Wangaroine sind vollkommen ebenso gestaltet.[1]

Demnach findet sich die arabische Kerar als Rababa nicht nur in Übergangs- oder Beziehungsstreifen zwischen Afrika und Asien, sondern auf der ganzen Verbindungsachse in einer unveränderten Gestalt.

c) Die westafrikanischen Saiteninstrumente. Wir trafen jetzt schon mehrmals auf unseren Wegen im westafrikanischen Kulturkreise ein. Die südlichen und westlichen Instrumente Gubo und Gora führten uns hierher. Aber auch die Guitarren leiteten in dies Gebiet, das umgewandelte Gestalten bot. So scheinen denn hier viele, ja die meisten Formen zusammen zu kommen. Und dieser Schein trügt nicht. Thatsächlich ist nicht nur die Menge und Formfülle der westafrikanischen Saiteninstrumente erstaunlich, sondern hier im Westen treten alle Beziehungen zusammen, eine Erscheinung, die uns zwar nicht neu ist (vergl. unser Messerstudium), die aber wieder die Aufmerksamkeit straffer anzieht, denn durch dieses Gewirr von Formen, in denen sich dem ersten Anscheine nach oft die entlegensten und fremdartigsten Elemente vereinigen, Ordnung zu bringen, dazwischen den Faden der Entwicklung zu finden, ist eine nicht zu unterschätzende Aufgabe.

Demnach erscheint es am richtigsten, auch hier wieder der Reihe nach die wichtigsten Formen äufserlich zu betrachten, um auf ihren anatomischen Bau danach einzugehen. Wir haben folgende Haupttypen zu besprechen: 1. die Bambuslaute; 2. die Tangola; 3. die Sambi; 4. die Kru- und Mandingo-Laute; 5. die Kinanda[2] und als Anhang die Negerzither etc.

1. Die Bambuslaute, wobei man aber nicht an ein dem mittelalterlichen ähnliches Lauteninstrument denken wolle. Die Beschreibung, die Zenker von diesem Instrument gegeben hat, ist jedenfalls noch die beste: Ein Instrument, das aus einem Bambusstabe besteht, aus dessen Rinde vier Streifen losgetrennt sind, die dann mittels eines mit Ausschnitten versehenen Steges in der Mitte auseinander gehalten werden. Eine am unteren Ende des Instrumentes befestigte halbe Kürbisschale dient als Resonanzboden, zum Anziehen der Saiten dienen Ringe, welche je nach Bedürfnis auf- und niedergeschoben werden können. Dieses Instrument dient zum Begleiten der Gelegenheitslieder.[3] Es ist sehr zu bedauern, dafs die

---

1) L. Rütimeyer in „Mitteil. a. d. Baseler ethn. Mus.“, S. 141 und 146; vergl. auch Nr. 615, S. 142; Nr. 699, S. 144; Nr. 622, S. 151. Paulitschke, S. 148, Taf. XVII, Fig. 58. Schweinfurth, S. 163. Marno 1874, Taf 7, Nr. 8. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. I, S. 249. C. Peters, S. 388. Baumann: „Massailand“, S. 57 und 202.

2) Daran schliefsen sich an: 6) die Ogowe-Guitarre, 7) die Aschanti-Guitarre.

3) Zenker in den „Mitteil. a. d. Deutschen Schutzgeb.“, 1895, Bd. VIII, S. 59; vergl. auch Guiral, S. 174 etc.

Mitteilungen über die Musikinstrumente so aufserordentlich schwach sind. Wenn nicht Abbildungen oder musikale Belegstücke zu Hülfe kämen, wäre es oft nicht möglich, ein klares Bild zu gewinnen. So kann ich auch über die Verbreitung der Bambuslaute wenig sagen. Die Abbildung bei Guiral (Fig. 106a) beweist, dafs dies Instrument bis zum Kongo Verbreitung gefunden hat und bei den Bateke heimisch ist, eine weitere in Gerlands Völkerkundenatlas, dafs sie auch bei den Ibo am Niger verwendet wird. Meine Belegstücke (Fig. 106 b u. c) stammen aus Kamerun und zwar nicht dem südlichen, wo Zenkers Yaunde herrschen. Man kann zwei Formen

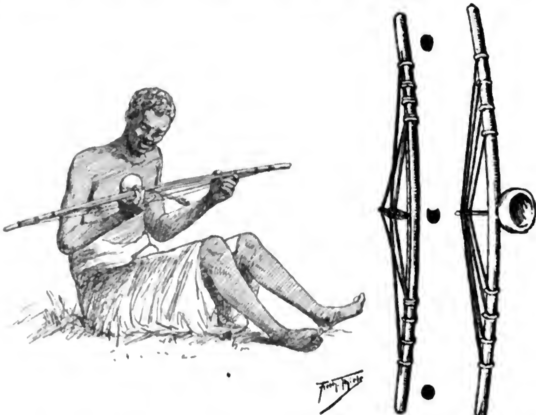


Fig. 106a. Ein die Bambuslaute spielender Muteke (nach Guiral).
Fig. 106b. Bambuslaute ohne Resonanzboden (Museum in Leipzig).
Fig. 106c. Bambuslaute mit Resonanzboden (Museum in Bremen).
Beide aus Kamerun.

unterscheiden. Der eine Typus ist durch einen Stab als Steg und eine Kalabasse als vermittelnder — er wird auf die Brust gedrückt — Resonanzboden ausgezeichnet. An diesem Instrument liegen die Saiten in Kerben des Stabes übereinander. Der anderen Form dient ein Brettchen als Steg und die Saiten liegen nebeneinander. Eine Kalabasse fehlt ihr. Von den Rotangringen ist zu sagen, dafs sie nicht allein zum Anziehen der Saiten notwendig sind, sondern dafs sie auch das Absplittern der aus dem Stabe geschnittenen Saiten verhindern müssen. Endlich ist noch hinzuzufügen,

dafs der echte Bambus nicht sehr oft zur Herstellung dieser Instrumente in Afrika dient; meine allerdings schwache botanische Kenntnis läfst mich viel häufiger auf Bambuspalme schliefsen. Doch dies nur nebenbei.

2. Die Tangola wurde schon oben besprochen. Die Verbreitung erstreckt sich von Angola bis zur Nord-Guineaküste. Wenn wir hier auf sie zurückkommen, so geschicht es, um auf zweierlei aufmerksam zu machen. Einmal wird nach Holub im Marutse Mambundagebiet die Gubo mit der Kalabasse als dem vermittelnden Resonanzraum ebenso gegen den Leib gedrückt wie die Bambuslaute in Kamerun und zum anderen wird die eine Saite der Tangola in der Blanche-Bai auf Neu-Pommern in gleicher Weise wie die eben besprochene Laute durch einen Ring (dort Schlinge genannt) gestimmt (Fig. 100).

3. Die Sambi. Dies Instrument ist weitaus am häufigsten in der Gabungegend. Seine Verbreitung erstreckt sich vom Niger bis in das südliche Kongobecken. Am besten sind die Berichte Bowdichs über die Sambimusik, denen wir hier zunächst folgen.



Fig. 107.
Sambi der Mussorongo;
a der Stimmring.
(Museum in Bremen.)

Die Musik der Pangwe (am Gabun) ist im allgemeinen viel schlechter als die der Aschanti. Die Sambi ist ihr einziges eigentümliches Instrument. Sie gleicht der Mandoline, hat aber nur 5 Saiten, die aus den Wurzeln des Palmbaumes gemacht sind. Der Hals besteht aus 5 Stücken Bambusrohr, an welchen die Saiten befestigt sind, die sich leicht, aber nicht sicher stimmen lassen. Sie spielen dies Instrument mit beiden Händen. Die Töne sind sanft, haben aber nur wenig Kraft und Abwechslung. An mondhellen Abenden werden lange Geschichten in Recitativform zur Sambi erzählt. Eine Lieblingsgeschichte ist eine Erzählung der Kunstgriffe, durch welche die Sonne die Oberhand über den Mond davontrug, der zuerst von ihrem gemeinschaftlichen Vater ihr gleich geschaffen wurde. Im Gegensatz zu dieser Musik beschreibt Bowdich die Töne der Ogowe-Guitarre „voll, harmonisch und tief.“

Und dieser Unterschied ist nicht oberflächlich aufzufassen, er geht tiefer. Dort der mit Haut überspannte Schallkasten, die Saite aus Tierfaser, die Stimmweise mit Wirbeln. Hier fehlt das „tierische“ Material. Der Resonanzboden ist vollkommen aus Holz oder einer Kalabasse (verhältnismäfsig selten) verfertigt. Die Saiten aus Pflanzenfasern sind durch die gleichen Ringe (Fig. 107a) gestimmt, wie sie auch die Bambus-Laute und die Tangola besitzen.

Für Nordkamerun liegen verschiedene Belegstücke, für Südkamerun der Bericht Zenkers vor. Durch umfangreiches Sammlungsmaterial ist das Vorkommen der Sambi an der Loangoküste und der Kongomündung erwiesen. Nur um ein Beispiel der merkwürdigen Art, wie die Musikinstrumente selbst von Musikverständigen beschrieben werden, füge ich den Bericht Merollas über die Sambi an der Loangoküste an: Die Sambi gleicht einer Zither(!), sie hat keinen Hals, sondern an dessen Stelle 5 kleine, eiserne(!) Bogen, welche, wenn sie gespielt wird, mehr oder weniger in den Leib des Instrumentes gedrückt werden(!). Die Saiten sind von Palmbaumfäden. Die Sambi wird mit beiden Daumen gespielt und hängt dann dem, der darauf musiciert, gerade an der Brust.[1]

Im Kongogebiet scheint die Sambi am vollkommensten gespielt zu werden. Wenigstens wird die Musik der Bajansi oder richtiger Babangi und der Bateke mehrmals lobend erwähnt. So bei Johnston: Wegen wirklicher Schönheit des Tones berühmt ist die 5saitige Leier vom Kongo, auf welcher die eingeborenen Musiker ebenso seltsame als rührende Melodien zu spielen verstehen. Die pentatonische Skala ist allein im Gebrauch und die Töne der Sambi sind: C D E G A C. Das F und H unserer Tonleiter fehlen demnach. — „Dies Mittelding zwischen Mandoline und Guitarre“ wird nach Wolf bei den Bakuba „Lukonde“ genannt. Der an einem Ende offene Resonanzboden derselben ist gewöhnlich mit zierlichen Schnitzereien versehen. Die Saiten sind feine Fäden aus Bast, Gras, Rotang oder Raphiafaser. — Magyar bildet eine dreisaitige Sambi aus dem südlichen Kongobecken ab als Kissumba (Tamtam oder Tamburin[2]). Tamtam oder Tamburin ist entschieden gut. Aber, wehe heilige Musika! was ist nicht alles Tamtam, Zither etc. genannt worden.

Ob die Sambi an der Nord-Guineaküste heimisch ist, wird mit Sicherheit erst noch festgestellt werden müssen. Binger erwähnt in Wassalu ein

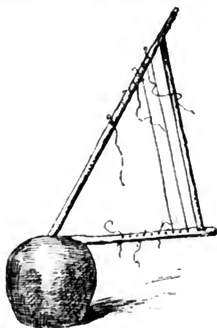
1) Bowdich, S. 569—571. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 714. Zenker in den „Mitteil. a. d. Deutschen Schutzgebieten“, Bd. VIII, 1895, S. 59. Falkenstein, S. 193. Burton: „Two Trips to Gorilla Land“, London 1876, Bd. I, S. 121.

2) Johnston: „Der Kongo“, S. 403/404. Wifsmann-Wolf, S. 253/254. Magyar, Taf. VI, Nr. 6.

bei den Bambara verbreitetes Musikinstrument mit Namen Dian-ne. Dieses besteht aus einer Kalabasse, die von drei starken Bambusstäben durchquert wird; jeder ist mit einer Darmsaite versehen, Befestigung an einem Holzgestell. Man spielt es wie eine Harfe.[1]

4. Die Mandingo- und Kru-Laute. Wenn die Sambi auch wirklich in Oberguinea fehlen sollte, so ist hier doch noch lange kein Mangel an Saiteninstrumenten. Vor allem ist hier die Mandingo- und die Kru-Laute zu erwähnen, zwei Instrumente, die im inneren Wesen sehr viel gemeinsam haben. Die letztere ist die bekanntere, weil diese Kru, wie





108a. 108b.

Fig. 108a. Ein die Laute spielender Mandingo in Tengrera (nach Binger).
Fig. 108b. Eine Kru-Laute, in Banana erworben (Museum in Bremen).

bekannt ist, als tüchtige Schiffsarbeiter und Strandlotsen an der ganzen Westküste hinab bis Benguela ein arbeitsfrohes Leben führen. So ist denn die Laute (Fig. 108b) in Banana an der Kongomündung erworben.

Dieses Instrument besteht aus einem Kürbis, der als vermittelnder Resonanzboden gegen die Brust gedrückt wird. Aus diesem Schallraum wachsen entweder im rechten Winkel sich trennend zwei Stäbe am gleichen

1) Binger, Bd. I, S. 76. Ganz deutlich ist Binger auch nicht immer. Auf derselben Seite beschreibt er ein „Fabresoro“ genanntes Instrument. Dieses soll noch unerträglicher sein. Ein Rohr, an dessen beiden Enden 2 kleine Kalabassen angebracht sind, wird wie eine Flöte geblasen.

Platze heraus oder nur ein Stab, an dem im rechten Winkel oder wagerecht zur Seite abstehend ein zweiter befestigt ist. Das Dreieck wird oben geschlossen, indem ein dritter Stab die Enden der etwa gleich langen Stäbe verbindet und ihnen so Halt giebt. Parallel diesem dritten Stabe werden nun an den beiden Grundstäben 5—10 Saiten so befestigt, dafs sie durch Löcher an dem einen gezogen, um den anderen aber gewickelt werden. — Ein Instrument in einer Privatsammlung, das leider nicht abgebildet werden kann, zeigt einen wichtigen Unterschied. Die beiden Grundstäbe gehen nicht im rechten Winkel, sondern in einem Winkel von etwa 145° auseinander. Eine dritte Verbindungsstange fehlt, und — was noch wichtiger ist — die Spannung der Saiten ist durch Ringe wie an der Sambi ermöglicht.

Die zuletzt beschriebene ist nur die Übergangsform zur Mandingo-Laute. Es sind an dieser nicht mehr 2 Stäbe als Saitenträger vorhanden, sondern nur noch einer, der getragen ist. Etwa in der Mitte ist an der Peripherie die Schallkalabasse gebunden (Fig. 108a). Betrachten wir die beiden Formen umgekehrt, so ist dies wohl richtiger. Dann erscheint der Bogen als Ausgangsform; die Kru-Laute zeigt nur den zerbrochenen Saitenträger. Dann können wir noch weiter zurückgehen und die Mandingo-Harfe mit der Tangola in Beziehung bringen. Diese letztere hat nur eine Saite, die Mandingo-Harfe aber ca. fünf. Andererseits wird uns hier eine Beziehung wahrscheinlich nach anderer Richtung. Denn die Form der Mandingo-Harfe und der Tangola wird vereinigt in der Bambus-Laute, die auch mehrere Saiten wie das nördliche Instrument hat. Diese Erkenntnis wird uns später von grofsem Nutzen sein.

5. Die Kinanda. Den Weg, der zur Klarheit führt, verlassen wir anscheinend vollkommen, wenn wir uns jenen schalenförmigen mit vielen wagerecht und parallel laufenden Saiten versehenen Musikinstrumenten zuwenden, die ich unter dem Namen Kinanda zusammenfasse.

Den verbreitetsten Typus, der auch hier und da in Ostafrika vorkommt, beschreibt Burton folgendermafsen: Es ist ein flacher Kasten von einem einzigen Stück Holz geschnitten, 13 Zoll lang und 5 oder 6 Zoll breit und ungefähr 2 Zoll tief; 11 oder 12 Saiten sind straff über die Öffnung gezogen. Das Instrument wird gewöhnlich auf den Schofs gesetzt und mit 2 Händen darauf gespielt. Zuweilen wird die Kinanda auf die Öffnung eines grofsen runden Kürbis gesetzt, welcher sodann die Rolle eines Resonanzbodens übernimmt. Eine solche ostafrikanische Kinanda ist in Fig. 112 abgebildet. Zu diesem Instrument bemerkt der Sammler (Schuler): Der Schallboden ist nach vorne zu setzen, während die Spitze des Instrumentes an der Brust angesetzt wird, also umgekehrt wie bei uns. Das Spielen

geschieht durch einfaches Anschlagen der Saiten mit beiden Händen, während des Haltens. — Die Saiten bestehen aus Tiersehnen.

Diesem ostafrikanischen Typus[1] der Kinanda[2] stehen die westafrikanischen insofern gegenüber, als sie nicht die Schalenform haben und mit zwei Stegen versehen sind. Es sind einfache Bretter mit zwei Leisten dem Ende zu, über die die Saiten gezogen sind. Zuweilen, aber durchaus nicht immer sind sie mit einem Kürbis als Resonanzboden versehen (Fig. 111). Stanley bildet ein Exemplar (Fig. 109), das von den Walegga stammt, ab, das ein gebogenes Brett mit den Randleisten ist. Aufser diesen beiden Leisten finden sich aber kleine Stäbchen, die aufrecht gestellt sind, als Stege.

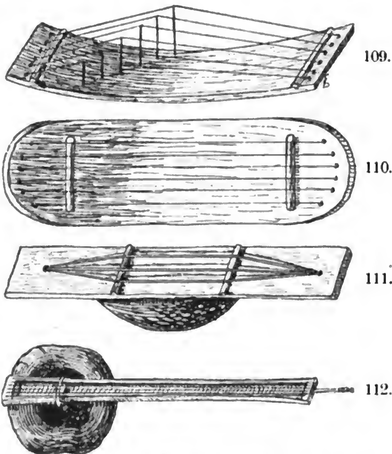


Fig. 109 und 110. Saiteninstrumente der Walegga (nach Stanley). Fig. 111. Saiteninstrument von der Goldküste (nach Barbot). Fig. 112. Kinanda aus Usangu (Slg. Schuler im Leipziger Museum).

Die Verbreitung dieser Kinanda ist eine wesentlich westliche. Sie erstreckt sich von der nördlichen Guineaküste bis in das südliche Kongobecken und bis in die Waldregion am oberen Aruwimi. Alle westlichen Formen sind schalenartig und es mangeln ihnen die Stege. Aufserdem zeigen die westlichen Kinanden Saiten aus gedrehter Raphiafaser und Rotang, die westlichen solche aus Tiersehnen.

Dieser Unterschied beschränkt sich nicht auf die Kinanda. Auch sonst sind diese Merkmale für den Gegensatz von Ost-, Süd-, Nord- und Westafrika

1) Derselbe findet sich, allerdings den anderen gegenüber, auch im Westen, so an der Loangoküste. — Die Belegstücke des Leipziger Museums mögen allerdings zum Teil aus dem Osten stammen. Jedoch ist durch zuverlässigeres Museumsmaterial auch die westliche Heimat sichergestellt.

2) Burton: „Lake Regions“, Bd. II, S. 293. Baumann: „Massailand“, S. 202 und 190. Stuhlmann, S. 558.

bezeichnend. Der Steg bedeutet einen besonderen Wesenszug, vermittelst seiner wird das Grundmaterial, und wenn es nur ein Brett wie bei dieser Kinanda ist, zum Resonanzboden.

6. Die Ogowe-Guitarre. Nunmehr wollen wir die zwei westafrikanischen Formen der Guitarre, die ursprünglich aus dem Norden stammt, auf ihre westafrikanischen Elemente prüfen. Die asiatische Guitarre der Afrikaner war durch starke Betonung des Bogens charakteristisch. An ihm waren oben (durch Wirbel) und unten (im Schallraum) die Saiten befestigt. Am Wirbelende läuft er oft in einen Menschen- oder Tierkopf aus. Im Gegensatz hierzu fanden wir eine starke Verkümmerung dieses Bogens an der Ogowe-Guitarre und im Gegensatz eine kräftige Entwicklung des Schallkastens, der nicht nur in Menschenform ausgearbeitet, sondern auf dem auch jenes letzte Stück des Bogens, der die Wirbel und die einen Enden der Saiten trägt, aufgesetzt ist.

Vergleichen wir dies mit der Sambi (Fig. 107), so sehen wir sogleich eine tiefe Übereinstimmung, die die Ogowe-Guitarre den westafrikanischen Musikinstrumenten noch näher verwandt erscheinen läfst, als den nordafrikanischen, trotz der Wirbel. Diese Verwandtschaft liegt darin, dafs die Saiten einerseits an den dem Schallkasten angefügten Halse, andererseits am Schallkasten selbst befestigt sind. Wir können demnach den Unterschied der westafrikanischen und der nordafrikanischen Saiteninstrumente dieser Art feststellen: Bei den nordafrikanischen Guitarren verwächst die Saite auf beiden Seiten mit dem Bogen, bei den westafrikanischen auf der einen Seite mit dem Schallkasten, auf der anderen mit dem Rest der übriggebliebenen Hälfte des Bogens.

Wir werden sehen, wie diese Definition sich in anderen Vergleichsfällen verwenden läfst.

7. Die Aschanti-Guitarre. Das eben Gesagte pafst hier anscheinend ganz und gar nicht. Denn die Saiten sind ganz regelrecht an beiden Seiten des Stabes befestigt; allerdings ist dieser nicht gebogen oder nur sehr wenig (vergl. Fig. 104). Aber andere westafrikanische Merkmale können wir in drei Elementen feststellen. 1. Die Saiten sind am Griffende mit Verschlingung am Holze befestigt (statt mit Wirbeln) und zwar so, dafs ein festeres Anziehen dieselben spannt. Hierin ist die westafrikanische Ringspannung wiederzuerkennen. 2. Der Resonanzkasten ist aus Holz gezimmert und die Saiten bestehen aus Baumranken. Das ist westafrikanische Pflanzenfaserverwendung. 3. Ein Steg ist vorhanden.

Da mufs denn doch die Frage herausgezogen werden, weshalb dies Instrument zu den nordafrikanischen Guitarren bei so viel westafrikanischen

Elementen gerechnet werden müsse? Nun: „weil bei den nordafrikanischen Guitarren die Saite auf beiden Seiten mit dem Bogen verbunden ist.“

Ja ist das denn bei westafrikanischen Saiteninstrumenten nicht der Fall? Bietet nicht die Bambuslaute das allerbeste Beispiel hierfür?

Also haben wir mit dieser Definition den Kern der Sache noch nicht getroffen. Und er ist auch nicht zu erkennen, ehe wir nicht die Beziehung der westafrikanischen Saiteninstrumente unter einander aufgedeckt haben. Wir haben aber doch einen Anhaltepunkt, eine Ausgangsstelle aus diesem Labyrinth gewonnen. Wir brauchen nur noch die letzte der in dieser Reihe sich aufdrängenden Fragen in den Vordergrund zu bringen. Sie lautet: Die Konstruktion der Guitarre leitet auf den Bogen zurück; die einfache Bambuslaute ist eine Bogenkonstruktion verwandter Art. Was ist beider Unterschied?

Die entwicklungsgeschichtlichen Beziehungen der westafrikanischen Saiteninstrumente.

So sind wir denn am Ende der Beschreibung der Formen gelegentlich des Dilemmas, zu welcher Gruppe man diese oder jene Gestalt zu nehmen habe, wieder in die Nähe jener Hypothese gelangt, die uns im Anfange interessierte, dafs nämlich alle Saiteninstrumente auf den Bogen zurückzuleiten seien. Denn wenn ich auf die obige Frage antworte: die nordafrikanischen Saiteninstrumente sind auf einen Bogen mit Tiersehne zurückzuführen, während die westafrikanischen Bambuslauten aus Pflanzenfasern bestehen; so wird man sehr richtig hinzubemerken: das trennt auch die Bogenformen Nord- und Westafrikas. Also spricht das für die Annahme, dafs die Saiteninstrumente aus dem Bogen hervorgegangen seien.

Fassen wir die Verhältnisse schärfer in das Auge und betrachten die westafrikanischen Saiteninstrumente im engen Kreise. Für sie ist folgendes charakteristisch:

1. Die Saiten. Die Berichte mögen noch so verworren und unverständig sein, jeder Beschreiber westafrikanischer Saiteninstrumente hebt eine Eigentümlichkeit der Saiten hervor, dafs sie nämlich aus Pflanzenfasern bestehen. Nur an einigen dem nord- oder ostafrikanischen Kulturkreise näher gelegenen Orten werden Schwanzhaare und Tiersehnen erwähnt.

2. Die Spannung der Saiten wird nicht durch einen Wirbel erreicht, sondern durch Ringe aus Rotang oder Schlingen aus Raphiafäden. Wir lernten solche an der Tangola der Südsee, ferner der Bambuslaute, der

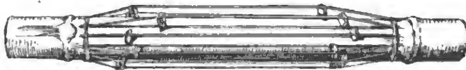
Sambi, der Kru- und Mandingolaute (bei letzterer nicht ganz sicher!) und etwas Verwandtes bei der Aschanti-Guitarre kennen.

3. Der Schallkasten. Wir können dreierlei Schallkästen unterscheiden. Die erste Form des Schallkastens bietet das Brett der Kinanda und der Stab der Bambuslaute. Die zweite Form des Schallkastens sehen wir in den unten angefügten Kalabassen. Die dritte Form des Schallkastens endlich besitzt die Sambi. Es ist dies der ausgearbeitete Schallkasten.

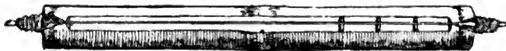
4. Der Steg. Das Vorhandensein oder Fehlen des Steges teilt die westafrikanischen Saiteninstrumente in zwei Gruppen. Die erste Gruppe umfafst die Bambuslaute, die Kinanda, die Sambi. Die zweite Gruppe wird gebildet durch die Tangola, die Kru- und die Mandingolaute.

Nun mufs die erste Gruppe schon deswegen als specifisch westafrikanisch bezeichnet werden, weil sie geographisch als solche gekennzeichnet ist. Der Osttypus der Kinanda, die Gora und die Gubo, sind auch Verwandte dieser westafrikanischen Tangola und Krulaute, aber sie zeigen Verlust und Verkümmerung gleichzeitig mit der externen (aufserhalb des westafrikanischen Kulturkreises) Lage.

Wenden wir uns demnach zunächst der ersteren Gruppe zu: Bambus-Laute, Westkinanda, Sambi. Die westliche Verbreitung und das charak-



113a.



113b.

Fig. 113a. Bambuslaute von Madagaskar. Fig. 113b. Bambuslaute von den Nikobaren (Museum in Leipzig).

teristische Merkmal strenger Pflanzenverwendung läfst uns schon ahnen, dafs hier malajonigritische Geräte vorliegen. Und das ist richtig. So beschreibt zum Beispiel Bässler die Musikinstrumente der Insel Wetter: Von einem Stück Bambus ist an mehreren Stellen die Schale so sorgsam abgelöst, dafs sie an beiden Enden am Bambus fest sitzen bleibt. Durch untergeschobene Holzpflöcke wird dann eine Saite hergestellt, die bei der Berührung mit dem Finger einen Ton giebt. Die Saiten, bis 10 Stück, liegen oft so dicht nebeneinander, dafs sie durch ein einziges Stück Holz auf jeder Seite gleichzeitig gespannt werden können. Das Instrument ist ca. 40 cm lang.

Ein Beispiel dieses ersten Typus der Bambuslauten, die über ganz Indonesien verbreitet sind, ist Fig. 113a, ein Instrument von Madagaskar. Der zweite ist in Fig. 113b, einer Dangang von den Nikobaren, zur Darstellung gebracht. Svoboda hat diese Dangang folgendermaſsen beschrieben: Ein Bambus oder hohler Stamm in verschiedenen Gröſsen, ist der Länge nach mit einer einzigen Pflanzenfaser, einer Rotangsaite oder Rohrfaser bespannt, die über einen Pfalz (Steg) läuft, um gespannt zu bleiben. Der Spieler hat nur eine kleine Anzahl Töne und begleitet damit seinen monotonen, näselnden Gesang. Verschiedene Grössenverhältnisse schwanken zwischen 58 und 107 cm Länge bei 5—9 cm Breite.

Daſs die Bambuslaute Kameruns eine Nachkommin derer Indonesiens ist, brauche ich wohl nicht erst zu beweisen, auch nicht auseinanderzusetzen, daſs das Instrument der Nikobaren ein wichtiges Mittelglied zwischen der vom Schallkasten selbst geborenen Bambussaite und der der Sambi angehefteten Rotangsaite ist. Von hier aus betrachtet, ist auch die Westkinanda verständlich. Statt der Rolle ist ein Brett die Basis des Instrumentes, die Saiten wachsen nicht aus diesem heraus, sondern werden übergehängt. Aber die beiden Stege sind noch vorhanden. Natürlich ist die Ostkinanda eine jüngere Form, an der die beiden Stege durch Aushöhlung des Brettes zur Schale ersetzt sind.

Als dritte Form der ersten Verwandtschaftsgruppe ward die Sambi genannt. Immerhin ist die Beziehung keine so innige wie zwischen Westkinanda und Bambuslaute. An ihr wächst die Saite einerseits aus dem Schallkasten, von dem sie durch den Steg entfernt gehalten wird. Auf der anderen Saite ist sie an Bogenstäben befestigt und wird hier durch Stimmringe in der Spannung reguliert.

Die Tangola, die Mandingo- und die Krulaute bilden die zweite Gruppe. Die Tangola ist einsaitig, die anderen beiden sind mehrsaitig. Die Krulaute ist nur die Folgeform (mit dem gebrochenen Saitenträger) der Mandingolaute (mit dem gebogenen oder Bogen-Saitenträger). Die letztere ist von der afrikanischen Tangola immer dadurch unterschieden, daſs diese einsaitig ist und sie ferner auch geblasen und mit einem Stabe geschlagen wird. Demnach muſs die konstruktive Beziehung der Tangola zur Bambuslaute vor allen Dingen festgestellt werden.

Wenn ich anstandslos behaupte, daſs die Bambuslaute den Ausgang auch dieses Instrumentes bilde, so belege ich das 1. damit, daſs die Bambuslaute aus einem Stück gearbeitet ist; sie ist gleichsam ein Produkt der Beschaffenheit des Materiales, des Bambus; 2. damit, daſs in Oceanien, dem Heimatlande dieser Instrumente und der Dangang der Nikobaren (Fig. 113b), ja beobachtet wird, wie auch die Übergangsform zur Tangola noch Saiten-

und Schallkasten aus Bambus, also dem gleichen Material bietet; 3. damit, dafs die eine Saite der Tangola Neupommerns noch mit der Stimmschlinge, die im Ursprung ein Konstruktionsglied der Bambuslaute, nicht aber der Tangola ist, gespannt wird; 4. damit, dafs die Tangola eine bedeutende Vermehrung der Konstruktionsglieder zeigt, nämlich einmal den vermittelnden oder direkten Schallkasten, eine Kalabasse und zum anderen das Plektrum, ein Schallstäbchen.

Diese Vermehrung bietet uns auch die Möglichkeit festzustellen, unter welchem Einflufs die Bambuslaute zur Tangola geworden sei. Die ägyptische Laute „'Ud“ wird, wie wir (S. 129) sahen, auch mit einem Plektrum geschlagen. Die Beziehung eines Stabes zum Saiteninstrumente liegt auch dem Bogen der Violine zu Grunde, wobei ich nicht ohne weiteres behauptet haben will, dafs der Violinbogen aus dem Plektrum entstanden sei. Weiterhin mufs es sehr auffallen, dafs aus so alter Zeit, wie der malajonigritischen Kulturepoche noch eine linguistische Eigenart sich so klar erhalten habe.

Jedenfalls liegt im Plektrum ein Beleg für asiatische Beziehung, die sehr alt sein kann, jünger aber sein dürfte als die Bambuslaute. Ferner giebt die Verwendung des Kürbis einen Fingerzeig. Die allgemeine Ansicht neigt dahin, diesen in Indien als seinem Heimatlande aufzusuchen. Und mit einem eventuell indirekten Einflufs können wir auch die tierischen Saiten der Gubo und der Gora erklären.

Unwillkürlich sind wir damit in den Wirrwarr oceanischer Probleme hineingeraten, die hier ja eigentlich nur dann berücksichtigt werden sollen, wenn afrikanische Kulturfragen es beanspruchen. Deshalb soll dieser Faden schleunigst abgerissen und nur das eine Ergebnis im Auge behalten werden, dafs auch die Saiteninstrumente der Melanesier zweierlei verraten 1. malajonigritischen Ursprung, 2. asiatische Beeinflussung. Beleg für ersteren ist die Bambuslaute, ein solcher für letzteren die Tangola.

Nun Afrikas südliche und westliche Saiteninstrumente in ihrem Verwandtschaftsverhältnis zu den nördlichen. Wenn wir bedenken, dafs die malajonigritische Bambuslaute der Ausgangspunkt eigentlich westafrikanischer Saiteninstrumente ist und die Tangola sichere Abwandlung nach asiatischem Vorbilde zeigt, dafs die asiatischen Saiteninstrumente in Afrika mit allem Reichtum wie Wirbel, Hautkasten, Tiersaiten auftritt, dafs diesen zumeist (Violine und Guitarre) die einfache Bogenkonstruktion zu Grunde liegt, welche auch die Tangola aufweist, so können wir sagen, dafs diese Tangola, Gubo und Gora die Ausgleichung zwischen malajonigritischen und asiatischen Formen darstellt. Und das entspricht den bisherigen Ergebnissen der Studien über Schilde, Bogen etc. vollkommen. Der afrikanische Bogen mit

der einfachen Krümmung und der tierischen Sehne steht in der Mitte zwischen den asiatischen und malajonigritischen Formen.

Das erinnert wieder an das Problem vom Ursprunge der Saiteninstrumente. Sind sie nun alle wirklich vom Bogen ausgegangen? Der Bogen der Tangola verdankt seinen Ursprung der Bambuslaute, wie sie etwa die Kameruner Form darstellt; das hat die anatomische Zergliederung vollkommen erwiesen. Daher stimmt die Hypothese für die malajonigritischen Saiteninstrumente nicht.[1] Die Vorgeschichte der Rababa, Violine und Guitarre, die alle fraglos nicht afrikanisch sind, liegt für uns noch im Dunklen. Hier kann das entscheidende Wort noch nicht gesprochen werden.

Übersicht der Saiteninstrumente Afrikas.

Im Norden treten drei Formen vollendet in Afrika ein 1. die Violine, 2. die Guitarre, 3. die Rababa. Sie haben eine Verbreitung, die der Nordachse, der Verbindungsachse und der Übergangszone nach Asien entspricht. In diesem Gebiete machen sie keine wesentliche Veränderung durch. Erst in der Berührung mit westafrikanischer Kultur gehen zwei neue Formen der Guitarre hervor, die bei wesentlich asiatischer Konstruktion, westafrikanische Elemente zeigen, die Aschanti- und die Ogowe-Guitarre.

Der Westen bietet eine Gruppe malajonigritischer Formen: Bambuslaute, Kinanda, Sambi, von denen die letztgenannte schon den Einfluſs einer zweiten Gruppe zeigt: Tangola, Mandingo-, Kru-Laute. Letztere sind schon in Oceanien unter asiatischem Einflusse aus der Bambuslaute entstanden. Ihre afrikanische Verbreitung bedeutet: Innehalten der Grenzen des westlichen Kulturkreises.

Im Osten und Süden zeigen sich einmal Übergangsformen, zum andern und vor allem aber eine gewisse Abschwächung. Die Ostkinanda ist eine solche Abflachung, die Gubo und Gora eine Auflösung, die Zeze ein Übergang von der Tangola zur Guitarre (die Grifftasten!). Die Verbreitung deckt sich mit der südlichen Haupt- und ihrer westlichen Nebenachse.

Die Konstruktion der nördlichen Formen weist unbedingt auf tierische Materialien hin (die Wirbel eine Folge der tierischen Saite! Der Hautkasten), die der westlichen auf lediglich pflanzliche. Die südlichen und östlichen zeigen Mischung beider.

1) Die Fragen, die sich hier aufdrängen, und die Weiterverfolgung dieses Gedankenfadens werden im Kapitel „Kulturformen und Kulturzeiten" Erörterung finden.

Systematik.

A) Die afrikanischen Saiteninstrumente:

(Abflachung malajonigritischer und asiatischer Elemente.)

1. Ostkinanda (Nachkomme der Westkinanda).
2. Gubo } (Auflösung der Tangola).
3. Gora } (Auflösung der Tangola).
4. Zeze (Verbindung von Guitarre u. Tangola).

— Südachse.

B) Die asiatischen Saiteninstrumente:

(Tierische Materiale, Wirbel, Hautkasten, Tiersaite.)

1. Violine.
2. Guitarre.[1]
3. Rababa.

— Verbindung mit Asien, Nord- und Verbindungsachse.

C) Die malajonigritischen Saiteninstrumente:

(Pflanzliche Materialien.)

1. Gruppe (Ursprungsform und direkte Nachkommen; Steg, Stimmschlinge):
   1. Bambuslaute.
   2. Westkinanda.
   3. Sambi.
2. Gruppe (Nachkommen der Bambuslaute, in Oceanien entstanden. Fehlen des Steges, zuweilen auch Stimmschlinge):
   1. Tangola.
   2. Mandingo-Laute.
   3. Kru-Laute.

— Westliches Ablagerungsgebiet.

---

1) Die Aschanti- und Ogowe-Guitarren, „asiatische Saiteninstrumente mit malajonigritischen Merkmalen im westafrikanischen Kulturkreis“, sind nicht so wichtig, dafs sie hier aufgeführt werden müfsten.

Anhang über verschiedene afrikanische Musikinstrumente.

Aufser diesen Saiteninstrumenten sind als afrikanische Musikinstrumente aufzuführen: Zithern, Blashörner, Flöten, Pfeifen, Rasselstäbe, Rasselkörbe, Glocken, Marimba und Trommeln. Die beiden letzteren sind so wichtig, dafs ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet werden mufs. Die anderen bieten im allgemeinen so wenig Abwechslung und ja auch wenig Gelegenheit zu mannigfaltiger Entwicklung, dafs sie für Untersuchungen der vorliegenden Art wenig geeignet sind. Ich will mich daher darauf beschränken, das Wesentlichste von dem hervorzuheben, was in Betracht kommt.

Vor allem müssen die zitherartigen Instrumente interessieren, deren Beschreibung ich nach Holub (über die Zithern der Marutse Mambunda) gebe. Das Instrument besteht a) aus einem länglich viereckigen, am oberen und unteren Ende oft mannigfaltig ausgeschnittenen oder geschnitzten, 2—4 cm starken, 8—12 cm breiten und 15—20 cm langen, der Länge nach einseitig ausgehöhlten und an der kurzen unteren Seite offenen, an der Vorderfläche leicht konkav ausgemeifselten Brettstück; b) aus einem darüber an der Vorderfläche quer gespannten Eisenstäbchen, und mehreren mit diesem in ihrem oberen Drittel befestigten, parallel mit der Länge des Brettchens laufenden, ebenfalls dünnen, platten Eisenstiften. Auch in der Höhlung finden sich einige Längs- und ein Querstäbchen; c) aus einer meist rundlichen, mit einer Öffnung versehenen und dem Brettchen mit einem Riemen anhängenden, in der Regel reichlich mit eingebrannten Zeichnungen gezierten Kalabasse von 4—15 cm Höhe und 8—12 cm Breite. Das Instrument wird in der Weise gehandhabt, dafs die Linke die Kalabasse mit der Öffnung an die untere Fläche des Instrumentes selbst prefst, und zugleich beide festhält, und dafs die Finger der Rechten abwechselnd die freien Enden der an den Querstäbchen der oberen Fläche befestigten Längsstäbchen niederdrücken. Holub erwähnt, dafs die Oberfläche des Brettchens seicht-konkav ausgehöhlt ist.

Summa summarum: wir haben Instrumente vor uns, die etwa Fig. 110 bis 112 entsprechen, nur fehlen die Saiten und an ihrer Stelle sind kleine Stäbchen angebracht, die über zwei den beiden Stegen bei Fig. 111 entsprechenden Hölzchen liegen und durch ein drittes, das zwischen diesen beiden und parallel mit ihnen liegt, in ihrem Mittelteile so herabgedrückt werden, dafs die Enden frei in die Luft stehen.

In der geographischen Verbreitung ist wesentlich: es giebt zwei Gruppen, 1. die westliche ist ein Brettchen mit oder ohne gezimmertem Kästchen (Resonanzboden!) darunter; die Stäbchen bestehen aus Holzsplittern. 2. die östliche und südliche Gruppe ist gekennzeichnet durch Ausschälung

des Brettes, darunter befestigte Kalabasse als Resonanzboden und statt der Holzstäbchen solche aus Eisen. Die Verbreitung der ersten Gruppe entspricht etwa dem westafrikanischen Kulturkreis, die der zweiten dem Einflufsgebiet der Südachse.[1]

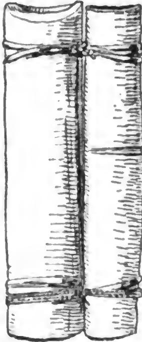


Fig. 114.
Doppelflöte d. Yaunde (Museum in Leipzig).

Ein Vergleich dieser Zither und der Eigenart bei entsprechender Verbreitung lehrt uns, dafs wir es mit Urbildern der Kinanda zu thun haben. Und wenn wir bedenken, dafs diese Holzstäbchen aus bambusartigen Stoffen hergestellt werden, so sehen wir ihre Entstehung aus ganz ähnlichen oceanischen Bambusinstrumenten deutlich vor Augen.

Unter den Flöten und Pfeifen finden einige malajonigritische Formen in Westafrika um so mehr und berechtigter Aufmerksamkeit, als die afrikanischen Flöten im Gegensatz zu den oceanischen auf der Seite geblasen werden. Nur der Westen bietet Ausnahmen. Ich bilde hier eine Doppelflöte der Yaunde in Kamerun ab, die von oben geblasen wird (Fig. 114). Die Verwandtschaft spricht aus der Anlage der Blaseöffnung, der Doppelbildung und endlich daraus, dafs in Kamerun auch Nasenflöten benutzt werden. (Ob dies eine solche ist, ist mir unbekannt.) Das sind alles Momente, die nach Melanesien, dem berühmten Gebiete der Nasenflöten, weisen.

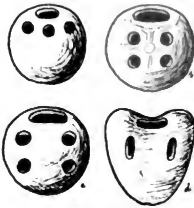


Fig. 115.
Blasekugeln.
a aus einer Fruchtschale (Neupommern), b und d aus Fruchtschalen, c aus Thon; alle von der Westküste Afrikas (Museum in Leipzig).

Ferner erwähne ich eine sehr grofse Seltenheit: eine Muschel als Blasinstrument von der Goldküste Afrikas. Das ist ein sehr vereinzelter malajonigritischer Rest. Paul Steiner hat ein solches Stück dem Leipziger Museum geschenkt. Es dient zum Alarmschlagen in Kriegszeiten etc.

Endlich möge noch eine prächtige afrikanisch-melanesische Parallelerscheinung vermerkt werden: die Blasekugel. Solche werden von unseren guten Landsleuten auf Neupommern ganz gerade so hergestellt wie von denen in Kamerun (Fig. 114 d). An der Loangoküste sind sie sogar aus Thon

1) Diese Zithern sind in unseren Museen (oft und fälschlich unter dem Namen „Marimba") so häufig, dafs ich darauf verzichte, sie eingehender zu behandeln oder abzubilden.

nachgebildet (Fig. 115c). Dort sind auch die schönsten Stücke aus Früchten zu finden (Fig. 115b). Das südlichste Vorkommen dieser Art scheint Angola zu bieten. Im Norden beobachtete Baumann diese Blasekugeln bei den Bube.[1]

Gezahnte Holzstücke werden auf Neumecklenburg zur Musik verwandt, indem man die Zähne in Schwingung versetzt. Das erinnert an die afrikanischen Raspelstäbe, Stöcke mit Kerben, an denen man mit einem Stabe hin- und herfährt etc. — Doch genug von diesen Kleinigkeiten, deren Aufzählung ermüdet. Liegt ja auch weiter kein tieferer Wert in solchen oberflächlichen Tabellen von Übereinstimmungen.

1) Im östlichen Kongobecken, bei den Warua, von Cameron vermerkt.

6. Die afrikanischen Trommeln und Holzpauken.

(Vergl. Kartenblatt 2, Nr. XVII und XVIII.)

Kaum irgend ein anderer Gegenstand hat in Afrika eine gleich üppige Entwicklung erlebt wie die Trommel. Kaum zwei afrikanische Trommeln gleichen einander vollkommen. Dennoch ist es sehr schwer, den allgemeinen Entwicklungsgang mit einem klareren Lichte zu beleuchten. Irgend eine festere Linie des Werdens können wir auf den ersten Blick sicherlich nicht erkennen. Vielleicht würde es leichter sein in die Entwicklungsgeschichte der afrikanischen Trommeln einzudringen, wenn die Litteraturberichte eingehender oder das Sammlungsmaterial reicher wäre. Die Trommeln sind aber meist so schwer, dafs ihr Transport grofse Unkosten verursacht.

Allerdings ist ein wesentlicher Unterschied nicht zu verkennen. Es kommen zwei grofse Gruppen in Betracht: 1. die fellbespannten Trommeln und 2. die des Felles baren Holzpauken. An die letzteren schliefst sich dann sachlich die aus Holzplatten bestehende Marimba an. Holzpauke und Marimba bieten schon durch ihre geographische Verbeitung ein ausgezeichnetes Wesensbild. Die Felltrommeln aber wirbeln ordnungslos durcheinander und es gehört eine energische Hand dazu, Ordnung in das Chaos der Formen und Verbreitung zu bringen.

I. Die Felltrommeln.

Das Wesentliche der Felltrommeln ist 1. die Bespannungsweise und 2. die Trommelgestalt. Wie wenig besonders über den ersten Punkt die Litteratur bietet, mag eine Auslese von Beschreibungen, die auch sonst von Nutzen sein kann, bieten.

A) Berichte über afrikanische Felltrommeln.

Die typischen Trommelformen Nordafrikas sind von Rütimeyer im Baseler Kataloge beschrieben wie folgt:

Nr. 339. Trommel, wie sie von den Musikanten bei Brautaufzügen und ähnlichen Processionen gebraucht wird. Die Trommel besteht aus einem runden Holzrahmen, über den ein Pergament gespannt ist, und wird mit zwei Stäben geschlagen. Auf der Innenseite des Rahmens 14 dünne Messingdoppelringe befestigt. Durchmesser 35 ½ cm, Höhe 6 cm. In Kairo erworben.

Nr. 324. „Târ“, Tamburin, besonders in den Harim der Wohlhabenden von den Frauen zur Unterhaltung gespielt. Besteht aus einem mit Perlmutter und Bein belegten und eingefafsten Holzrahmen, auf einer Seite mit einer gespannten Schweinsblase überzogen. Im Rahmen drei Ausschnitte, in denen an einem Draht 10 Paare Scheiben von Messingblech befestigt sind, die beim Schlagen des Tamburins klingeln. Das Târ wird mit einer Hand am Rande gehalten, mit den Fingern der anderen Hand geschlagen. Durchmesser 23 cm, Höhe 6 ½ cm. In Kairo erworben.

Nr. 326. „Darabukkeh“, eine Trommel in der Form einer umgekehrten Flasche, deren Boden mit Fischhaut überzogen und deren Hals offen ist. Aus Holz in abwechselnd gelben und braunroten Streifen gearbeitet. Wird gewöhnlich in den Harim gebraucht zur Unterhaltung der Damen. Wird unter dem linken Arm gehalten und mit beiden Händen geschlagen. Höhe 35 cm, oberer Durchmesser 15 ½ cm. — Diese Trommelform, aus Holz hergestellt, ist verhältnismäfsig selten, wogegen die gleichgestalteten aus Thon verhältnismäfsig sehr häufig erwähnt werden, so aus Marokko, Tunis, Fezzan, Senegambien, Ägypten, aber auch aus der Sahara (Tuarik) und dem Sudan. Doch diese Angabe nur nebenbei und als Ersatz für viele Excerpte. —

Nr. 722. Doppelpauke aus Holz, bestehend aus zwei einzelnen Trommeln aus Holz in abgestumpfter Kegelform, oben je mit einer starken Tierhaut überzogen. Die beiden Trommeln sind unten durch einen Querstab und starke Lederriemen, oben durch Lederriemen miteinander verbunden und haben einen gemeinsamen Tragriemen. Auch jede einzelne Trommel mit starken, das Trommelfell festhaltenden Lederriemen umschnürt. Durchmesser 27 cm, Höhe 21 cm. Sudan.

Für Nordostafrika ist des ferneren die Kesselpauke bezeichnend. Rütimeyer beschreibt auch ein solches Exemplar: Nr. 623. Ägyptische Trommel, bestehend aus einer halbkugelförmigen Kupferschale, die in der Mitte ihrer Wölbung eine kleine Öffnung hat. Am oberen Rand dieses Resonanzraumes dienen neun 2 cm lange Kupferstifte zur Befestigung des aus einer enthaarten Tierhaut bestehenden Trommelfelles. Ein Tragband aus Leder dient zum Umhängen der Trommel um den Hals. Die Trommelschlägel fehlen. Diese Trommeln werden von den Musikanten bei Umzügen geschlagen. Durchmesser 24 cm, Höhe 10 cm. In Assuan erworben. —

Die abessynische Nagarit erinnert nicht nur äufserlich an diese Form; es ist im wesentlichen die gleiche Trommel. Auch führen die Völker des Osthornes: Schoaner, Galla, Danakil, die Rassel- oder Trommelklingel, ein tamburinähnliches Instrument.[1]

Für die Trommelformen des Sudan ist Schweinfurths Beschreibung der Bongotrommeln bezeichnend: sie gleichen den vorderindischen Tamtams, es sind die nämlichen wie die der meisten Negervölker in der nördlichen Hälfte Afrikas. Aus einem sehr dicken Baumstamme, am liebsten aus der Tamarinde, wird ein konisch cylindrisches Stück zugehauen und ausgehöhlt; beide Enden, das hohle wie das solide, werden mit enthaartem Ziegenfell überzogen und mit Riemen aneinander geschnürt und zusammengespannt. Dasjenige, welches die Höhlung deckt, dient dann als Trommelfell. — Für die südlichen Baghirmi-Länder beschreibt Nachtigal die „landesübliche" Trommel als etwa 1 m lang, mit einem weiteren, offenen und einem kleineren 15—20 cm im Durchmesser haltenden und mit Fell überzogenen Ende.

Die Trommeln der A-Lur sind von Emin Pascha sehr eingehend besprochen worden. Den grofsen, die in ihrer Form von den übrigen Negertrommeln nicht abweichen und teils an Seilen um den Hals getragen, teils auf der Erde stehend geschlagen werden, sind die kleinen Trommeln der Kinder ähnlich. Man verfertigt sie gewöhnlich aus gröfseren Stammstücken leichter Hölzer, wie Rubiaceen, die durch Feuer und Auskratzen gehöhlt werden. Überspannt werden sie, wenn sie nicht zu grofs sind, mit Häuten von Varanus, oft aber auch mit dünn geschabten Antilopen- und Ziegenfellen. Um die gespannte Haut vor Feuchtigkeit zu schützen, wird sie bisweilen mit Hyänenkot oder verwittertem Feldspat weifs oder rot getüncht. Mit den Trommeln werden die üblichen Signale zum Aus- und Eintreiben der Herde, zu den Ratsversammlungen der Männer und zum Kriege gegeben, und zwar wird das Signal vom Hause des Chefs ausgesandt und von Gehöft zu Gehöft wiederholt. Die Trommeln spielen ferner beim Tanz eine grofse Rolle.[2]

Uganda besitzt verschiedene Formen von Trommeln, so röhrenförmige, auf einer Seite bezogene, vor allem aber Kesselpauken, die mit Fell bespannt sind. Diese schliefsen sich im wesentlichen an die Trommeln der Somal an. Sowohl bei den Waganda als bei den Wanyoro gelten die Trommeln als Hoheits- und Feldzeichen, wie bei uns die Fahnen. Ihr Verlust wird für ebenso schlimm wie eine Niederlage angesehen. Die

---

1) Paulitschke, S. 148. Rütimeyer in den „Mitteilungen aus dem Baseler ethnographischen Museum", S. 105, 106, 108, 134, 152.

2) Schweinfurth, S. 110. Nachtigal, Bd. II, S. 607/608. Emin Pascha bei Stuhlmann, S. 521/522.

Trommeln des Königs und die Kriegstrommeln werden in ganz besonderer Weise geschlagen und durch sie eine vollkommene Signalsprache geführt.[1]

Die Trommeln der Ostafrikaner zwischen Njansa und Njassa sind entweder mit Ochsenhaut oder mit der der Varanus überzogen, sind entweder durch geflochtene Lederstricke oder eingeschlagene Holzpflöcke bespannt. So werden uns röhrenförmige, urnenförmige, mörserförmige und sanduhrenförmige beschrieben. Die kleinen Trommeln der Wanjamwesi sind mit der Haut der Varnei — Spannung vermittelst Stricken —, die grofsen mit Ochsenhaut überzogen. Diejenigen der Wadoë (Ostafrikas) dienen den Tanzbelustigungen und bestehen aus ausgehöhlten Stammstücken, deren eines offenes Ende mit einem durch zahllose Pflöcke befestigten Antilopenfell geschlossen ist, während die andere Seite offen bleibt. Trommeln, zumal die grofsen der Häuptlinge, geben Signale bei Gefahren und bei Einberufung von Versammlungen. Trommeln der Wabondei, sowohl einfach als doppelt bespannt, dienen der Begleitung beim Tanz und werden mit Taktfestigkeit gerührt. Die Trommeln der Wasegua gleichen jenen der Küstenleute und sind vielfach doppelt bespannt. Sie geben einen schönen Klang und werden in Vollmondnächten aufserordentlich geschickt und taktfest geschlagen.

Die Chevas werden durch die Imbire-bire genannte Trommel zum Kriege gerufen. Diese hat ungefähr die Gestalt eines grofsen Zuckerhutes und ist aus einem einzigen Stück Holz verfertigt. Sie ist 6 Fufs lang und an der Basis über 2 Fufs breit. Das Trommelfell besteht aus einer Ochsenhaut oder dem Ohr des Elephanten.[2]

Von Norden kommend und an der Westküste Afrikas herabfahrend treffen wir erst die thönerne Standtrommel im Norden des Senegal (siehe weiter oben), in Senegambien Trommeln aus einem hohlen Baumstamme von 3 — 5 Fufs Länge, oben mit Bocksfell überzogen, unten offen, bei den Jolof: „hohle Baumstämme, mit straffem Schaf- und Ziegenfell überspannt“, die manchmal mit den Fingern, doch noch öfter mit zwei Klöppeln von verschiedener Dicke und mit runden Köpfen gerührt werden. Die Trommeln sind aus schwerem Holz hergestellt und haben verschiedene Dicke und Länge, „um des verschiedenen Schalles.“ Die Trommeln der Mandingo sind nach Moore eine Elle lang, oben 1 Fufs und 20 Zoll im Durchmesser, unten weniger stark. Sie werden mit einem Schlägel und mit der linken Hand geschlagen. Jobson sagt, dafs sie eine kleine Trommel unter dem linken Arm zu halten pflegen, die mit den Fingern von dieser

1) Stuhlmann, S. 324. Ratzel, 1) Bd. I, S. 465. Tiedemann, S. 238. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. I, S. 249.

2) Burton: „Lake Regions“, Bd. I, S. 294/295. Stuhlmann, S. 90 und 37. Baumann: „Usambara“, S. 137 u. 275. Gamitto in der „Zeitschrift für Erdkunde“, 1856, S. 299.

Hand und mit einem krummen Knüppel, den sie mit der rechten Hand regieren, gerührt wird. An der Sierra-Leone-Küste bestehen einige Trommeln aus einem 6 Fufs langen Stamme eines Baumes, welcher an beiden Enden mit einem Schaf- oder Ziegenfell überzogen ist, auf welches man mit einem Stück Holz schlägt, das beinahe wie ein Hammer geformt ist. In Ardrah wird der Takt zum Tanze auf langen Trommeln, die an einem Ende spitz zugehen, geschlagen. An der Goldküste werden Trommeln aus einem Stück Holz gemacht und mit einer Ziegenhaut bedeckt, teils auf die Erde gesetzt, teils an einem Strick um den Hals gehängt.

In Aschanti sind grofse röhrenförmige, kleine sanduhrenförmige und mittlere mörserförmige Trommeln heimisch. Die grofsen Trommeln, die ein Mann auf dem Kopfe trägt, während zwei andere schlagen, sind mit den Schenkelknochen der Feinde umgeben und mit deren Schädeln geschmückt. Auf den auf dem Boden stehenden und mit Leopardenhaut bezogenen Pauken kratzt man mit nassen Fingern. Kleinere Trommeln hängen an Streifen roten Zeuges vom Halse herab. — Ein grofser Ganga des Adelilandes hatte nach Kling eine tonnenförmige, mit Leopardenfell überzogene Trommel, die zum Unterschiede von den anderen nicht geschlagen, sondern mit dem Schlägel gestrichen wurde, was ein eigentümlich schnarrendes Geräusch hervorbringt. Loyer bemerkt, dafs die Trommeln derer von Issinie aus einem Stück Holz gemacht seien, welches nur an einem Ende ausgehöhlt und mit einem dicht über die Öffnung gezogenen Elephantenohre bedeckt ist. Sie schlagen solches mit zwei Stücken Holz, die wie Hämmer gestaltet und mit einem Ziegenfelle überzogen sind. — Zoeller äufsert sich über die Trommeln in Westafrika dahin, dafs sie ihm die einzigen wichtigeren Musikinstrumente zu sein schienen, deren mannigfaltigste Arten er im Gebrauch gesehen habe, wogegen die Saiteninstrumente nur zuweilen zum Verkaufe angeboten, die Blasinstrumente aber überhaupt nicht zum Vorschein gekommen seien.[1]

Nunmehr Südguinea. Die Verbreitung der fellbespannten Trommeln ist keine durchgehende. So will Schwarz bei den Dualla keine solchen gesehen haben, weshalb ihm die langen, mit einem Fell überzogenen Spanfässer auffielen, die er bei den Bakundu kennen lernte. Pauli bemerkt allerdings, dafs die Dualla „nebenher" auch andere Trommeln, ausgehöhlte Baumstämme mit darüber gespannten Ziegenfellen, besonders bei Spielen gebrauchen. Immerhin sind sie seltener als jene Holzpauken, die wir nachher zu besprechen haben werden.

1) „Allg. Hist. d. R.", Bd. III, S. 201, 205, 464; Bd. IV, S. 157/158, 436. Kling in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten", Bd. III, S. 47/48. Bowdich, S. 55/56. Winterbottom, S. 146 ff. Dapper, S. 356. Zoeller: „Kamerun", Bd. II, S. 98.

Im südlichen Kamerun und im Gabun-Gebiet herrscht das gleiche Verhältnis. Lenz sah bei den Fan grofse und kleine Trommeln überhaupt nicht. Und doch finden sich in unseren Sammlungen „Trommeln der Fan-stämme.“ Die Aduma und Oscheba haben gewöhnliche Trommeln, die aus einem Stück ausgehöhlten Holzes bestehen, das mit Ziegenfell überspannt ist. — Bowdich verdanken wir die merkwürdige Nachricht, dafs am Gabun der Kautschuk nicht anders Verwendung finde, als dafs er zum Spielen in Kugeln gerollt oder über die Trommeln gezogen wird.[1]

An der Loangoküste erwähnt Bastian: Sitztrommeln, Stehtrommeln, Bafstrommeln, Handtrommeln, Schlagtrommeln, Schütteltrommeln, jede mit einem einheimischen Namen. Alte Berichte erwähnen nicht so viele Arten. Da wird erst eine Trommel aus ausgehöhlten Stücken Holz beschrieben von $1\frac{1}{2}$ Ellen Länge oder auch mehr. Um den Hals gehängt reicht sie bis zum Boden. Oben und unten ist sie mit Tiger- oder anderer Haut überzogen. Sie wird mit der Hand geschlagen. Eine kleinere



Fig. 116.
Neger mit der Tanztrommel N'dungo; Loango (nach Photographie).

Art (ukamba) wird entweder aus der Frucht des Alikondabaumes oder aus Holz gemacht. Sie ist auf einer Seite überzogen und wird bei jenen Festen und Gelagen angewandt, die den alten Missionaren so verhafst waren. Eine weitere Trommel wird ebenfalls aus einem ausgehöhlten Stück Holz angefertigt und an einem Ende mit Leder oder Tierhaut bedeckt, am anderen bleibt eine kleine Öffnung von 2 Finger Breite.

Falkenstein beschreibt zumal die N'dungo, eine Langtrommel, bestehend aus einem 2—5 m langen, konisch verjüngten Holzcylinder von ca. 25 cm

1) Schwarz, S. 253. Pauli bei Petermann, 1885, S. 19. Lenz, S. 286/287, 86 Bowdich, S. 566.

Durchmesser am breiteren Ende, das mit einem Fell überspannt ist, während das schmalere untere auf zwei kleinen Rädchen ruht (Fig. 116). Die Trommel wird geschlagen, indem der Spielende sie wie ein Steckenpferd zwischen den Beinen festgeklammert hält und mit beiden Händen, zuweilen mittels eines Trommelstockes auf dem Fell herum arbeitet. Diese Trommel liefert die Musik bei allen Tänzen, bei welchen häufig mehr als eine in Bewegung gesetzt wird. — Derartige Sitztrommeln sind vielfach in Afrika heimisch. Die Rädchen sind im speciellen typisch für die Loangoküste und die Folge europäischen Einflusses.

Aus Angola beschreibt Tams drei Trommeln, die alle aus einem Stück Holz hergestellt waren, die beiden kleineren zwischen 2 und 3 Fufs lang, an beiden Enden mit Ziegenleder straff überzogen, während die gröfste, wenigstens gegen 5 Fufs lang, nur an einem Ende überzogen war. Die lange wurde zwischen den Beinen, die beiden kleineren waren unter dem linken Arm gehalten und hingen an einem Riemen.[1]

Das eigentliche Kongobecken bietet fraglos weniger Felltrommeln als andere Gegenden Afrikas. Wo sie vorkommen, sind es die uns bekannten Typen. Vielleicht mufs der Norden und der Süden ausgenommen werden. Bei den Bangala stehen die Trommeln nämlich auf Füfsen, im Süden dagegen ist eine sonderbare Abart der Sanduhrentrommeln heimisch, die später erörtert werden soll. — Im allgemeinen ist jedenfalls die Thatsache bemerkenswert, dafs oftmals die Trommeln von den Nachbarn gekauft werden, so von den Waldnegern am oberen Ituri, von den Völkern des mittleren Kongo und nach mündlicher Auskunft auch am unteren Kassai. Die Trommeln sind sowohl mit Ziegenfell als mit der Haut des Phyton bespannt, kleinere mit Varneihäuten. Die Spannung ist durch Baststricke oder auch Rotangstreifen vorgenommen. Fellriemen kommen am oberen Kongo (Stanley Falls) vor.[2]

Der Südwest- und Südrand des Kongo-Beckens bietet wieder eine gröfsere Fülle und allgemeine Verbreitung. Im Sambesi-Becken (aber nur im nördlichen Teile desselben) ist dann der Höhepunkt im Formreichtum erreicht.

Cavazzi erwähnt zwei Trommeln der südwestlichen Kongostämme. Die Agamba oder Ingomba ist grofs, nur an einer Seite mit Fell überzogen und wird mit den Fäusten geschlagen. Die Andunga ist kleiner, aber der vorigen nicht ungleich. Seltener ist eine kleine Trommel, die nur erschallt,

1) Bastian: „Loangoküste“, Bd. I, S. 162/163. Dapper, S. 526. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 677, 716. Falkenstein, S. 195. Tams, S. 109.

2) Baumann: „Beiträge“, S. 14, 17. v. François: „Tschuapa und Lulongo“, S. 173. Jameson, S. 295. Coquilhat, S. 170 und 173. Stuhlmann, S. 390 und 551.

wenn der König sich sehen läfst und die nur die Häuptlinge benutzen. Sie ist auf einer Seite mit Haut überzogen und mit eisernen Reifen umfangen.

Die Trommeln der Kalunda sind aus einem Baumstamme geschnitzt und haben an der Seite ein kleines Loch, das mit Spinnweben bedeckt ist; oben und unten sind sie mit Antilopenhaut überzogen und wenn dieses straff gespannt werden soll, so halten sie die Trommel an das Feuer, das sie zusammenzieht. Diese Trommeln werden mit den Fingern geschlagen. — Die Kalunda des Cazembe besitzen eine Trommel von etwa 7 Fufs Länge und 3 Fufs Breite, welche der Muata Lequeza von dem Hofe des Muata-Jamwo mitgebracht haben soll, als er zu den Quellen des Kongo gesandt wurde, um diese Länder zu verwalten. Die Trommel wird Chambançua genannt und wurde früher nur in Kriegsfällen benutzt.

Die Trommeln des Marutse-Mambunda-Reiches sind von Holub sehr eingehend behandelt. Drei der Formen mögen hier nach ihm geschildert werden, während eine vierte im nächsten Abschnitt Erwähnung finden mag.

1. Die Langtrommeln sind kegelstutzförmige, an der oberen Öffnung mit einem gespannten, ungegerbten Felle geschlossene Röhren; ihr unteres Ende verschmälert sich, ist oft fufsartig geformt, oft durchbrochen, ausgeschnitzt, um während des Gebrauches aufgestellt zu werden. Diese Langtrommeln zeigen folgende Dimensionen: Breite 20—35 cm, Länge 70 bis 150 cm, Stärke 1—3 cm. Bei manchen findet sich der gröfste Breitendurchmesser an dem oberen (Trommelfell-) Ende, bei einigen auch am oberen Drittel und bei anderen in der Mitte. In der Regel sind sie mit Schnitzereien, meist mit erhabenen, ein bis zwei Finger starken Ringen, die bald dicht aneinander folgen, bald weiter voneinander abstehen, versehen. Die Trommelfelle sind aus ungegerbtem Leder verfertigt und mit breitköpfigen Holzstiften an der Holzröhre festgenagelt. Die kleineren Trommeln werden in der Hand, die grofsen mittels eines über die Schultern geworfenen Riemens getragen.

2. Die Reibtrommeln, der Gestalt nach zu den länglichen gehörend. Dieses Instrument, das hauptsächlich bei Tänzen Verwendung zu finden scheint, ist eine röhrenförmige, ein wenig nach unten beengte, 50 cm lange, 20 cm im Durchmesser zählende und 3 cm starke Holzröhre, die durch ein in der Mitte durchlöchertes, am breiteren oberen Ende der Röhre gespanntes Fell zu einer Trommel gestaltet wird. In der Trommelhöhlung steckt das eine (obere) Ende eines in dieselbe (bis zu dessen unteren Drittel) ragenden rundlichen, fingerdicken Stabes, der durch ein Querstückchen unmittelbar unter und über dem Felle befestigt wird. Der Musiker bewaffnet seine Hand mit einem Baststück, in der Regel vom Boababbaume, und fährt damit an dem Stabe auf und nieder, welche Reibbewegung einen tiefen knurrenden Ton erzeugt.

3. Die Alarm-, Schlacht- und Kriegstrommeln sind lediglich königliches Eigentum. Es sind stets drei bis vier vorhanden, die im grofsen Beratungshaus aufbewahrt und nur bei Überfällen der Residenz, beim Ausmarsch in den Krieg, bei Ausbruch revolutionärer Umtriebe und ähnlichen, plötzlichen Aufruf zu den Waffen erheischenden Momenten geschlagen werden. Das Exemplar, das Holub abbildet, hat eine bowlenförmige Gestalt. Die gröfste Breite liegt auf dem unteren Drittel. Ein Henkel und drei Füfse charakterisieren sie. Der Autor vermutet, dafs diese Trommeln mit ähnlichen Schlägeln wie die Sirimba (Sing. Marimba) oder mit kleinen Kiris bearbeitet werden (siehe unten). Der Holzteil der Trommel ist mit rotem Ocker bemalt, die Füfse sind klein, der Henkel gleich der Lederumreifung aus ungegerbten Rindsfellen gearbeitet. Diese Trommeln haben 30—50 cm im Durchmesser, 40—55 cm Höhe.[1]

Dem Süden zu ist der Sambesi die Grenze für die Verbreitung der Felltrommeln. Am Westrande ist eine einfache Holzröhre mit Fellbezug am oberen Ende, die von den Bergdamara stammt und sich im Berliner Museum befindet, eine vereinzelte seltene Erscheinung. Zu den Felltrommeln rechnete ich bis dahin die Topftrommeln nicht, sondern hielt mit deren Beschreibung zurück. Diese kommen allerdings auch im Süden, wie wir sehen werden, vor.

Der Leser wird kaum ein klares Bild aus diesen Beschreibungen gewonnen haben. Das Bezeichnende ist zu selten, und Grenzen in der Verbreitung der einzelnen Typen nie hervorgehoben. Die Bespannungsweise ist sehr mangelhaft geschildert und gerade sie mufs als mafsgebend für den anatomischen Bau bezeichnet werden.

Ich mufs demnach von der Betrachtung des Museumsmaterials ausgehen.

B) Entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der afrikanischen Felltrommeln.

Scheiden wir zunächst einmal die Formen aus, die ohne weitere Beziehung zu der gröfseren Menge der Trommeln stehen, um uns so einigermafsen Luft zu schaffen. Das sind vor allem:

a) Schamanentrommel, Kesselpauke, thönerne Standtrommel. Wenn ich die erste Form als Schamanentrommel bezeichne, so geschieht es, um diesem Typus das Merkmal der aufserordentlichen Verbreitung auf der Erde mitzugeben. Die Schamanentrommel, eine über einen Holzreifen gespannte Haut, ist vom Norden her weit nach Amerika hinein, im ganzen Ostasien,

1) Cavazzi: „Historische Beschreibung“, S. 196/197. Livingstone: „Missionsreise“, Bd. I, S. 332. Gamitto in der Zeitschrift, S. 383, 403. Holub: „Sieben Jahre“, Bd. II, S. 198; „Kulturskizze“, S. 139 ff. und S. 62.

in Westasien und in den Mittelmeerländern verbreitet. Hier im letztgenannten Gebiet ist sie mit klingelnden Blechen bereichert. Als Tamburin bietet sie den Zigeunern, Griechen, Italienern, Spaniern etc. den Dienst fröhlicher Tanzmusik. Die Tamburinform ist es denn auch, die in Afrika Einzug gehalten hat und, soweit bekannt ist, wie der muselmanische Griot, also in dem weiten Gebiet der — um mit einer Thatsache, die allerdings nicht damit in Beziehung steht, aber in der Verbreitung ungefähr gleich ist, zu charakterisieren — Fulbewanderungen.

Fast die gleiche Ausdehnung hat die Kesselpauke gefunden. Über ein metallenes Bassin ist eine Haut gespannt. Rütimeyer hat solche Kesselpauken aus Ägypten beschrieben. Nach Passarge ist sie das musikalische Begleitinstrument der Fulbe. Eine eiserne Trommel mit Fellüberzug — also auch eine Kesselpauke — besitzt das Leipziger Museum. Sie stammt aus den oberen Nilländern. — Nachkommen dieser Instrumente besitzen vor allem die Waganda. Aber auch eine Pauke der Wakara (siehe Baumann) und solche der Somal müssen als Verwandte dieser, wenn nicht der Thontrommel bezeichnet werden.

Die dritte der über Asien nach Afrika gelangten Trommeln, die thönerne Standtrommel, besteht aus einer oben sich zu einem Kessel erweiternden Thonröhre, deren obere Öffnung mit Haut überzogen ist (Fig. 117). Diese Trommeln erklingen auf den Märkten Nordafrikas, soweit das Bazarwesen reicht. Aber sie sind hier nicht allein heimisch. Westasien bietet viele solche Instrumente. Schliemann hat sie in Troja und Ägypten ausgegraben. Auch die Perser verwenden sie. Prähistorische Funde in Sachsen und auch anderweitig in Deutschland haben sie uns auch hier kennen gelehrt. In Afrika reicht ihre Ausdehnung bis zum Sudan. Ob ein grofser Teil der hölzernen Standtrommeln nicht auf diese Form zurückgeführt werden mufs, oder ob sie aus hölzernen Vorbildern hervorgegangen ist, mag dahingestellt bleiben.

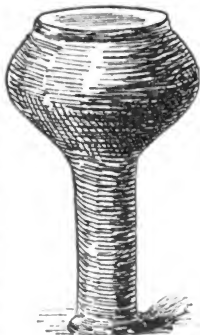


Fig. 117.
Thönerne Standtrommel aus der Stadt Fees, Marokko (Berliner Mus. f. Völkerk.).

Jedenfalls sind wir berechtigt, diese drei Trommeln als asiatischen und mediterranen Ursprungs zu bezeichnen.

b) Sanduhrentrommel. Einen weiteren Typus können wir ebenfalls ausscheiden als ziemlich klar und verständlich in der Entwicklung. Das

sind die Sanduhrentrommeln, deren Hauptformen in folgender geographischer Verbreitung hervortreten: 1. ostafrikanische Form, 2. Form des südlichen Kongo-Beckens, 3. Form Nordguineas.

Die ostafrikanische Sanduhrentrommel wird schon von Burton erwähnt. Sie ist von nicht absonderlicher Gröfse, etwa 1 Fufs oder etwas mehr hoch. Die mir bekannten Exemplare sind durchweg mit Eidechsenhaut bezogen, und zwar ist diese durch Nägel (Holz!) festgestiftet. Sie ist nicht sehr häufig, vor allen Dingen nicht über grofse Flächen verbreitet, vielmehr auf kleine Parzellen beschränkt. Meist scheint sie nur auf einer Seite mit Haut überzogen zu sein (Fig. 118).

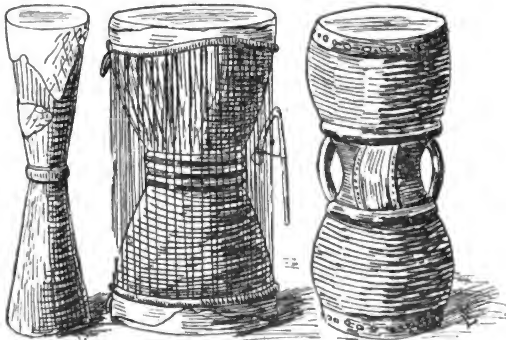


Fig. 118. Trommel der Wabundale (Leipziger Museum). Fig. 119. Trommel nichtmohammedanischer Stämme im Haufsagebiet (historisches Museum in Bern). Fig. 120. Trommel der Marutse (nach Holub, ohne die Ornamente).

Die zweite Form (Fig. 119) ist von Senegambien bis nach Adamaua an der Westküste und in den Ländern am Unterlaufe des Niger heimisch. Sie ist mit doppelten Trommelfellen, die durch seitliche Schnüre angespannt werden, versehen. Der Künstler hält das Instrument unter dem Arm und spannt durch einen Druck mit dem Ellbogen die Schnüre an, wodurch die Tonhöhe wechselt. Der Schlägel (Fig. 119a, nach Zeichnung von Kling) ist hakenförmig gebogen. Ähnlich so wie Passarge, beschreibt Winterbottom die Handhabe dieser Trommel an der Sierra-Leone-Küste. Dort ist sie zwei Fufs lang, auf beiden Seiten hohl und mit Fell überspannt. In der Mitte ist sie verengt. Die Neger tragen sie, wenn sie über Feld gehen, unter

dem linken Arm und schlagen mit einem Klöppel darauf. Diese Trommeln bewegen sich in einer Höhe von 20—60 cm. Sie sind mit Ochsenhaut überzogen und die Schnuren aus Sehnen oder Hautstreifen sind gedreht und durch den aufgewulsteten Rand der Trommelfelle gezogen. — Die Verbreitung an der Nordguineaküste scheint ununterbrochen zu sein.

Die dritte Form traf Holub im Marutse-Land. Er beschreibt sie (Fig. 120) folgendermafsen: Es sind aus einem Stück Holz gearbeitete, mit Schnitzereien über und über bedeckte, längliche, in der Mitte tief sattelförmig eingeschnürte, an beiden Enden mit einem Felle versehene, 80—90 cm lange Trommeln, welche vier über die sattelförmige Einschnürung ausgespannte Ohren, resp. Henkel hat. Mittels eines Riemens trägt der Tambour die Trommel in horizontaler Lage und schlägt mit beiden Händen auf die Trommelfelle ein.

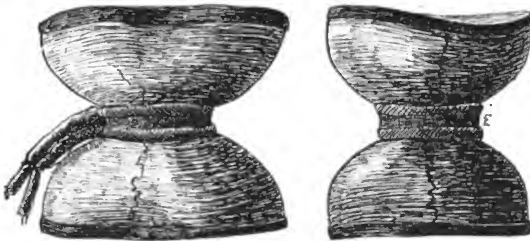


Fig. 121. Schädeltrommel aus Tibet (ethnographisches Museum in Basel).

Während Ostindien ähnliche Trommeln aufweist, fand der Reisende von Süden kommend diese Species zum ersten Male bei den Marutse vertreten, und hier als Eigentum des Hofes Sepopo besafs zwei davon.

Gleiche Trommeln fand Magyar im Lunda-Gebiet, Serpa Pinto bei den Ambuella. Wifsmann brachte eine gleiche Trommel der Baluba nach Berlin.[1]

Wir sehen, dafs diese Trommel im wesentlichen dem westafrikanischen Kulturkreis angehört: Denn die sporadischen Vorkommnisse westafrikanischer Formen in Ostafrika sind uns geläufig. Wir neigen also dazu, sie als malajonigritische zu bezeichnen, zumal sie uns aus Neuguinea und von den Marschall etc. bekannt ist. Ich werde später die Gründe zu erörtern haben,

1) Burton: „Lake Regions“, Bd. II, S. 294/295. Passarge, S. 104/105, 477. Winterbottom, S. 151. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 158. Gray and Dochard, Taf. S. 300/301, Nr. 4. Schurtz: „Einleitung“ (Buch der Erfindungen), S. 38 Sep. Holub: „Sieben Jahre“, Bd. II, S. 193. Magyar (ungar. Ausg.), Tafelabbildung. Serpa Pinto, Bd. I, S. 308. Ratzel: „Völkerkunde“, 2) Bd. II, S. 131. Holub: „Kulturskizze“, S. 141.

weshalb diese Trommel nicht als malajonigritische bezeichnet werden darf, wenn auch noch so viele Merkmale die intime Verwandtschaft der afrikanischen und oceanischen Sanduhrentrommeln beweisen, als da ist: Überzug aus Eidechsenhaut, Henkel an den Seiten, Befestigung ohne Lederstreifen, Schmuck an Ornamenten etc.

Wir kennen die Trommel auch aus Asien und zwar aus Ostindien, Westindien, Japan, Tibet etc. Ich bringe hier eine bezeichnende Form, eine Schädeltrommel aus Tibet (Fig. 121) zur Abbildung, ohne behaupten zu wollen, dafs sie das Urbild der Sanduhrentrommeln sei. Die aufserordentliche Übereinstimmung der afrikanischen und der oceanischen Trommeln beweist nur, dafs dieselben Träger hüben und drüben sie eingebürgert haben. Sie selbst scheint asiatisch.

c) Topftrommel. Wenn die Südafrikaner auch keine eigentliche Trommel haben, so verfügen sie doch über einen Ersatz, den Kolben folgendermafsen schildert. Das zweite musikalische Instrument der Hottentotten ist ein irdener Topf, der, gleich wie ihre anderen Töpfe, einer alten Urne gleich sieht. Damit er zum Gebrauch diene, bedecken sie die Öffnung mit einem sehr sauber zubereiteten Schafsfelle, das sie mit Schafsdärmen oder Sehnen festmachen, wie man ein Kalbsfell über eine Trommel spannt (?). Dieses Instrument spielen nur die Weiber. Sie schlagen mit den Fingern darauf. — Die Bassuto haben als Trommel eine Kalabasse oder einen Thontopf mit stark ausgespannter Haut überzogen. Aus dem Kongogebiet ist mir wenigstens eine derartige Trommel bekannt. Dieselbe (Fig. 122) besteht aus einem Topf, der mit einem Rotangflechtwerk umgeben ist, und der das lederne Trommelfell hält.

Ein derartiges Instrument aus Weida wird folgendermafsen beschrieben: Sein Körper ist ein irdener Topf, wie ein Ball gestaltet, ungefähr einen Fufs im Durchmesser mit einer Mündung von 6 Zoll Breite, mit einem Rande von 1 Zoll Höhe umgeben. Diese Mündung oder diesen Topf bedecken sie mit Pergament oder einem wohlgeschabten Felle und befestigen es an einem weidenen Reifen, der über dem Rand ist. Nur die Weiber spielen diese Trommel. Sie kauern dabei auf die Erde und schlagen mit einem hölzernen Stock, der am Ende rund ist, auf die Höhlung. Diesen Stock halten sie mit der rechten Hand und zugleich schlagen sie mit ihrer linken Hand oder deren Fingern auf das Fell. — Die Bewohner der Goldküste trommeln mit der flachen Hand auf einen grofsen Flaschenkürbis, den sie mit einem Fell überziehen und um den Hals hängen. Kalabassentrommeln traf Caillié mehrfach in den Mandingoländern, wogegen Topftrommeln aus Thontöpfen in Ostafrika nicht fehlen dürften. Eine „Trommel aus Usimba“, die Stanley

abbildet, scheint derartigen Einflufs zu zeigen.[1] Dagegen ist für den Nordosten Gewifsheit erlangt. Die Galla hängen nämlich leere Hydromeleimer sehr gerne in die Wipfel der Bäume, und läuten sie, entweder um Signale zu geben oder Schrecken zu verbreiten. Nicht selten geben die Galla-Fürsten durch Schläge an diese tönenden Gefäfse ihren Befehlen Ausdruck. Wenn damit auch keine Topftrommeln hier nachgewiesen sind, so wirft diese Bemerkung doch wenigstens ein Licht auf die Entstehungsgeschichte dieser Trommeln. Für die Kalabassen ist etwas Ähnliches nachgewiesen. Wifsmann traf im Baluba-Lande, bei den Bena Witanda, Äolsglocken. Kalabassen waren an gebogenen Stangen zusammen mit spannlangen Stücken ganz trockenen Grases aufgehängt. Wenn der Windhauch sie aneinanderschlug, erregte er ein melodisches Geräusch.[2]

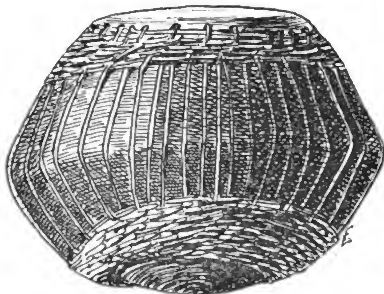


Fig. 122.
Trommel vom Sankuru. Thontopf mit Fell und Rotangspannung (Museum in Leipzig, Slg. des Kongostaates).

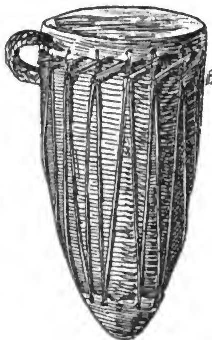


Fig. 123.
Hölzerne Topftrommel der Somal (Museum in Leipzig).

Und doch verstehen wir auch mit Hilfe dieser Mitteilungen die Entstehung der fraglichen Trommeln nicht ganz. Wir müssen zweierlei an der Trommel unterscheiden: 1. das geschlagene Fell und 2. den wiederhallenden Resonanzboden. Bei derartiger Unterscheidung erkennen wir sofort die Bedeutung und Verwandtschaft der Kalabasse und des Topfes als Schallkasten. Die Kalabasse als Resonanzboden ist uns schon durch die Erörterung der Saiteninstrumente bekannt geworden. Den Topf als verwandtes Gerät verstehen

1) Kolben, S. 114. Casalis, S. 156. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 323. Winterbottom, S. 151. Caillié, Bd. I, S. 209, 280. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. I, S. 249.
2) Paulitschke, S. 143. Wifsmann: „Zweite Durchquerung“, S. 81/82.

wir als Ersatz leicht. Daher wäre die Frage, ob diese Trommelform afrikanisch ist oder nicht, erst zu entscheiden, wenn die Frage nach dem Ursprung des Trommelfelles beantwortet ist.

Ich schliefse hier noch eine Gruppe von Trommeln an, die entschieden mit der thönernen Topftrommel verwandt sind, es sind eigentlich hölzerne Topftrommeln. Sie bestehen aus einer hölzernen Schale oder Urne, sind unten spitz (wie altägyptische und griechische Gefäfse) und sind mit Fell derart bespannt, dafs auch das spitze untere Ende mit einem Lederlappen bedeckt ist und die Verbindungsschnüre vom Rande des Trommelfelles bis zu dem unteren Lederlappen und zurück etc. gezogen sind (Fig. 123). Diese Trommeln gehören dem nördlichen Afrika an. Das südlichste Vorkommen im Westen habe ich bei den Stanley Falls bis jetzt festgestellt. Hier ist die Verbindung statt durch Lederriemen mit Rotangstreifen erzielt. Im Osten verläuft die Verbreitung im Zwischenseengebiet.

Demnach hätten wir die gleiche Trommel vor uns in dreierlei Spielform, nämlich drei verschiedene Resonanzböden: 1. der Kalabasse, 2. dem Thontopf, 3. dem Holzgefäfs. Die Frage, ob diese Trommeln afrikanisch, und zwar dem Ursprunge nach, genannt werden können, erheischt Erörterung des Ursprungs des Trommelfelles. Die gleiche Frage werden wir sogleich wieder aufzuwerfen haben.

d) Die Mörsertrommel. Einige Leute erzählen, dafs im Anfange, damals, als die Sonne noch nicht ihr Kind geboren hatte, kein Streit zwischen Sonne und Mond war. Als das Kind nun das Licht der Welt erblickt hatte, rief seine Mutter, die Sonne, den Mond und bat ihn, das Kind zu nehmen und zu halten, dieweil sie hinginge, sich zu waschen. Mond nahm die Tochter der Sonne in die Arme, war aber nicht im stande sie zu halten, denn sie brannte ihn. So liefs Mond das Kind fallen; es stürzte auf die Erde, so dafs daselbst die heifse Jahreszeit alles und jeden versengte. Als die Mutter des Kindes zurückkam, entstand grofse Fehde. — Es mag auch noch andere Gründe des Streites geben, wenigstens wissen die Haufsa solche anzugeben. So sie aber solchen Kriegszustand am Himmel oder die Not des Mondes erblicken, ergreifen sie ihre Mörser, ziehen eine Haut darüber und schlagen darauf die Begleitung zu den Gesängen, in denen sie die Sonne um eine zartere Umgangsform anflehen. — So berichtete etwa Schöns Haufsamann.

Was die Mythe hier aus dem Haufsalande berichtet, beweisen die Thatsachen auch aus anderen Gebieten. So befindet sich im Leipziger Museum für Völkerkunde eine Trommel der Somal mit der Aufschrift: „Holzmörser als Trommel“ (Fig. 124). Ein Lederstück ist über die Öffnung

dieses Gerätes gezogen und durch Umlegen eines gewundenen Zeugstreifens befestigt. Wir brauchen uns aber nicht nur diese direkte Aussage zu vergegenwärtigen, um die Bedeutung des Stampfers für die Trommeln zu erkennen. Die Formen sprechen oft genug selbst. Diese Trommeln mit einem Fufse sind sehr weit verbreitet. Sie sind im Sudan überall nachgewiesen, wo die Forscher ihr Augenmerk den Dingen dieser Art widmeten. Neben anderen Formen bietet sie Nordguinea. Man vergleiche auf der Tafel III: „Musikbande des Häuptlings von Abetifi“ die Trommel auf der linken Seite im Vordergrund. Es ist ein Stück solchen Ursprunges. In Südguinea sind sie nicht so häufig, doch erreichen sie vom Innern kommend das Gabungebiet. Vom Kongo sind mir ausgesprochene Mörsertrommeln nicht bekannt, Dagegen erstreckt sich die Zone ihrer Herrschaft in Ostafrika bis in das Livingstone-Gebirge, über den Tanganjika bis in das Baluba-, Kalunda- und Marutse-Gebiet.[1]

Demnach deckt sich die Verbreitung dieser Trommeln auch ganz sachgemäfs mit dem Vorherrschen der Hirsenahrung. Im Süden nur fehlt sie, was ein Herabsickern der Urform von Norden oder Osten her andeutet. Man könnte demnach versucht sein, die Entwicklungsgeschichte der Mörsertrommel mit der Entwicklungsgeschichte der Hirse in nahen Zusammenhang zu bringen, da hier eine Perspektive sich eröffnet, von wo aus dann auf spätere Entwicklung der anderen Trommeln zu schliefsen ist, was ein verlockendes Ergebnis von vornherein gleich verheifst. Denn die thönerne Standtrommel (Fig. 117) wäre von dieser (Fig. 124) nicht allzuschwer abzuleiten und von dieser Standtrommel könnte man die Topftrommel abstammen lassen etc., so dafs sich ein artiger Stammbaum ergäbe. Solche Ableitungsweise liefse sich aber nicht mit dem Fehlen der Mörsertrommel und dem Vorkommen der Topftrommel im Süden in Einklang bringen. Dem widerspricht also die geographische Verbreitung, ganz abgesehen davon, dafs wir oben einen anderen Gedankengang fanden, demzufolge das Trommelfell für die Entwicklungsgeschichte ausschlaggebend sein mufs, während die Unter-



Fig. 124.
Holzmörser als Trommel: „Dulbau“, Somal.
(Museum in Leipzig.)

1) Schön: „Mangana Haufsa“, Bd. II, S. 122. Gray and Dochard, Taf. S. 300/301, Fig. 6. Cameron (deutsche Ausgabe), Bd. II, S. 16. Baumann: „Massailand“, S. 226. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. I, S. 249. Stuhlmann, S. 824. Cameron, Bd. I, S. 159. Wifsmann: „Zweite Durchquerung“, Taf. S. 40 etc.

lage, der Resonanzboden, als da ist: Thontopf, Kalabasse, Holzgefäfs und jetzt können wir auch noch Mörser nennen, wechselt.

An dieser Stelle mufs ich auf Karl Büchers treffliches Werk: „Arbeit und Rhythmus" verweisen, in dem die Trommel wie die rhythmische Trommelmusik der Naturvölker zumal auf die Mörserarbeit zurückgeführt wird (S. 92). Ohne im speciellen gegen die ausgezeichnete Beweisführung des Autors polemisieren zu wollen, will ich nur darauf hinweisen, dafs im Princip der Gedankengang Büchers fraglos das Richtige getroffen, im speciellen aber hinsichtlich der Trommel ein kleiner Irrtum sich eingeschlichen hat, auf den ich unten zurückkommen werde.

c) Abgeflachte Formen, Spannungsweise etc. Zwischen jenen klaren Formen der Topftrommel (Fig. 123) und der Mörsertrommel (Fig. 124) giebt es eine Unzahl von Variationen, deren formales Princip bald zur einen, bald zur anderen hinüberneigt. Aber wichtiger als diese Abflachungen ist die Umbildung der Sanduhrentrommeln (Fig. 118—120), die die Einschnürung in der Mitte verlieren und als einfache Röhren nunmehr auftreten. Es stammen zumal jene langen Typen, wie sie besonders in Westafrika und auch im Kongobecken so häufig sind (vergl. Fig. 116) von solchen Sanduhrentrommeln ab. Andererseits wirken nun diese röhrenförmigen Trommeln auf die Mörsertrommeln ein, indem deren früher solider Fufs nunmehr durchbohrt wird.

Weit wichtiger als die eingehende Erörterung dieser abgeflachten Formen ist eine Betrachtung der Spannungsweise, von der wir besonders vier Arten zu beobachten haben. Die einfachste Form der Bespannung ist die Beziehung der Trommel mit dem nassen Fell, das beim Trocknen sich zusammenzieht und fest angeschlossen ist. Die thönernen Standtrommeln bieten viele Beispiele, auch die Topftrommeln. Die zweite Methode ist die der Verschnürung mit Lederriemen (Fig. 116—119). Sie beherrscht den Norden und Westen, tritt aber im Osten und Süden gegen die dritte Art der Fellbefestigung, die Festnagelung vermittelst kleiner Holzpflöcke zurück (Fig. 118 bis 120).

Die Verschnürung mit Lederriemen entwickelt sich im westafrikanischen Kulturkreise besonders, aber auch schon in Ostafrika in eigenartiger Weise. Sie wird netzartig. Büttikofer hat ein gutes Beispiel aus Liberia abgebildet. Sie neigt in dieser Umbildung schon zu der vierten Spannungsweise, die ich einfachheitshalber zunächst als die westafrikanische bezeichne. Diese Methode ist am klarsten im Ogowe-Gebiet ausgebildet und besteht darin, dafs über dem aufgewulsteten Rande des Felles Schnüre hindurchgezogen werden, die unten am Fufse der Trommel um einen Ring geschlagen werden.



Die Musikbande Adow Kwamés, Häuptling von Abitifi.

Jeder Häuptling hat seine Musikbande. Die Instrumente bestehen besonders in Trommeln verschiedener Grösse und Form, auf welche man mit hackenähnlichen Stäben schlägt. Die Haupttrommel, die auf dem Marsche auf dem Kopfe getragen wird, ist mit Menschenschädeln geschmückt. Zwei Hornbläser links und rechts tragen ausgehöhlte Elephantenzähne, welche mit Unterkiefern der Feinde verziert sind.

Dieser Ring wird an dem Hinaufgleiten nicht nur durch den nach oben sich erweiternden, resp. im Umfange zunehmenden Trommelkörper, sondern auch durch von oben nach unten eingefügte kleine Keile verhindert (Fig. 125). Bezeichnend ist es, dafs nicht Lederriemen und Lederring zu dieser Einrichtung gewählt werden, sondern meistens Rotangstreifen.

Die Verbreitung dieser Befestigungsart ist eine merkwürdige. Die eben besprochene Originalform findet sich nur im südlichen Kamerun und im Ogowegebiet. Aber eine Bespannung wie die an der Trommel Fig. 122 ist nicht nur infolge der gleichen Verwendung des Rotang ähnlich, sondern es liegt ein tieferer Verwandtschaftszug in der Verflechtung unten und oben. Rotangverschnürung findet sich auch an Trommeln vom Kongo (specielle Provenienzen: Bangala, Stanley Falls, Balui). „Weidenruten“ dienten dem gleichen Zweck an den Topftrommeln Weidas.

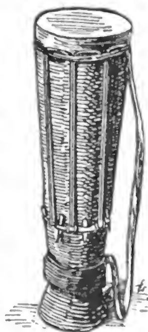


Fig. 125.
Trommel aus dem südlichen Kamerun. (Mus. f. Völkerkunde in Leipzig.)

Aber ich kann noch eine nähere Verwandtschaft in Afrika nachweisen und zwar an der Goldküste. Eine eingehende Betrachtung der Trommeln auf Taf. III (bis auf die rechts im Vordergrunde liegende gehören diese alle dem Typus an) lehrt: Durch das Trommelfell sind über dessen Randwulst Schnuren gezogen, die nach unten gehalten werden und zwar dadurch, dafs sie um einen Keil geschlungen sind, der in den Trommelkörper eingefügt ist. Jeder derartige Trommelkörper besitzt unter dieser Keilreihe ein oder mehrere erhabene Ringe, die in feinen Mustern und zwar strickartig geschnitzt sind. Die Beziehung zu der westafrikanischen Spannungsweise ist nun nicht schwer zu verstehen. Die nach unten laufenden Schnuren sind nicht wie dort um den unteren, durch Keile nach unten gezogenen Ring geschlungen, sondern, da dieser Ring fest aus Holz geschnitzt ist, sind die Keile in den Trommelkörper getrieben und dann die Schnuren um die Keile geschlungen. Es liegt ein ganz prächtiges Beispiel, wie die Merkmale eines technischen Verfahrens erhalten bleiben, auch wenn das Verfahren geändert wird, in dieser Zähigkeit und Ausdauer, mit der der ganz überflüssige untere Ring stets noch strickartig geschnitzt wird.

Es wird Zeit, dafs ich der westafrikanischen Bespannungsart ihren richtigen Namen gebe, es ist die indonesische. Es ist nicht nötig dieses nachzuweisen, jedes gröfsere Museum besitzt aus Indonesien oder West-Neuguinea Trommeln, die dies Merkmal tragen und zwar so vollkommen

übereinstimmend mit der afrikanischen Methode, dafs jeder Skrupel über eine Beziehung im ersten Keimen erstickt werden mufs. — Auch hier wieder mufs ich übrigens die Annahme eines malajonigritischen Belegstückes zurückweisen.

Das Trommelfell besteht von Senegambien bis herab zu den Hottentotten aus Ziegen-, seltener aus Schafshaut. Ebenso im Süden. Von Ostafrika (Wadoe, Wanjamwesi) reicht bis über den Tanganjika (Cazembe) eine Zone der Verwendung von Rinderfell. Dieselbe Zone, nur ist sie ausgedehnter, bietet Eidechsen- und (seltener) Schlangenhaut als Trommelfell. Trommeln vom mittleren Kongo zeigen das gleiche Material. Andere Angaben sind selten: Leopardenfell (Loango, Goldküste), Antilopenfell (Wadoe und Kalunda), Elefantenohr (Chevas und Assini). Die Verwendung von Fellen dürfte nach Asien weisen, wogegen die der Varneihäute auch auf Oceanien weisen könnte. Solche Beziehung könnte auch aus der Darstellung von Eidechsen und Menschen an westafrikanischen Trommeln zu lesen sein. Doch will ich das Problem des Trommelfells noch nicht verlassen.

f) Das Trommelfell und der Ursprung der afrikanischen Trommel. Ich betonte oben mehrfach, dafs die Frage nach dem Ursprunge der afrikanischen Trommel lediglich mit Kenntnis der Eigenart und des Wesens des Trommelfelles beantwortet werden könne. Da wir nunmehr über eine ziemlich eingehende Kenntnis der Trommeln verfügen und gesehen haben, wie schwankend und deshalb entwicklungsgeschichtlich verhältnismäfsig unwesentlich die Gestalt des Trommelkörpers, alias des Resonanzbodens, ist, so wenden wir uns mit bedeutendem Interesse dem Trommelfell selber zu und zwar betrachten wir einmal die Herstellung der Felle.

Die Kürschner der Hottentotten nehmen die frischen und noch rauchenden Häute, reiben sie stark mit Fett, bis es recht eingedrungen ist. Darauf ergreifen sie zu zweien die Haut gleichwie zwei Dienstmädchen einen staubigen Teppich und klopfen sie vermittelst starker Stöcke und mit grofser Stärke etc. Die Marutse schliefsen den Procefs der Fellbearbeitung, nachdem mit dem Schabbeilchen oder anderen Werkzeugen die Fleischrestchen, Sehnenfasern etc. entfernt, das Fell beiderseits mit öligen oder fettigen Substanzen gut eingerieben ist, damit, dafs 2—6 Männer in hockender Stellung im Takte und unter Gesang das Fell mit ihren Händen pressen, Stelle an Stelle aneinanderreiben, bis sich das Fell trocken und geschmeidig anfühlt. — Die sehr umständliche und mühevolle Procedur des Präparierens der Felle verstehen nach Fritsch die Betschuana besser als irgend ein anderer Stamm in Südafrika; sie wird, obwohl dabei auch heftige Körperbewegung unvermeidlich ist, doch mit einem Eifer und einer Energie ausgeführt, die den

Eingeborenen bei keiner anderen Gelegenheit eigen zu sein pflegen. Die anstrengende Arbeit, an der sich bei gröfseren Häuten mehrere Personen zu beteiligen pflegen, wird ihnen zu einem geselligen Vergnügen, und das taktmäfsige Walken mittels der Hände oder Füfse begleiten sie mit einem eigentümlichen, einförmigen Summen, wodurch das Vergnügen noch wesentlich erhöht zu werden scheint.

Dieselben Betschuanen, denen das taktmäfsige Walken mit Händen und Füfsen in der Geselligkeit zum Vergnügen wird, wissen bei den Bagnerrafesten (Mannbarkeitsceremonien) die Trommel dadurch zu ersetzen, dafs ihrer mehrere eine Ochsenhaut gespannt halten und mit Stöcken gehörig bearbeiten. Dazu erklingt wieder dasselbe Summen. Und gehen wir auf unserem Wege nach Norden noch weiter, so treffen wir bei den Trommelceremonien der Warua einen Rückfall in die Arbeitsweise. Cameron beobachtete nämlich die Hochzeit eines Häuptlings. Ein wichtiger Teil der Ceremonie bestand darin, dafs einen Tag lang ein Dutzend Männer unter Pfeifen, begleitet von Beifallsrufen und Klatschen der Menge um eine Trommel herum tanzten, just so wie jene Betschuanen im Kreise ihr Fell bearbeiten.[1]

So ist denn ohne Schwierigkeit die afrikanische Trommel in ihrem Aufwachsen aus der Fellfabrikation zu beobachten. Bücher hat recht, sie verdankt der Freude der rhythmischen Arbeit ihr Dasein, nicht aber allein beim Kornstampfen, sondern vor allem bei der Lederwalkerei.

Es lassen sich noch einige Reste aus dieser „Vorgeschichte der Trommel“ nachweisen, nämlich einmal deutet der hakenförmige Trommelknüppel auf das Lederkratzinstrument zurück, dann ist nur ein Trommelknüppel vorhanden, — der Kürschner bearbeitet sein Fell ja auch nur mit einem Werkzeug — und endlich werden einigen Ortes die Trommeln nicht geschlagen, sondern gekratzt.

Damit wird die Mannigfaltigkeit der Formen der Trommelkörper in dem Sinne erklärt, der oben schon angedeutet wurde. Das Wesentliche der Entwicklung liegt im Trommelfell. Die Wahl des Schallkörpers ist willkürlich. Topf, Kalabasse, Holznapf, Mörser mögen eins wie das andere dienen. Es liegt kein sonderlicher Zug in ihrer Bevorzugung und geographischen Verbreitung.

Was nun aber die Verwendung des Leders oder die Herstellung desselben anbelangt, so wollen wir uns hüten einen voreiligen Schlufs zu ziehen. Es soll nicht radikal mit Hinweis auf asiatischen Ursprung der Viehzucht

---

1) Holub: „Kulturskizze“, S. 125/126. Fritsch, S. 185. Kolben, S. 175 und Taf. XIX. Cameron (deutsche Ausgabe), Bd. II, S. 165/166.

— Haustiere liefern zum gröfsten Teil das Material zu den Trommelfellen — jede Erörterung abgebrochen werden. Wir kennen ja die asiatisch-afrikanischen Beziehungen bis jetzt nur sehr wenig. Jedenfalls müssen wir alle Merkmale zusammenfassen, wenn ein sicheres Resultat der Forschungen über die afrikanischen Felltrommeln gewonnen werden soll.

C) Überblick der Formen der Felltrommeln.

Versuchen wir es nunmehr, ein klares Bild der Verbreitung der wesentlichen Merkmale der afrikanischen Trommeln zu gewinnen, vor allem ihre Beziehungen zu den Achsen festzustellen.

Der Vergleich mit den Thatsachen der Verbreitung der Fellschilde ist von entschiedenem Vorteile. Im Süden ward der Fellmantel am Griff des Stockschildes zum Zuluschilde. So wächst hier auch aus der Fellbearbeitung die Felldecke als Trommel hervor. Dem Norden zu mehren sich asiatische Merkmale. Als Resonanzboden treten Mörser, Kalabasse, Topf, Holzgefäfs auf.

Wo im Norden der asiatische Rundschild hervortrat, erscheinen die asiatische Kesselpauke, Tamburin und thönerne Standtrommel. Sie werden dem Süden zu abgeflacht, der Eisen- oder Kupferkessel der Pauke wird durch die Holzschale ersetzt. Die Mörsertrommel ist durchbohrt. Gleich wie der ostafrikanische Schild die Mitte hält zwischen dem asiatischen Vorbild und den schwachen Schöpfungen der Afrikaner, so lernen wir in den Trommeln Übergangsgebilde kennen.

Kesselpauke, Tamburin und thönerne Standtrommel weisen nach Ostasien und dem Mittelmeer, die Sanduhrentrommeln nach Südasien. Die westafrikanische Mörsertrommel mit dem Bilde der Eidechse, dem Fell aus Varneihaut, den Menschenfiguren als plastischen Schmuck (Baluba-Loango) den Schädeln und Menschenopfern (Goldküste: Schädelschmuck, Bangala: Fell aus Menschenhaut, Marutse: Amulette von Menschenopfern im Innern), der Spannung mit Rotangstreifen, vor allem aber der indonesischen Spannungsweise weist auf eine Beziehung mit Südasien, der in gleicher Weise Oceanien ausgesetzt gewesen sein mufs.

Also dreierlei Quellen im wesentlichen: 1. westasiatisch-mediterrane, 2. südasiatisch-indonesische, 3. afrikanische. Von ihnen mufs die afrikanische nicht nur als die schwächste an Entwicklungskraft, sondern auch als eine sekundäre angesehen werden. Wie der afrikanische Bogen und der afrikanische Fellschild die Ansicht nahelegen, dafs infolge asiatischer Anregung die Afrikaner hier zur Schöpfung veranlafst worden seien, so gemahnt auch der Fellmantel als Trommel und der Mörser daran, dafs der Hirsebau und die Viehzucht asiatischen Ursprungs sind.

Wir wollen eins nicht vergessen. Auch die Südostaustralier trommeln auf der ausgespannten Haut des Opossum. Immerhin wäre es falsch, hieraus auf nigritische Verwandtschaftszüge zu schliefsen. Vielmehr dürfte die reiche Beeinflussung, die Australien fraglos empfangen hat, ebensogut und in derselben Richtung zur Schöpfung geführt haben, wie in Afrika.

Die als „südasiatisch“ bezeichnete Gruppe der Trommeln, die teilweise frappierende Analogieen zur indonesischen Formenwelt aufweist, verrät mancherlei Merkmal der Mischung mit malajonigritischen Zügen. Ein solches liegt vor allem in der Verwendung der Rotangstreifen. Wir dürfen aber hier nicht übersehen, dafs einmal diese Trommeln in Afrika in einem, wenn auch in mancher Hinsicht abgeschwächten malajonigritischen Kulturkreise heimisch sind und dafs sie zum andern, wenn sie aus Südasien, wie es die Wahrscheinlichkeit ist, kommen, aus der Zone des malajonigritischen Einflusses stammen. Das Problem ist deshalb so sehr interessant, als hier zum ersten Male eine zweite Beziehung mit jenen jenseits des indischen Oceans gelegenen Kulturquellländern bemerkbar wird. Auch die erste, ältere, die malajonigritische Beziehung hat Formen nach Afrika gebracht und diese werden wir nunmehr kennen lernen.

II. Die Holzpauke.

Die Holzpauken gehören ausschliefslich dem westafrikanischen Kulturkreise an. Ihnen fehlt das Fell. Sie werden stets mit zwei Schlägeln geschlagen. — Die Litteratur ist an Berichten und zwar guten Berichten über sie reicher als über die Felltrommeln. Das mag darin seinen Grund haben, dafs die Formen auffallender und, weil auf den westafrikanischen Kulturkreis beschränkt, seltener sind. Das ist aber von hohem Werte, denn bei dem fast vollkommenen Mangel an Museumsmaterial sind wir auf diese Berichte und die Illustrationen der Reisewerke angewiesen.

a) Berichte über die afrikanischen Holzpauken. Im südlichen Kongo-Becken beginnend, finden wir Erwähnung eines „Schlaginstrumentes, in Gestalt eines hohlen Baumes, welches bei dem Beschneidungsfest der Umbella eine Rolle spielt“, bei Schmeltz.

Die Wifsmannsche Expedition lernte eine im Besitze einer Bangala-Karawane, die aus der Mussumba kam, sich befindende Schinguwo kennen, ein eigenartiges Musikinstrument, welches sonst nur bei den Kalunda und den Kioke vorkommt, und dessen Besitz hier als ein ausschliefsliches

Vorrecht der Unterhäuptlinge angesehen wird. Das Instrument hatte die Form eines Keiles von 28 cm Breite, 50 cm Höhe und 85 cm Länge an seiner Schmalseite, an der ein 4 cm breiter Spalt den inneren vollkommen hohlen Raum mit der freien Luft verbindet. Der Ton wird durch paukenartiges Bearbeiten der Seitenwände erzeugt und kann durch Auflegen von Gummistücken der Liebhaberei des Besitzers entsprechend reguliert werden. Der Abbildung nach wurde diese Schinguwo in folgender Stellung geschlagen: Statt sie auf die Breitseite des Keiles zu setzen, so dafs die Schmalseite mit dem Keil nach oben sieht, wird sie etwas gekippt, sodafs sie auf der schmalen Kante am einen Ende der Breitseite ruht und durch den knieenden Schläger gestützt wird (Fig. 126).

Im Kerngebiet der Lundaländer, in der Mussumba heifst das Instrument nach Pogge Ginguva, nach Buchner Kinguvu. Ki ist hier Vergrösserungs- oder Reflexionspräfix, da diese Trommel auch hier Eigentum der Herrscher ist. Pogge beschreibt sie als einen, an der oberen Seite offenen, viereckigen Holzkasten. Der Künstler schlägt dieses Instrument an den beiden Seitenflächen, ähnlich wie eine Pauke geschlagen wird mit zwei an ihrem einen Ende mit Kautschuk bewickelten Trommelstöcken. Die Töne sind laut und erinnern an die der europäischen Pauke.

Auch die weit nach Osten zum Lualaba gewanderte Kolonie der Kalunda unter dem Cazembe ist im Besitze der „Chincufo“, wie Gamitto sie nennt. Sie ist aus einem Stück Holz gemacht und hat eine unregelmäfsige, würfelförmige Gestalt. An seiner oberen längsten und schmalsten Seite befindet sich eine lange Öffnung von 1 Zoll Breite. Das Instrument ist 2 Fufs 8 Zoll hoch, 3 Fufs 4 Zoll breit und etwa 2 Zoll dick, unten nur 1 Fufs breit, aber 8 Zoll dick. Es wird hier an einer Schnur um den Hals getragen und als Bafs zur Begleitung anderer Instrumente vermittelst zweier Stäbchen gespielt.[1]

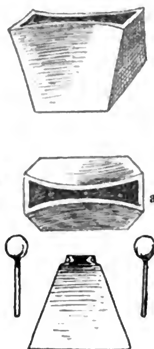
Die Manjema, die Stuhlmann am Ituri traf, führten ebensolche Instrumente neben anderen Formen mit sich. Zwei zeigten prismatische Formen mit trapezförmigem Querschnitt. In der schmalen oberen Fläche befand sich ein langer Spalt, von dem aus das ganze Gebilde ausgehöhlt worden war. Es wird mittels eines Halsbandes getragen und zwar ruht die Kopfseite des Prismas am Körper des Trägers. Diese Trommel ist also schinguwoartig. Die dritte Trommel war cylindrisch und hatte oben zwei durch einen Spalt verbundene Löcher. Sie ruht quer vor dem Leibe des Trommlers, wird aber durch einen Holzbügel von ihm abgehalten. Beide Arten werden

1) Schmeltz im „Intern. Arch. f. Ethnogr.“, Bd. I, S. 239. Wifsmann-Wolf, S. 54. Pogge, S. 241. Gamitto in der „Zeitschrift“, 1856, S. 385/386. „O Muata Cazembe“, Taf. S. 276. Valdez, Bd. II, S. 221/222.

mit je zwei Trommelstöcken bearbeitet, deren Enden mit Kautschuk überzogen sind. Als Kriegszeichen sind diese Instrumente den Leuten heilig; sie weigerten sich eine davon zu verkaufen.

Auch die zweite der von Stuhlmann beschriebenen Formen ist von Gamitto beim Cazembe angetroffen worden. Die „Mondo“, wie die Trommel hier heifst, ist ein Instrument von cylindrischer Form. Sie besteht aus einem einzigen Stücke sehr harten, ausgehöhlten Holzes, welches eine einzige, der Länge nach gehende Öffnung von 1 Zoll Breite hat, die sich nach jeder Seite hin bis zu 2 Zoll quadratisch erweitert. Dieses Instrument wird an einer Hautschnur um den Hals gehängt und mit zwei Stäbchen





126. 127.

Fig. 126. Schinguwo-Schläger der Westkalunda (nach Wifsmann). Fig. 127. Schinguwo aus dem Katangagebiet (in einer Privatsammlung); a die Oberseite desselben Instrumentes.

von Kautschuk gespielt. Man hört die Töne derselben sehr weit. Sie dient dazu, Signale zu geben, welche aber nur die der Campocólo-Sprache Kundigen verstehen. (Vergl. Fig. 129). Diese runde Trommelform hat Cameron abgebildet als von den Baluba stammend. (Fig. 141). Wir treffen sie am Kongo wieder.[1]

Nördlich der Baluba-Kalunda führen im Westen die Bakuba, im Osten die Manjema, Wakussu, Wabujwe etc. ähnliche Trommeln. Die Trommel der

1) Stuhlmann, S. 591. (Ein kleiner Irrtum ist die Deutung des Namens „Mondo“ als Städtebezeichnung.) Gamitto in der „Zeitschrift“, S. 385. „O Muata Cazembe“, S. 285, Taf. S. 276, Nr. 4. Valdez, Bd. II, S. 221. Cameron, Taf. in Bd. II.

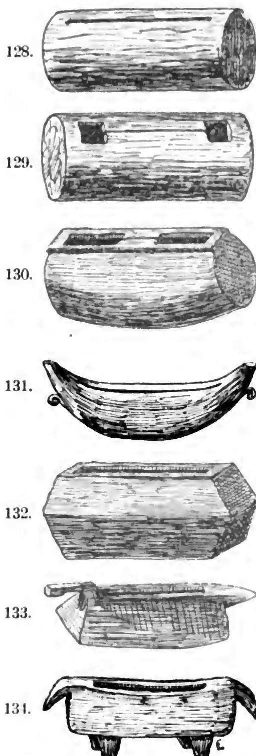


Fig. 128. Trommel vom Kongo (Privatsammlung). Fig. 129. Trommel der Kalunda Cazembes (nach Gamitto). Fig. 130. Trommel der Dualla (im Besitze des Verf.). Fig. 131. Trommel von der Loangoküste (nach Photographie). Fig. 132. Trommel der Wabujwe (nach Cameron). Fig. 133. Trommel vom unteren Ubangi (nach Dybowski). Fig. 134. Trommel der Sande (nach Schweinfurth).

Bakuba besteht aus einem etwa 1 m langen und 0,5 m im Umfange messenden, ausgehöhlten Stück harten Holzes mit einem 3—5 cm breiten Längsschnitt. Die ungleich dicken Wandungen wurden mit 2 Schlägeln geschlagen und konnten somit verschiedene Töne hervorbringen. Nur der Häuptling hat das Recht, sich dieser Trommel zu bedienen und die Trommel steht daher unmittelbar neben seiner Wohnung. — Die Holztrommeln der Warua-Baluba sind zum Teil grofse Ausgaben der Schinguwo, die der Wabujwe sind trogartige Gebilde (Fig. 132).

Die Trommeln, die Stanley und so vielen nach ihm an den Stanleyfällen so sehr auffielen, sind viereckige Kisten, die auf 4 Füfsen oder auf Baumstämmen als Rollen ruhen. An der Seite besitzen sie Fortsätze, ähnlich wie die Sandetrommeln (Fig. 134). Die Wagenia führen jedoch auch die Schinguwo.[1]

Am mittleren Kongo, also unterhalb der Stanleyfälle, sind verschiedene Formen heimisch, von denen Stanley die 2 m langen, halb so tiefen und $^3/_4$ m breiten, auf starken Beinen aufgestellten und aus einem einzigen Holzblock hergestellten erwähnt. Auf seiner Kongofahrt traf Baumann die Trommeln wohl überall. Die Basoko haben schwarze und rote Holztrommeln, im Durchmesser 1 m haltend, deren Klang weit über den Strom erschallt. Die Araber behaupten, dafs bei diesen Lukerën-Leuten eine vollständig

1) Wifsmann-Wolf, S. 228/229. Cameron, deutsche Ausgabe, Bd. I, S. 284; Bd. II, S. 80 u. 81; englische Ausgabe, Bd. I, S. 329. Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. II, S. 221, 274, 314. Abbildung der Wagenia-Trommeln.

entwickelte Trommelsprache bestehe. Vor dem Versammlungshause Upotos war die mächtige Holztrommel aus Rotholz aufgestellt, deren Signale weithin tönen. Bei den Monungiri waren die paukenförmigen Trommeln in grofser Zahl zu sehen. Die gröfsten Trommeln sind jedoch mächtige Schalltrommeln aus Holz mit einem Spalte. Die Signale, die die Bewohner verschiedener Dörfer in der Not miteinander wechseln, und die übereinstimmende Bewegung veranlassten, machten es zweifellos, dafs durch taktmäfsiges Rühren dieser Trommel eine Verständigung auf weite Dimensionen ermöglicht werde. Bei ben Babangi bemerkte Baumann diese Holztrommeln zum ersten Male.

Bei Équateurville lernte Coquilhat eine Trommel kennen, die der Fig. 132 nur insofern nicht gleicht, als sie noch mit 4 Beinen versehen ist. Das ist der eine Typus. Der andere stellt eine runde Walze dar, die (Fig. 128) nur an der Oberseite der Länge nach aufgeschlitzt und von hier aus ausgehöhlt ist.[1]

Im Norden des Kongo treffen wir im Gebiet des unteren Ubangi bei den Banziri eine Holzpauke ohne Füfse (Fig. 133), bei Sande und Mangbattu dann aber die durch Schweinfurth und Junker so bekannt gewordenen Signalpauken. — In kunstreicher Weise ausgehöhlt, zeigt ein solches Instrument der Sande auf der Oberseite einen langen schmalen Spalt; die Aushöhlung ist in der Weise angebracht, dafs die beiden Hälften ungleich dicke Wände darstellen, so dafs sie beim Anschlagen zwei verschiedene Töne von sich geben. Mit diesen zwei Tönen werden, je nachdem man sie wiederholt oder im richtigen Takte wechseln läfst, dreierlei Signale gegeben, 1. zum Kriege, 2. zur Jagd, 3. zur Festversammlung (Fig. 134). Diese grofsen hölzernen Signalpauken der Sande fehlen auch in keinem Mangbattudorfe. Aus einem Stück gehauen werden sie hier von 4 oder auch von 2 Füfsen gestützt. Daneben kommen hier noch glockenförmige Trommeln vor, die nachher erörtert werden. — Die Momfu besitzen solche Trommeln nicht.[2]

Nun die Westküste. Südlich vom Kongo tritt die Holzpauke erst hinter dem eigentlichen Küstenstrich auf, im Süden bei Umbella — siehe oben — im Norden bei den Muschikongo westlich von San-Salvador, am Quilu. Hier nämlich traf der von der Küste in das Innere marschierende Willy Wolff eine solche, der Kameruner (Fig. 130) ähnliche Trommel. Dieselbe wurde von dem Dache eines Hauses aus von einem Neger geschlagen. Der Trommler teilte wahrscheinlich seinem Nachbar die Ankunft des Reisenden

1) Stanley: „Dunkle Weltteil“, Bd. II, S. 287. Baumann: „Beiträge“, S. 12, 17, 20, 21. Coquilhat, S. 170 und 173. Jameson: „Dunkelste Afrika“, S. 341 (Bartelot auf der Trommel). Congo Illustré, Bd. I, S. 155 (Abb.).

2) Schweinfurth, S. 240, 297/298. Junker, Bd. III, S. 16, 42, 58/59, 173. Jean Dybowski, S. 150.

mit, denn nach einiger Zeit kamen von verschiedenen Seiten Eingeborene, den merkwürdigen Fremdling zu schauen.

Erst nördlich der Kongomündung erreicht die Verbreitung der Holzpauken den Küstensaum und Seestrand. Da ist schon in Loango „die Koko (Konko) genannte Holztrommel mit Schlitz; sie wird in den Händen zweier Träger gehalten oder liegt auf Holzblöcken (zur Resonanz) als Signaltrommel dienend.“ (Bastian.) Falkenstein hat die Ukonko (Fig. 131) näher beschrieben. Er sagt, sie gliche einem kleinen Kanoe. Wenn man sich solches bis auf einen länglichen schmalen Schlitz oben geschlossen denkt, so erhält man die richtige Vorstellung davon. Diese Trommel wird auf eine hölzerne Unterlage gesetzt und mit einem Holzklöppel angeschlagen. Ihr Schall reicht sehr weit, weshalb sie auch ausschliefslich zu Signalzwecken dient. Am häufigsten wird sie benutzt, um alle Dörfer weit in der Runde zum nächtlichen Tanz zusammenzurufen, oder auch um Gefahr zu signalisieren. Sie giebt zwei verschiedene Töne an, je nachdem sie auf der einen oder anderen Seite des Schlitzes angeschlagen wird. Die Eingeborenen nennen den tieferen Ton: Mann, den höheren: Frau; dieselben Namen bedeuten auch rechts und links.

Eine „halbmondförmige Trommel“, die im Njembe-Kultus eine Rolle spielt hat vielleicht die gleiche Gestalt. Die Sammlung Soyaux im Leipziger Museum bietet eine schwere Holztrommel, die, aus Rotholz hergestellt, ziemlich roh gearbeitet die Mitte zwischen der Trommel der Dualla (Fig. 130) und der Mondo der Kalunda Cazembes (Fig. 129) in der Form hält. Das Hamburger Museum besitzt „eine Signaltrommel (ausgehöhlter Baumstamm) der Bafans“. Es dürfte die gleiche Form sein. Der Trommeltelegraph der Yaunde, eines nördlichen Fanstammes im südlichen Kamerun, besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit einer länglichen, schmalen Öffnung an der oberen Seite; er wird mittels zweier Holzstöcke geschlagen. Durch die zwei verschiedenen Töne, die mit der Trommel erzeugt werden, indem der eine Wandteil an der Öffnung dünner als der andere ist, und durch verschiedene Art des Trommelns entstehen die den betreffenden Landessprachen ähnlichen Laute.[1]

Bei den Dualla begegnen wir den „schweinetrogähnlichen Klötzen“ (Fig. 130 und 135), auf die wir später zurückkommen werden. Im Gebiet der Abo sah Pauli zwei grofse Kriegstrommeln vor dem Hause des Häuptlings liegen, die zu schlagen man ihn verhinderte, weil sie nur im Kriegsfalle

---

1) Willy Wolff: „Von Banana zum Kiamwo“, S. 159. Bastian: „Loangoküste“, Bd. I, S. 162. Falkenstein, S. 195. Wilson: „Westafrika“, S. 295. Katalog des Hamburger Museums, S. 14, Nr. 625. Morgen, S. 53.

gerührt werden. Dieselben waren 2 1/2 m lang und hatten 2 m im Umfange. Nach Schweinfurth findet man ähnliche Instrumente auch am Niger.

In Nord-Guinea fehlen diese aus einem Stück geschnitzten Holzpauken. Dagegen finden sich mannigfache Formen, die auf Entstehung aus verwandten Quellformen schliefsen lassen. Sie scheinen in diesem abgelegenen Gebiete doppelt interessant. Winterbottom schildert eine solche Form von der Sierra-Leone-Küste. Diese Art Trommel wird aus einem Baumstamm verfertigt, den man zwar aushöhlt, aber an beiden Seiten mit Holz verschliefst, und auf der Seite der Länge nach aufschlitzt. Man schlägt wechselweise mit zwei Stöcken darauf und sie giebt einen kläglichen Ton von sich, den man in weiter Entfernung hört. Die Mandingo scheinen hier und da gleiche Instrumente zu besitzen. Nach Moore haben sie in jeder Stadt etwas — und zwar kann es sich um die Felltrommeln, die vorher beschrieben sind, nicht handeln, — das einer Trommel ähnlich ist, mit Namen Tongtong, welche nur bei der Ankunft eines Feindes oder bei anderen aufserordentlichen Gelegenheiten geschlagen wird, um die benachbarten Dorfschaften zu Hilfe zu rufen. Ein solcher Tontong kann in der Nachtruhe 6—7 Meilen weit gehört werden. Aus der Weise der Verwendung und der Betonung des weithinschallenden Klanges glaube ich auf eine Holzpauke schliefsen zu dürfen. — Wie die Sierra-Leone-Trommel sind die Trommeln Weidas auf einer Seite, nachdem sie ganz ausgehöhlt sind, wieder mit Holz verschlossen, auf der anderen allerdings mit Ziegen- oder Schafsfell bedeckt.[1]

Zum Schlufs möge noch ein vereinzeltes Vorkommen erwähnt werden. Neben den thönernen Hydromeleeimern sind bei den Galla ausgehöhlte Baumstämme, die ebenfalls zu ihrem Hausrate zählen, die sogenannten Bidern, dem akustischen Signaldienst gewidmet und neben den Eimern aufgehängt.[2]

b) Die Trommelsprache. In Verbindung mit den Holzpauken Afrikas mufs etwas Eigenartiges genannt werden: die Trommelsprache. Die besten Berichte über sie verdanken wir den deutschen Reisenden aus Kamerun und der ausführlichste von ihnen ist der Max Buchners, den ich hier wiedergebe:

Etwas ganz Exquisites, ja ich glaube Einziges ist die Trommelsprache der Dualla. Durch sie vermag sich ein Mann kilometerweit mit einem anderen zu unterhalten und zwar über alles Mögliche, ihn um irgend etwas zu fragen, ihm irgend eine Geschichte zu erzählen, ihn zu rufen, zu höhnen, zu schimpfen. Es handelt sich dabei nicht etwa um ein Signal-

1) Schwarz, S. 253. Pauli bei Petermann, 1885, S. 19. Schweinfurth, S. 297/298. Winterbottom, S. 150/151. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 322/323. Moore, S. 109.

2) Paulitschke, S. 143.

system, sondern um eine richtige Wortsprache, auch nicht um eine rhythmische Übertragung von Dualla-Worten, sondern um ein eigenes, für sich zu erlernendes Idiom.

Das Instrument ist ein horizontal zu legendes, cylindrisches Stück eines sehr harten, intensiv roten Holzes, etwa $^1/_2$ m lang, $^1/_4$ m dick (vergl. Fig. 130 und 135). In einer Längslinie der Cylinder befinden sich zwei 20 cm lange Schlitze, von denen aus das Innere ausgehöhlt ist. Die beiden Schlitze sind von Wülsten eingefafst, die mit zwei Schlägeln angeschlagen werden, was



Fig. 135.
Dualla bei der Trommel-Unterhaltung (nach Photographie).

entsprechend einer verschiedenen Dicke des Cylinders an diesen Stellen zwei verschieden hohe Töne ergiebt. Das ist der ganze Apparat.

Dessen Handhabung zu erlernen und die Art der Wortbildung mittels desselben zu erforschen, wäre ungeheuer schwierig und ohne übergrofsen Aufwand an Zeit und Mühe müfste man auf jede Idee eines Verständnisses verzichten, wenn nicht noch eine Eigentümlichkeit der Trommelsprache bestände, durch welche sie leichter fafsbar wird. Das Getrommelte oder das zu Trommelnde läfst sich nämlich auch mit dem Munde wiedergeben,

wozu ganz bestimmte Silben gebraucht werden, und bildet so eine Art Geheimsprache, deren sich die Eingebornen oft bedienen, um von einem des Dualla kundigen Weifsen nicht verstanden zu werden. Hie und da pfeifen sie getrommelt Gedachtes, oder sie trommeln es sich leise bei geöffnetem Munde auf die Wange.

„Wasser, Flufs“ heifst in der Duallasprache: „madiba“, in der mündlichen Trommelsprache: „tókoloulókoloúko“, etc. Getrommelt bestehen diese Worte aus ebensovielen Schlägen als sie gesprochene Silben haben, wobei die Zweitönigkeit des Instrumentes nur einen ornamentalen Wert zu besitzen scheint. Auch von den Eingebornen sind der Trommelsprache nur die Vornehmen mächtig. — Mir war diese merkwürdige Fertigkeit vollkommen neu, doch glaube ich jetzt auch Rudimente davon schon 1879 in Lunda gehört (Schinguwo!), aber wegen ihrer rudimentären Undeutlichkeit unbeachtet gelassen zu haben.

Ob die Zweitönigkeit wirklich, wie Buchner meint, nur ornamentalen Wert hat, will ich dahin gestellt sein lassen, jedenfalls mufs es auffallen, dafs auch Sande und Loangoneger sowie andere Stämme (z. B. am Kongo) diese Eigenschaft an ihren Instrumenten stets wahren. Buchners Angaben werden mehrfach bestätigt. Noch eigentümlicher ist es, sagt Zoeller, dafs die Trommelsprache auch vollkommen verständlich mit dem Munde nachgeahmt werden und sozusagen gesprochen werden kann — eine Silbensprache wie das Chinesische — die mit dem landläufigen Dualla-Idiom auch nicht ein Wort gemeinsam hat. Nach Morgen verstehen bei den Yaunde alle, sogar auch nur halbwüchsige Jungen die Sprache und Sprachkunst.

Und nicht nur in Kamerun ist die Trommelsprache heimisch. Stanley weifs mehrfach zu erzählen, wie Botschaften von einem Orte zum andern, von einem Ufer des Kongo zum andern auf diese Weise schnell und klar befördert worden sind, wie die Wenja solches Vermögen wohl auszunutzen verstehen bei der gefahrvollen Fischerei an den Fällen. Reisende vom Kongo erzählen, wie bezeichnend und bedeutungsvoll die Trommelsprache für das Dorfleben sei, wie das ewige Geklapper geradezu typisch wäre, die Trommelkonzerte oft tagelang währten. Als der Gouverneur Five einst spät Abends auf der Rückkehr zu seinem Lager in Basoko die Mitteilung auf dem Trommeltelegraphen aufgegeben hatte, man möchte ihm sein Abendessen aufbewahren und er nach einigen Stunden anlangte, traf er die gedeckten Tische. Die Nachricht: „Abend, Bula Matadi ankommen, nicht alles aufessen“ war schon lange vor seiner Ankunft, kurze Zeit nach der Aufgabe des „Telegrammes“ angelangt. — Im Süden ist die Trommelsprache bei den Bakuba durch Wolf festgestellt. Die Mitteilungen Wilhelm Junkers lassen es unklar, ob bei den Sande die Sprache so ausgebildet ist, wie

im Westen und Süden, machen es aber wahrscheinlich,[1] wie man ja aus vielen der oben wiedergegebenen Berichte auf ihre Verwendung und Kenntnis auch anderen Ortes schliefsen kann.[2] Jedenfalls ist diese Holztrommel im allgemeinen kein Musikinstrument, sondern, wo sie vorkommt und wirklich heimisch ist, ein ernstes und wertvolles Kommunikationsmittel. Der Tanzbegleitung scheint sie nie oder nur selten zu dienen.

Eine sehr wichtige Bemerkung Buchners ist es, dafs man die Trommelsprache auch pfeifen könne. Das erinnert an Berichte aus Aschanti und von der Goldküste. So Bowdich über die Aschantiflöte: diese wird aus einem langen, hohlen Rohr gemacht und hat nur drei Löcher. Die Eingeborenen behaupten, sie könnten durch ihre Flöten sich miteinander unterhalten, und ein alter Resident zu Accra versicherte mir, er habe solche Gespräche gehört und jeder Satz sei ihm erklärt worden. Auch hat jeder Obere des Staates, jeder Häuptling und der Fürst sein Motto (vergl. Anmerkung 2) das nicht nur getrommelt, sondern vor allem geblasen wird. Des Aschantikönigs Hörner blasen: „Ich übertreffe alle Könige in der Welt!" Das Motto des Chef der Stadtpolizei lautet: „Bobie schläft nicht, er wacht für den Reichserhalter, in der Hand des Reichserhalters wacht was" etc. Ob auch hier die Sprache der Flöte und die des Alltages verschiedene sind, ist uns leider nicht mitgeteilt. Jedenfalls ist die Flötensprache auch bei den Bali von Zintgraff nachgewiesen. Ob die Flötenunterhaltung der Bube als selbständige Sprache angesehen werden darf, ist von Baumann nicht festgestellt worden. Flötensignale kommen auch sonst vor.[3]

Die Mitteilung Buchners bringt diese Flötenkonversation mit der Trommelsprache in Beziehung und wir können demnach feststellen, dafs diese Trommelsprache zwar eine Begleiterscheinung der Holzpauke, diese aber ebensogut eine Folgeerscheinung der Trommelsprache genannt werden kann. Es liegt hier keine Äufserlichkeit vor, sondern ein tief einschneidendes Stück des Kulturbesitzes. Der Bau dieser Sprache weicht, da sie Silbensprache ist, offenbar von den afrikanischen Idiomen vollkommen ab. Es ist gar nicht anzunehmen, wie es vielfach ohne Skrupel geschehen ist,

---

1) Buchner: „Kamerun", S. 37/38. Morgen, S. 52/53. Zöller: „Kamerun", Bd. I, S. 189. Stanley: „Der Kongo", Bd. I, S. 119; Bd. II, S. 160. Wifsmann-Wolf, S. 228 etc. Junker, Bd. II, S. 177.

2) An der Tangaküste hat jeder Geist seinen eigenen Trommelschlag. Baumann: „Usambara", S. 58: „Die Trommeln und Blasinstrumente jedes Grofsen in Aschanti haben ihre besondere Weise, die durch ein Motto gekennzeichnet ist." Amankwas Trommelsignal lautet: „Drauf und dran!" Boakje Tentengs dagegen: „Die Donko höhnen mich, was soll das bedeuten?" etc. Ramsayer und Kühne, S. 275.

3) Bowdich, S. 401/402, 464/465. Ramsayer und Kühne, S. 275. Zintgraff, S. 313. Baumann: „Fernando Po", S. 98; „Massailand", S. 202.

dafs aus den einfachen Signalen diese Sprache emporgewachsen sei, sich lokal entwickelt habe. Die Trommelsprache gehört zu den ganz grofsen Besitztümern der Kultur, deren Entwicklung mit dem physiologischen Bau derselben auf das engste verbunden sein mufs. Daher ist die Frage ihrer Herkunft eine hoch bedeutungsvolle.

Die Annahme, dafs diese Sprache sich an der Seite der Flöte ausgebildet habe, ist nicht wahrscheinlich, weil deren Schall nicht weit reicht. In Verbindung mit dem Blasinstrument ist sie nur erhalten worden. Sie mufs sich entwickelt haben mit jenem einzigen Instrument, dessen Klang über Thäler und Flüsse reicht, mit der Holztrommel. Und als Begleiterin eines Holzinstrumentes lernen wir sie auch sonst kennen.

c) Die Sirimba. (Sing. Marimba). Die Afrikaner besitzen noch ein wichtiges Schlaginstrument aus Holz, das sich an die Holzpauken in seinen gröbsten, unentwickelten Formen anschliefst. Diese primitiveren Gestalten sehen wir allerdings am Ostrande Afrikas, wenn die Marimba selbst auch im grofsen und ganzen dem westafrikanischen Kulturkreise angehört. Jedenfalls verdient diese Marimba schon wegen ihrer Eigenart eine eingehendere Erörterung, noch mehr aber, weil wir von dem Berichterstatter über ihre primitive Urform hören, dafs diese auch eine Trägerin der ausgebildeten Trommelsprache ist. Baumann beschreibt diesen ostafrikanischen, hier übrigens sehr seltenen Sprechapparat folgendermafsen:

Von den Musikinstrumenten ist jedenfalls die sogenannte „Vilangwe“ am merkwürdigsten, die nicht nur in Bondei, sondern auch in Ost-Usambara verbreitet ist, wo sich überhaupt viele Anklänge an Bondei-Sitten finden. Sie befindet sich stets am Dorfthore und besteht aus zwei grünen Bananenstämmen, die parallel auf den Boden gelegt werden. Darüber legt man flach abgerundete Holzscheite; die Zwischenräume werden durch kleine Pflöcke festgehalten. Auf diesem primitiven Cymbal pflegen halbwüchsige Jungen mit Schlägeln erstaunlich geschickt zu trommeln. Durch Verschieben und Vertauschen wird das Instrument gestimmt, worauf ein Junge, sich niederkauernd, das Spiel beginnt und ein anderer, ihm gegenübersitzender mit ganz wunderbarer Taktfertigkeit und Präcision einfällt. Das Instrument klingt sehr angenehm und läfst sich am ehesten dem Cymbal der Zigeunermusiken vergleichen. Besonders von ferne gehört, erinnert es auch lebhaft an die Holztrommeln, die in Kamerun und am oberen Kongo einer ausgebildeten Trommelsprache dienen. Dieser Anklang, sowie der Umstand, dafs die Wabondei ihre Vilangwe zu Zeiten zu rühren pflegen, wo man sonst nicht gerade zu erheiternden Spielen aufgelegt ist, brachte mich auf den Gedanken, dafs es sich auch hier wenigstens teilweise um

etwas Ähnliches handeln könne. Dies wurde auch bestätigt, und zwar nicht nur durch mündliche Aussagen, sondern auch durch die Erfahrung. So ergriff z. B. der Häuptling Hungura von Maramba beim Nahen meiner Karawane die Flucht und liefs nur seinen Sohn mit einigen Leuten zurück. Als dieser unsere friedlichen Absichten erkannt hatte, erklärte er, er wollte den alten Häuptling rufen; dies geschah mit der Vilangwe, die von einem anderen Dorfe aus beantwortet wurde, worauf sich Hungura einstellte und mir ausdrücklich bestätigte, dafs er durch die Vilangwe verständigt worden sei. Die Verwendung der Vilangwe zu solchen Zwecken ist im Erlöschen begriffen und in Bondei nur noch sehr wenigen, in Ost-Usambara auch nur einzelnen Leuten geläufig, während sehr viele es als ein Musikinstrument zum Vergnügen zu spielen verstehen. — Die aus leichten Holzplatten hergestellte Holzharmonika, die Stuhlmann in den Unguru-Bergen kennen lernte, dürfte als Vilangwe gedeutet werden.[1]

Auf die verwandtschaftliche Beziehung zwischen Holzpauke und Vilangwe brauche ich nicht erst hinzuweisen. Die Vilangwe, die hier im abgeschlofsenen Ländchen allein noch ein kümmerliches Dasein fristet, ist aber die Stammmutter einer Unzahl von wenig unterschiedlichen Instrumenten, die ich unter deren verbreitetsten Namen als Sirimba (Sing. Marimba) zusammenfasse. Die Marimba ist eigentlich nichts anderes als eine tragbare Vilangwe, deren jede Taste mit einem Resonanzboden (auch wohl zweien) versehen ist. Der Resonanzboden besteht aus einer Kalabasse. Eine eingehende Beschreibung der Marimba möge hier folgen.

Die Marimba besteht aus einem länglich viereckigen Rahmenwerk, welches oben zwei Latten trägt, die der Länge nach aufgelegt sind und auf denen über die Breitseite die Klanghölzer befestigt sind. Diese Klanghölzer sind des verschiedenen Tones wegen von verschiedener Länge gearbeitet. An ihrer Unterseite sind eine oder zwei Kalabassen als Resonanzböden angebracht. Ein hölzernes Bogenstück (siehe die Beschreibung der Manjema-Trommel von Stuhlmann) hält das Instrument, wenn es getragen wird, vom Leibe ab. Es hängt an einem Gurte um den Nacken des Schlägers. Zuweilen wird es auf der Erde liegend geschlagen, zuweilen von zweien, meist aber von einem. Zwei Trommelschlägel, im Süden am Ende mit einem Gummiballe versehen, gehören dazu (Fig. 136).

Die Verbreitung der Marimba deckt sich im wesentlichen mit der Ausdehnung des westafrikanischen Kulturkreises. Sie läfst sich z. B. nachweisen: in Senegambien, bei den Mandingo (Name: Balafo), in Liberia, an der Goldküste, in Adamaua bei den Mbum, bei den Fan (Name: Handja), Sande, Quadda, Bateke, Bajansi, im Fürstentum Ssongo, in Malange, bei

1) Baumann: „Usambara“, S. 136/137. Stuhlmann, S. 37.

westlichen, östlichen und centralen Kalunda, Baluba (Bena Bambue) Wabujwe (Name: Kuranda) Warua, Marutse-Mambunda und endlich an dem Unterlaufe des Sambesi.[1] Nach Ratzel soll sie auch in Uganda, hier aber ohne Kürbisse vorkommen.

Was bei dieser Verbreitung am meisten auffällt, ist, dafs die Verbreitung der Vilangwe die einzige Enklave im Osten des Kulturkreises



Fig. 136.
Marimba spielender Neger aus Salaga (nach Photographie).

einnimmt, dafs die entwickelten Formen fast durchgehends, ja ausschliefslich dem Westen angehören, da wir annehmen dürfen, dafs die Vorkommnisse

1) Gray and Dochard, S. 300/301, Fig. 1. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. II, S. 313 (Abb. auf Taf. 25). Serurier im Intern. Arch. f. Ethnogr., Bd. I, S. 155. Büttikofer erwähnt die Marimba in Liberia nicht. Passarge, S. 283 und 477. Du Chaillu, S. 87. Junker, Bd. III, S. 14, 15/16, 342. Schweinfurth erwähnt die Marimba bei den Sande nicht und betont nur das Fehlen bei den Mangbattu, S. 301. Dybowski, S. 361. H. H. Johnston: „Der Kongo“, S. 403. Wifsmann-Poggo, S. 137. Wifsmann-Wolf, S. 14, 297. Pogge, S. 241. Buchner bei Ratzel: „Völkerkunde“, 2) Bd. II, S. 228. Cameron, Bd. I, S. 288; Bd. II, S. 80. Cavazzi, S. 197. Gamitto in der Zeitschrift, S. 401. Holub: „Sieben Jahre“, Bd. II, S. 198; „Kulturskizze“, S. 135—137. Ratzel, 2) Bd. II, S. 20.

an der Sambesimündung durch eine jüngere Verschiebung an den Ufern des Stromes hinab hervorgerufen sind.

d) Die Entwicklung und Verwandtschaft der afrikanischen Holzpauken. So nahe verwandt diese Holzpauke und die Vilangwe auch sein mögen, so sind sie doch durch ein wesentliches Merkmal getrennt; die Holzpauke basirt auf dem Princip der Klangröhre, die Vilangwe auf dem des Klangstabes.

Klangstäbe benutzen z. B. die A Bongo; sie schlagen zwei Hölzer aneinander, wozu sie Gesänge improvisieren. Auch an der Goldküste fanden sich früher runde Stecken mit verschiedenen Löchern, welche, wenn sie aneinander geschlagen wurden, „einen wunderbaren Klang“ gaben. Die Bateke



Fig. 137.
Angaramutschläger von der Blanche-Bai auf Neupommern (nach Finsch).

verwenden zur Begleitung ihrer Gesänge ein einfaches Instrument, bestehend aus zwei hohlen Stäben, die aneinandergeschlagen ein gefühlvolles Geräusch hervorbringen.[1] Da ist schon ein Übergang zur Klangröhre erreicht.

Der Klangstab ist ein nigritisches Besitztum. Die Australier schlagen zwei trockene Stäbe gegeneinander, oder mit einem Stock gegen den Wurfstock und es ist Ehrensache dies vollendet zu können. Schallstäbe besitzen viele Stämme Oceaniens aufserdem, doch ist die Verbreitung sehr spontan. Wir können aber in den Inselgebieten jene Entwicklung beobachten, die zu dem afrikanischen Vilangwe geführt hat. Ich erinnere vor allem an die Angramut genannten Schlaghölzer von Neupommern. Diese bestehen aus

1) Lenz, S. 110/111. „Allg. Hist. d. R.“, Bd. IV, S. 157. Baumann: „Beiträge“, S. 10. Guiral, S. 174.

zwei 75 cm bis 1 m langen und ca. 15 cm breiten, flachen, seitlich sanft abgerundeten Stücken Hartholz, die an den Enden im Feuer gehärtet und ungleich lang sind, weshalb sie verschieden tönen. Der Angaramutschläger (Fig. 137) macht zunächst ein Loch in den Sand, über welches er sich mit ausgespreizten Beinen setzt, wodurch in sinnreicher Weise Resonanz entsteht; er legt dann die beiden Schlaghölzer quer über seine Schenkel und bearbeitet sie mit zwei kurzen, runden, hölzernen Schlägeln. Die formale und wesentliche Übereinstimmung mit der Vilangwe brauche ich nicht mehr hervorzuheben. Noch klarer tritt die Beziehung hervor, wenn die hinterindischen Holzinstrumente (Fig. 138) mit der Marimba verglichen werden. Kurz und gut, wir sind berechtigt, die Vilangwe malajonigritisch und die Marimba eine afrikanische Variante der malajonigritischen Vilangwe zu nennen.

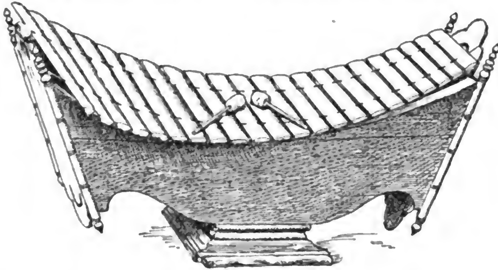


Fig. 138.
Holzinstrument von Hinterindien, Burma (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

Für das Klangrohr bietet Ostafrika ebenfalls einen Übergang, nämlich in dem Nationalinstrument der Wasegeju, welches als Begleitung beim Tanze dient und nichts anderes ist, als ein oben offenes, unten geschlossenes Bambusrohr, das auf den Boden gestofsen einen je nach der Dicke des Rohres verschiedenen Ton giebt. Auch die Wakamba benutzen Pauken aus Bambusrohr vom Kenia und bei den Wapare sieht man ebenfalls hier und da das Bambusrohr der Wasegeju.[1] Diese Bambustrommeln unterscheiden sich allerdings sehr beträchtlich von den westlichen Holzpauken. Sie sind nicht aufgeschlitzt, sondern auf einer Seite offen; sie werden nicht liegend mit Klöppeln bearbeitet, sondern senkrecht auf den Boden gestofsen. Aber sie sind einfacher, ursprünglicher als die Holzpauken, denn das Material ist von Natur hohl. Die Entstehung der Holzpauken wird uns verständlich,

1) Baumann: „Usambara“, S. 53, 243. Hartmann: „Die Ostküste“, Bd. I, S. 233.

wenn wir annehmen, dafs sie aus dem gleichen Material wie diese westlichen Stampftrommeln, aus dem Bambus entstanden seien. Die westlichste Form der Holzpauke läfst uns das vermuten. Winterbottom schildert, wie eine Holzröhre hergestellt, diese auf beiden Seiten geschlossen und dann oben der Schlitz angebracht wurde. Diese Holzröhre dürfte die Nachahmung einer Bambusröhre sein.

Also: 1. Wesentlich westafrikanische Verbreitung. 2. Vermutliches Hervorgehen aus dem Bambus. 3. Verwandtschaft mit dem malajonigritischen Vilangwe — sollte da diese Holzpauke nicht auch malajonigritischen Ursprunges sein?

Die Oceanier besitzen drei Arten oder sogar vier von Bambuspauken. 1. Typus: In einen Bambusabschnitt wird der Länge nach ein Schlitz gemacht; die Seiten sind durch die Nodien-Verbindung geschlossen; die Trommel wird auf den Boden gelegt und mit zwei Schlägeln bearbeitet (in Neuguinea). 2. Typus: Ein Bambusrohr wird auf einer Seite geschlossen und dann die geschlossene Seite auf den Boden gestampft; meist vereinigen sich mehrere zu gemeinsamem Koncertstampfen, in welchem Falle die Trommeln abgestimmt sind (auf Tonga, Samoa, Tahiti). 3. Typus: Mehrere überspannte Bambusröhren werden wie eine Pansflöte untereinander verbunden und dann geschlagen (auf Samoa).[1]

1) In Anmerkung wenigstens möchte ich noch auf einige Einzelheiten eingehen; Erschöpfendes kann erst in dem Bande über die oceanischen Kulturen geboten werden.

Die oceanische Bambustrommel ist als solche auch verhältnismäfsig nur noch selten, wogegen die hölzernen Nachbildungen sich einer gewaltigen Ausdehnung erfreuen und auf einer von Malakka bis zu den Herveyinseln reichenden Zone heimisch geworden sind. Die Fläche der Verbreitung scheint allerdings und zwar zumal in Indonesien grofse Lücken aufzuweisen. Aber auch auf Malakka ist es eine „Signaltrommel“. Heute haben diese Trommeln eine eigene Bedeutung angenommen, sie dienen hier und da an Stelle von Kirchenglocken.

Aufser den stehenden und liegenden Trommeln dieser Art müssen vor allem die hängenden erwähnt werden. Sie gehören vorzüglich Indonesien an; aber auch die Pahu der Neuseeländer war eine hängende und von einem unter ihr Kauernden wie eine Glocke von innen geschlagene Holztrommel. Diese Pahu erinnert an ein afrikanisches Gerät, das auch vorzüglich dem westafrikanischen Kulturkreise angehört: die hölzerne Hundeglocke. Die Verbreitung derselben ist sehr bezeichnend: Kamerun, Ituri (oberer Aruwimi) und Lunda. dazwischen Loango-Ogowe, Kongo und Angola. Vielleicht stammt diese wunderliche Holzglocke von einem Gerät wie die Pahu der Maori Neuseelands ab. Ein Bindeglied bietet jedenfalls eine neben der grofsen Kastenform vorkommende Holztrommel der Mangbattu, die z. B. bei Ratzel: „Völkerkunde“, 2) Bd. II, S. 312 abgebildet ist. Auch dies ist eine Glockenform, die dem Hängemotiv zuneigt, wie der Einschnitt am oberen Rande andeutet.

Was die vilangwe-artigen Instrumente anbelangt, so ist aufser der Garamut der Papua Neupommerns auf ähnliche Instrumente in Indonesien hinzuweisen. Auch

Von diesen Trommeln haben wir die zweite weitverbreitete an der Ostküste Afrikas kennen gelernt. Wie diese Bambusinstrumente wird die Trommel der Sierra-Leone-Küste an beiden Enden mit Holz verschlossen. Wir sahen aber, dafs die Weidaer Trommel nur an einer Seite mit Holz verstopft war. — Die dritte Trommelform nähert sich der Vilangwe. Wir haben aber auch sonst Verwandtes, wie beistehende Fig. 139 darlegen mag.

Die Trommeln sind allerdings nicht anders verbunden, als dafs sie der Trommler zwischen die Beine quetscht. Aber sie sind hier wie auf



Fig. 139. Trommler aus Pare (nach Baumann).

Samoa abgestimmt. — Der erste Typus, die seitlich geschlitzte Bambustrommel fehlt in Afrika.

Neben diesen Bambustrommeln besitzen die Oceanier auch Holzpauken, deren eine Form ich hier nach Parkinson schildere: Die Garamut Neupommerns ist eine grofse Trommel, bestehend aus einem mittels glühender Steinchen hohlgebrannten Baumstamm mit einem schmalen Spalt, der sich an den beiden Enden zu einer handgrofsen Öffnung verbreitert. Sie hat Handhaben an den Seiten und ist häufig roh verziert durch eingeschnittene Ornamente oder durch Bemalung mit Kalk und roter Erde. Der Schall ist weithin vernehmbar, besonders wenn das Holz recht trocken ist. Die

ist hier der merkwürdige Resonanzboden, die Erdhöhle, erwiesen. Wir lernten ihn schon bei den Saiteninstrumenten kennen (S. 124). Diese Erdhöhle als Resonanzboden kehrt wieder auf den Salomonen, den Neuhebriden und den Fidschi-Inseln. Also ist die Verbreitung hier eine sehr bedeutende. Keineswegs soll damit aber behauptet sein, dafs diese Resonanzboden ein malajonigritisches Kulturmerkmal ist.

Garamut steht vor der Wohnung des Häuptlings; sie verkündet durch verschiedene Signale Krieg, die Zerstückelung und Verspeisung eines erschlagenen Feindes, eingetretene Todesfälle und sonstige Familienereignisse, sie begleitet die Einlage neuer Summen von Muschelgeld in das Dewarrahaus und trommelt die Teilnehmer bei grofsen Festlichkeiten zusammen. Finsch sagt: Die Garamut dient zu den Signalen der verschiedensten Art, ruft die Männer zu Festlichkeiten oder zum Kampfe, verkündet Todesfälle, dient hauptsächlich zu Totenklagen und ist in der Stille der Nacht sehr weit hörbar. — Diese Trommeln sind in der Südsee weit verbreitet, von Neuguinea bis zu den Hervey, von den Tokelau bis Neuseeland. Sie weichen in verwandten Stücken in der Form voneinander ab, sind bald gröfser und gewaltig an Dimensionen, bald klein und zierlich, aber im Princip sind sie einander alle gleich. Die gröfsten Trommeln sind wohl die der Neuhebriden, es sind gewaltige Baumstämme, die senkrecht in die Erde

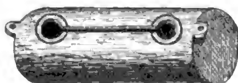


Fig. 140.
Holzpauke von Neupommern (nach Parkinson).



Fig. 141.
Holzpauke der Baluba (nach Cameron).

vergraben werden, aber auch sie zeigen den Schlitz mit der Verbreiterung an den Enden (vergl. umstehende Tafel).

Diese Holztrommeln, deren Hervorgehen aus dem ersten Typus der Bambustrommeln zu selbstverständlich ist, um noch eingehender erörtert werden zu müssen, sind die echten und rechten Schwestern der afrikanischen Holzpauken. Vergleichen wir nämlich die Garamut (Fig. 140) mit der afrikanischen Holztrommel der Baluba (Fig. 141), so sehen wir nur Übereinstimmendes bis ins Detail, die Handgriffe, die Umrandung des gleichgeformten Schlitzes etc. Wir sahen, wie die Form des Schlitzes von den runden in eckige Schnitte an den Enden übergeht (Fig. 129 und 130.) Nun, auch Oceanien bietet diese Erscheinung, wie das prächtige und sehr seltene Stück des Leipziger Museums von den Herveyinseln uns lehrt (Fig. 142.) Und diese Neigung zum eckigen, statt rundlichen Gebilde charakterisiert ja gerade die afrikanische Plastik. So bedarf es denn keines anderen Beweises mehr, die formale Übereinstimmung ist zu frappierend, um nicht ohne weiteres anerkannt zu werden. Wir haben also den Ursprung der afrikanischen Holzpauke aus der oceanischen Bambustrommel nachgewiesen und dürfen sie als malajonigritisch bezeichnen.

Aber noch eine Erkenntnis eröffnet sich uns hier. Finsch und Parkinson haben von den Trommelsignalen gesprochen. Nach anderen Berichten sind sie noch nicht weit genug gegangen, es scheint sich auch um eine Trommelsprache zu handeln. Mehrere Thatsachen unterstützen diese Vermutung. Auf vielen Inseln (so auf Samoa etc.) sind die Trommeln abgestimmt. Das läfst auf eine feine Schulung des Ohres schliefsen. Jede Insel hat nämlich ihren Ton. Das einzige Instrument, das ich untersucht habe, zeigt den gleichen Zweiklang der Trommelwände wie die afrikanischen Trommeln.

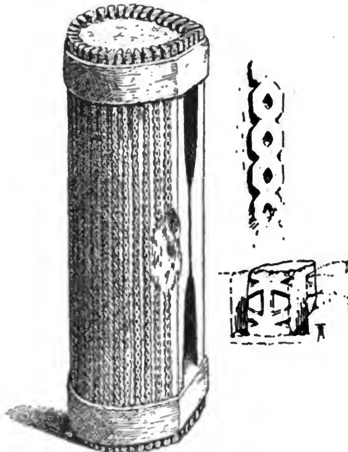


Fig. 142.
Holzpauke von den Hervey (Museum für Völkerkunde in Leipzig).

So ist zum mindesten damit nachgewiesen, dafs die afrikanische Trommelsprache aus Rudimenten emporgewachsen ist, die auch den Malajonigritiern der Südsee eigen sind.

Alles in allem sind also die afrikanischen hölzernen und zwar entwickelteren Schlaginstrumente als malajonigritisch, die primitiven Klangstäbe aber als nigritisch zu bezeichnen. Wir können die Verbreitung vorzüglich westafrikanisch nennen. Die Formen, die der Osten bietet: Vilangwe und Bambustrommel sind beide interessante Übergangsformen aus dem oceanischen in den afrikanischen Formenschatz, als welche sie allein schon diese östliche verkümmerte Existenz kennzeichnet.

An Formen unter den in Frage kommenden Instrumenten sind zu unterscheiden: 1. die nigritischen Klangstäbe. 2. Die malajonigritischen Bambustrommeln. 3. Die malajonigritischen Holzpauken, unter denen ich drei Gruppen unterscheide: a) die runde Walzenform mit verbreitertem Schlitz, die überall im westafrikanischen Kulturkreise heimisch ist (Fig. 129 Kalunda, Fig. 141 Baluba, Fig. 131 Loango, Fig. 130 Dualla, Fig. 128 Kongo. Im Text erwähnt von Umbella und der Sierra-Leone-Küste), b) die Kastenform mit den Beinen, die hauptsächlich im nördlichen Kongobecken heimisch ist, (Fig. 134 Sande, erwähnt von den Bangala, Basoko, Mangbattu), c) die Keilform, die dem südlichen Kongobecken angehört (Fig. 127 und 121 heimisch bei den West-, Central-, Ost-Kalunda, Manjema und Wakussu). 4. Die Marimba, von der zwei wichtige Typen in Frage kommen, nämlich a) die Vilangwe und b) die eigentliche Marimba.

Demnach entrollt sich dieses Bild ganz besonders klar. Wir sehen die Formen aus dem fernen Osten stammen, auf der Wanderung am Ostrande Afrikas Reste zurücklassen und endlich im Westen zur fröhlichen Entwicklung sich ansiedeln.



Verlag von Gebr. Borntraeger, Berlin.

Trommeln auf den Neuhebriden.

Systematik.

A) Die nigritischen Schlaginstrumente: Die Klangstäbe.	Westliches Ablagerungsgebiet.
B) Die afrikanischen Schlaginstrumente:	
1. Die Felldecke.	Südachse.
2. Die Felltrommel mit Fellspannung. a) Topf als Resonanzboden,	Südachse und westliches Gebiet.
b) Kalabasse als Resonanzboden, c) Holzgefäfs „ „ d) Mörser „ „ e) abgeflachte Röhrentrommel.	Nordachse und Zone zwischen Nord- und Südafrika.
C) Die asiatischen und mediterranen Schlaginstrumente: I. Jüngere Formen. 1. Thönerne Standtrommel. 2. Eiserne Kesselpauke. 3. Tamburin (Scham-Tr.).	Nordachse und Verbindung mit Asien.
II. Ältere Formen. 1. Mörsertrommel mit indones. Spannung (Rotang); Varneihaut; Menschenkopf etc. 2. Sanduhrentrommel. a) Ostform, b) Südform, c) Westform. **D) Die malajonigritischen Schlaginstrumente:** 1. Die Bambustrommel. 2. Die Holzpauken. a) Cylinderform, b) Kastenform, c) Keilform. 3. Die Marimba. a) Vilangwe, b) Marimba.	Westliches Ablagerungsgebiet mit Resten im Osten.

7. Die afrikanischen Hütten und verschiedene Geräte.

(Vergl. Kartenblatt 1, Nr. VIII und 3, Nr. XXI.)

Auf dem Haupte des armen Ethnologen haben bis dato alle Wissenschaften ihren „prähistorischen“ Schutt abgeladen. Eine kulturgeschichtliche Abhandlung fängt selten an ohne Sätze wie: „Schon die alten Germanen etc.“; „Bekanntlich wufsten schon die alten Griechen etc.“ Nicht etwa, als wolle der Autor nunmehr mit zartem Finger den Wirrwarr von Gegenständen, Strömungen, alten Nachrichten auflösen, aus dem ihm jener einzelne Stein des „Schon die“ entgegengerollt ist und zwar meist zufällig, auf dem Schulwege oder in irgend einem Kolleg — nein, daran denkt er nicht; ihm ist nur dieses als Einleitung passend erschienen; es weiter zu untersuchen, dazu ist ja der Ethnologe da; also wird ein Steinchen mehr zum Schutt geworfen.

Was sich so im Laufe der Zeit aufgespeichert hat, ist ganz unglaublich. Wir sind ja auch merkwürdige Menschen, die ohne Murren diesen Ablagerungen zusehen und nunmehr vor Bergen von ungelösten Problemen stehen, die Kulturgeschichte, Religionsgeschichte, Kunstgeschichte etc. aufgetürmt haben. Daher heifst's für den Ethnologen heute Keramik, morgen Rechtswissenschaft, übermorgen Religionsphilosophie etc. etc. studieren. Es ist also kein Wunder, wenn der Schreiber dieses von Herzen dankbar dafür ist, aus der Menge der Stoffe und Probleme, die in diesem Werke behandelt werden sollen, eines auf die Schultern eines speciellen Fachmannes abladen zu können, und dadurch von der Notwendigkeit befreit zu werden, auch noch Baukunst studieren zu müssen.

Die Schwierigkeit der anatomischen Zergliederung der Hüttenformen liegt nicht in der Auffassungs-, sondern in der Klarlegungsweise des Stoffes. Wenn wir lauter gute Berichte über den afrikanischen Hüttenbau hätten, wäre die Untersuchung der Verwandtschaft der Typen nicht schwer, so aber, wo nur schlechte Abbildungen und noch mangelhaftere Mitteilungen Zeugnis ablegen, gehört ein geschulter und gewandter Blick dazu, durch die äufsere Gleichförmigkeit in das innere Konstruktionswesen einzudringen.

I. Beschreibend-anatomische Betrachtung der Hütten.

Von H. Frobenius.

Bei der grofsen Menge verschiedener Formen der Wohngebäude, welche uns Afrika bietet, scheint es dem oberflächlichen Beobachter eine unfruchtbare Arbeit, Ordnung und System hineinzubringen, zumal sich häufig Bauwerke von ganz verschiedenem Äufseren auf kleinstem Raum bunt gemischt zusammendrängen. Ich erinnere an die Gegend nördlich des Albert-Edwards-Sees oder gar — denn hier sind ja viele Bruchstücke verschiedenster Stämme und Völker durcheinander gemischt — an den einen Stamm der Bassonge, die zwei verschiedene Formen — oder an die Waschamba (in Usambara), welche gar deren drei nebeneinander haben. Man vergifst dabei eins — und leider haben es unsere Reisenden meist zu wenig beachtet, — dafs die Form, sei es rund oder viereckig im Grundrifs, spitz oder rundbogig im Aufbau, das charakteristisch Unterschiedliche eines Bauwerkes niemals ausmacht, sondern lediglich die Konstruktion, d. h. die Verbindung der einzelnen technischen Glieder zum Raumbau. Deshalb sind Grenzbestimmungen, wie sie von manchen Seiten versucht wurden, zwischen Gebieten viereckiger und runder Hütten, oder zwischen denen rechteckiger Schrägdach- und runder Konushütten ohne allen wissenschaftlichen Wert; und ebenso würde eine Unterscheidung nach dem verwendeten Material schon deshalb unrichtig sein, weil dieses zwar im Geburtslande eines Baustiles auf sein Gefüge von Einflufs gewesen ist, bei der Wanderung in andere Länder ihn aber nicht begleiten kann; und dann hat er seine Lebensfähigkeit in einem anderen Material zu bewähren und wird ein anderes Gesicht annehmen, wenn auch das Wesentliche, das Konstruktionsprincip sich gleich bleiben mufs.

Wir werden also bei einer Betrachtung der afrikanischen Bauten uns nicht an Form und Material binden dürfen, sondern jenen Kern, das Konstruktionsprincip herauszufinden suchen, um in das Chaos der Formen einige Ordnung zu bringen. Es empfiehlt sich zu dem Zweck, zuerst die Baustile des südlichen, dann die des nördlichen Afrika zu betrachten, da sie sich an den extremsten Stellen am charakteristischsten voneinander unterscheiden, und dann sie in ihrer Entwicklung bis zum Zusammenflufs im centralen Afrika zu verfolgen.

A) Die Baustile Südafrikas.

Bei den Zwergvölkern und Buschmännern findet man den einfachsten Bau eines Wohn- oder Lager-Raumes — denn die noch primitivere Form der Höhle, wie sie den Troglodyten im südöstlichen Kongo-Becken noch

13*

zur Zeit als Wohnraum dient, ist ja kein menschliches Bauwerk — man findet ihn in Gestalt der aus Zweigen zusammengebogenen Kugelhütte. Halten wir das Konstruktionsprincip fest: rings um die Bodenfläche werden biegsame Hölzer in dem Erdboden befestigt, die gegenüberstehenden zusammengebogen und verbunden, das giebt das Gerüst. Die Vervollständigung zum Raumbau verlangt eine Ausfüllung der Zwischenräume in zweiter Linie. Dies kann je nach dem vorhandenen Material geschehen, entweder durch Verflechten des Gerüstes mit anderen Ruten, oder durch Zwischenstellen zahlreicher dünner Stöcke oder Schilfbüschel oder starrer Grasstengel oder endlich durch Bedecken mit einer Decke, sei es ein Fell, eine Matte oder Grasbüschel. In der Herstellung des Raumabschlusses wird manches Charakteristische liegen können; es ist aber leicht ersichtlich, dafs das tektonische Gerüst, die Hauptsache ist.

Es ergiebt sich ohne weiteres die Kugelhütte der Hottentotten, Kaffern, Zulu und Herero (Fig. 143) als eine verbesserte Ausführung



143 a. 143 b.

Fig. 143 a und b. Hütte der Zulu.

der Batua-Hütte. Die Hottentotten, ursprünglich ein Nomadenvolk, entwickelten aus der improvisierten Busch-Hütte eine transportable, deren Gerüst, halbkreisförmig gebogene Stäbe, schnell im Boden befestigt und mit Binsenmatten bedeckt werden konnte. Zum Wohnungswechsel braucht man nur diese zusammenzurollen, die Bänder zu lösen, welche die Stäbe zusammenhalten, diese selbst aus der Erde zu ziehen und alles auf einem Packochsen zu verladen. Auf die Herstellung eines festen und glatten Bodens der Hütte wird bereits Wert gelegt; Thon oder Lehm fand sich ja leicht, um eine Art Estrich herzustellen und auch die innere Wandung soll in früheren, besseren Zeiten mit diesem Material gedichtet und verschönert worden seien.

Es ist in dieser primitiven Lagerhütte bei aller Einfachheit bereits das Streben nach besserer Wohnlichkeit, nach einem gewissen Komfort und Schmuck zu erkennen und die beiden Elemente, die diesem Zweck dienen, sind Fufsboden- und Wandbekleidung mit fetter Erde. Es sind zwei charakteristische Zugaben zu dem tektonischen Gerüst der südafrikanischen Baustile.

Eine dritte tritt bei den Zulu-Hütten hinzu, wie sie auch von Kaffern und Herero benutzt wird, nämlich eine Stütze oder auch mehrere im Innern der ganz nach dem Vorbild der Hottentottenhütte, aber meist in bedeutend gröfserem Umfange hergestellten Kugelhütte. Die Höhe wuchs nicht über 2 m, offenbar mit Rücksicht auf die Bauausführung: man hätte bei gröfserer Höhe nicht zu den Enden der Stangen hinaufreichen können, die man im Kreuzungspunkt zusammenbinden mufste. Da bei dem gröfseren Umfange eine gedrücktere Form entstand, die eine geringere Trägfähigkeit und Festigkeit des ganzen Gerüstes mit sich führte, mufste man je nach der Gröfse eine Stütze (in der Mitte) oder mehrere (auf den Raum verteilt) anbringen, damit die Last des Deckmaterials, nämlich Schilfgras, nicht den ganzen Bau zusammendrückte. Hieraus ergiebt sich ganz folgerichtig die Art der Stütze: eingegraben in die Erde, um nicht umzufallen, und stumpf gegen die Wölbung gestofsen, also unverbunden mit dieser, lediglich tragend.

Aus diesen wenigen charakteristischen Elementen haben sich alle südafrikanischen Bauformen entwickelt, und es wird nun zu verfolgen sein, was die Geschicklichkeit und der Geschmack der Naturvölker unter verschiedenen Verhältnissen daraus zu bilden verstanden.

Zunächst sei nochmals betont: das tektonische Gerüst besteht aus einer Reihe den Raum umgebender, in den Erdboden gesteckter, biegsamer Hölzer, welche das Gerippe zu Wand- und Deckenbildung abgeben; als Stützen dienen eingegrabene, ohne oberen Verband tragende Säulen; der Fufsboden und die inneren Flächen der aus irgend einem Deckmaterial hergestellten Wände werden mit einem Putz fetter Erde gedichtet und verziert.

Betrachten wir zunächst die Wandlungen der Hüttenkonstruktion, welche die ursprüngliche kugelige Gestalt annähernd beibehielten.

1. Die Kugelhütte.

Da finden wir zunächst bei den Barotse in den Nebenhäusern der Königinnen einen kugeligen Bau mit einem Vorraum (die weitere Ausgestaltung des kleinen Vorraumes der Zulu-Hütte), welcher aber bei 3 m Höhe und 3,0—4,0 m Kreisdurchmesser aus der Halbkugel etwas schlank herauswächst. Eine Stütze bedurfte der hierdurch steifere und in seinen Abmessungen beschränkte Bau nicht (Fig. 144).

Die Kugelhütte wanderte aber aus dem Becken des Sambesi und über die Wasserscheide des Kongo hinweg, eroberte das Gebiet, welches die Lunda-Völker in Besitz nahmen, schob sich östlich am Moero- und Tanganjika entlang, zwischen letzterem und Albert-Edward-See hindurch bis zum Viktoria- und Albert-See und erreichte mit seinen westlichsten

Ausläufern bei den Songo den Kuanza. Das sind die Gebiete des Lunda-, des Uganda- und des Songo-Typus. Während der letzte Fig. 145 nur in dürftigen Verhältnissen sich erhielt, entsprechend der Rolle, welche die Songo spielen, ward er von den benachbarten Tupende in eigentümlicher Weise umgestaltet und in der neuen Form sowohl den sie verdrängenden Bangala übermittelt, als auch bei der Nordwanderung nach dem Mittellauf des Loango mit geführt. Der Tupende-Stil verdient eine spätere Betrachtung.

In dem Reiche der mächtigen Herrscher der Lunda konnte die kleine Kugelhütte dem Stolz und Repräsentationsbedürfnis nicht mehr genügen.



144a. 144b.

Fig. 144a und b. Hütte der Barotse (nach Holub).

Man verlangte nach mächtigen umfangreichen Bauten für den Muata Jamwo und seine Grofsen. Aber die barbarische Machtentfaltung vermochte auch nur in barbarischer roher Weise dem zu genügen. Die Form ward unver-



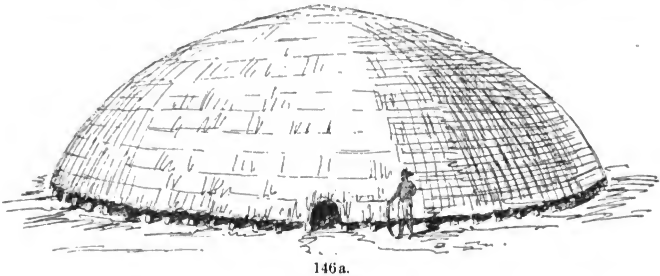
145a. 145b.

Fig. 145a und b. Hütte der Massongo (nach Pogge).

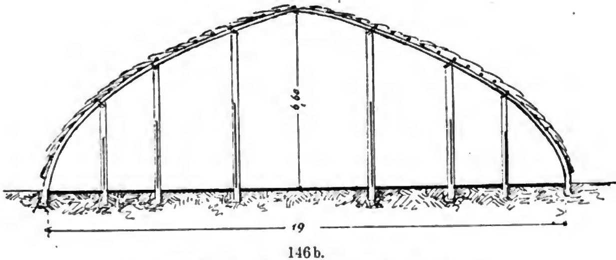
ändert beibehalten, aber ins Ungeheure (6—8 m Höhe und 20 m Durchmesser) vergröfsert; eine grofse Zahl innerer Stützen ward ein unabweisbares Bedürfnis, und die (niedrig gehaltenen) Zwischenwände gewährten eine Art Verstrebung der Säulen. Der einzige Schmuck bestand aber in Strohtürmchen von etwa 1 m Höhe, welche man dem Rücken der Schildkröte unvermittelt und zwecklos aufsetzte. Die Thür schrumpfte zu einem Loch zusammen, durch das nur kriechend wie ein Tier der mächtige Fürst seine Gemächer erreichen konnte (Fig. 146a und b).

Nicht viel anders scheint auf den ersten Blick der Uganda-Typus, welcher in den gröfsten Bauwerken des König Mtesa immerhin die Gröfse von 24 m Durchmesser und 9—10 m Höhe erreicht haben mag. Und

doch ist er wesentlich verschieden. Die äufsere Form zeichnet sich allerdings nur durch besseres Verhältnis von Höhe und Breite aus, zeigt aber in dem eigenartig, zu einer weiten Veranda gestalteten, Licht und Luft sich öffnenden und einen tiefen Blick in das reich geschmückte Innere gewährenden Eingang einen aufserordentlichen Fortschritt (Fig. 147). Hinzu kommt die peinliche Sorgfalt der Bauausführung, welche diesen plumpen



146a.



146b.

Fig. 146a und b. Hütte der Kalunda (nach Pogge).

Bau bei näherer Betrachtung als ein Kunstwerk des Gewerbes erscheinen läfst. Die einzelnen Konstruktionsteile entsprechen dabei durchaus den Elementen der einfachen Kugelhütte. Die gebogenen Hölzer des Gerippes sind natürlich hier aus Stücken stärkeren Materials zusammengesetzt; sie müssen durch zahlreiche Säulen gestützt werden, welche durch einen ausgebildeteren ästhetischen Sinn in regelmäfsigen Reihen geordnet wurden, und hierdurch ward ein Mittelglied zwischen der stumpf tragenden Säule und den Bogenrippen notwendig, nämlich ein horizontales Trageholz, ein

dem kreisförmigen Grundrifs sich anschliefsendes Rahmstück. Ob dieses der Erfindungsgabe der südlichen Einwanderer seine Entstehung verdankt, oder ob dieses neue Konstruktionsglied, welches ganz wesentlich zur Ermöglichung dieser Bauwerke beitrug, durch die einem anderen Kulturkreise (Zwischenachse!) angehörenden Wahuma beigefügt und durch diese überhaupt der Stil bis zu seiner jetzigen Vollkommenheit entwickelt wurde, wird sich kaum feststellen lassen. Nur spricht dafür, dafs allerdings dieses Rahmstück — den südafrikanischen Bauten sonst ganz fremd — bei den nordafrikanischen des Nilgebietes überall einen wesentlichen Bestandteil bildet.

Die Hütten der Unterthanen halten sich selbstverständlich in kleineren Verhältnissen und sehen dem südafrikanischen Vorbild um vieles ähnlicher. Sie entbehren des Rahmstückes der Wahuma-Bauten, haben aber von ihnen

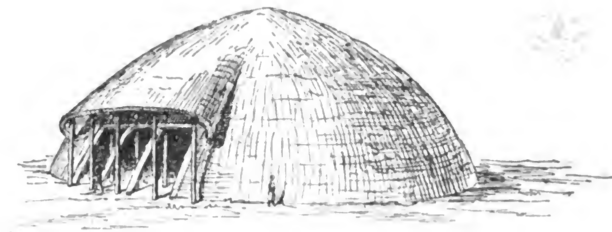


Fig. 147. Hütte der Waganda (nach Speke).

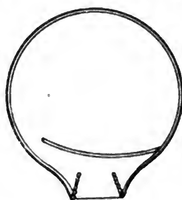
die konstruktive Betonung und Ausschmückung des Einganges übernommen (Fig. 148a und b). Von grofsem Wert für die Beurteilung der Herkunft eines Baustiles ist stets die Art seiner Herstellung, denn die von den Eltern überkommene handwerksmäfsige Ausbildung hängt mit der Konstruktion eng zusammen und wird oft selbst beibehalten, wenn Formen anderen Ursprunges nachgeahmt werden. Sie repräsentiert den Standpunkt des technischen Könnens, der nicht plötzlich verändert werden kann, wie die Form des Gebäudes.

Stuhlmann beschreibt den Bau eines (kleineren) Wagandahauses („Mit Emin Pascha“ S. 179): (Der Bau) geht in der Weise vor sich, dafs an einem kleinen Kranz von Ruten oder Rohr Rohrstäbe, die radien- und trichterförmig zur Mitte laufen, befestigt werden. Dem ersten folgen andere, immer gröfser werdende koncentrische Ringe, bis ein grofser Trichter entsteht. Diesen stützt man zunächst durch einen in der Mitte aufgestellten Bananenstamm; sodann wird ein Kreis von starken Ruten im Abstand von etwa $^1/_2$ m in die

Erde gepflanzt, die den Umfang des zukünftigen Hauses bezeichnen. Der Trichter wird durch Stützen in die geeignete Höhe gehoben und mit dem Gertenkreis verflochten, so daſs schlieſslich ein groſses bienenkorbartiges Gestell entsteht, das man, von unten beginnend, mit Gras eindeckt. Zuletzt wird gleichfalls durch Gerten und Rohr die Thürwölbung hergestellt. — Man sieht daraus, daſs die Schwierigkeit, bei gröſserer Höhe des Gebäudes nicht hinanreichen zu können, um die Stäbe im Mittelpunkt miteinander fest zu verbinden, dadurch überwunden wird, daſs man mit diesem schwierigsten Teil anfängt, indem man auf der Erde die Verbindung herstellt; der anderen, hieraus sich ergebenden Schwierigkeit, die in der Mitte verbundenen Ruten mit den unteren Enden in die Erde zu bringen, begegnet man durch Gliederung in zwei Teile, die man nachträglich fest miteinander verbindet. Man nähert sich hierdurch der Korbflechterei in groſsem Maſsstabe.



148a.



148b.

Fig. 148a und b. Hütte der Undussuma (nach Stuhlmann).

Und daſs ein so hergestelltes Gebäude auch wie ein groſser Korb, fest in sich gefügt und verbunden, gehandhabt werden kann, ergiebt sich aus des Grafen von Götzen Schilderung des Hausbaues in der entstehenden neuen Residenz des Ruanda-Fürsten[1]: die Hütten wurden jeweils an den Stellen, wo sich Schilf oder Holz fand, gleich geflochten und so, in fertigem Zustande, von 20—50 Mann, die von innen und auſsen gleichzeitig anfaſsten, auf den Berg hinaufgeschafft. — Diese Hütten werden nach des Hauptmann Ramsay Mitteilung nicht durch einen untergestellten Mittelpfahl gestützt.

Ich möchte an dieser Stelle gleich darauf hinweisen, wie einfach sich bei dieser Bauweise der Übergang von der Kugelhütte zur konischen mit cylindrischer Wand ergiebt. Wenn man die im Kreis aufgestellten Pfähle, welche bei der Kugelhütte gewissermaſsen die losgetrennten Fuſsenden der gebogenen Stangen repräsentieren, unter sich zur Wand fest verbindet, kann man den fertig geflochtenen oberen Teil (das Dach) auf Mittelpfahl und

1) Graf von Götzen: „Durch Afrika von Ost nach West“, S. 181.

Wand einfach aufstülpen, ohne eines weiteren Verbandes zu bedürfen. Behalten wir dies im Auge (und es wird später darauf zurückzukommen sein), so ist es gar nicht wunderbar, dafs im Norden des Seegebietes beide Formen in buntem Wechsel auftreten, dafs z. B. die Wawira, je nachdem sie im Wald- oder im Grasland wohnen[1], die Kegel- oder Kugelform anwenden. Die Veranlassung liegt im Material und ist wohl ohne weiteres verständlich.

Aufserordentlich wichtig ist eine veränderte Gestalt der Kugelhütte, welche gewissermafsen wie ein späterer Eruptionsstrom sich zwischen die Gebiete der soeben geschilderten typischen Rundhütten hineinschiebt und welche ich nach dem als Hauptträger ihr dienenden Volksstamm die Baluba-Hütte nennen möchte. Sie herrscht am westlichen Gestade des Tanganjika bis zu den Manjema, schiebt sich hier westlich am 5. und 6. Breitengrad bis zum Kassai und steigt in einzelnen Bruchstücken diesen Strom hinab bis zu seiner Mündung in den Kongo. Das Charakteristische der Baluba-Hütte ist ihr quadratischer Grundrifs, der aber meist mit einer offenbaren Absichtlichkeit äufserlich verborgen wird durch die Abrundung der dick aufgelegten Grasbedeckung. Der Übergang aus dem runden in den quadratischen Grundrifs mag durch irgend welche äufserliche Gründe der bequemeren Anordnung, der besseren Ausnutzung eines bestimmten Materials oder dgl. veranlafst sein; er kann auch auf konstruktiver Basis vor sich gegangen sein. Wir finden nämlich bei diesem Bau zuerst einen Zwischenboden zwischen dem unteren Wohn- und einem oberen Dach- oder Bodenraum auftreten und, wenn man den Gedanken gefafst hatte, bei einer höheren Anlage (wie sie bei dem erwähnten Barotse-Bau bemerkbar wird) den Raum unter dem Dach auszunutzen, so mufste dieses notgedrungen zum quadratischen Grundrifs führen, solange man eine einfache Unterstützung durch die Wände erstrebte. Es mag aber auch sein, dafs sich die Konstruktion der Zwischendecke als eine Folge des quadratischen Grundrisses ergab. Über diese selbst giebt Pogge, der mit so grofser Gewissenhaftigkeit beobachtete und notierte, in seinem (nicht veröffentlichten) Tagebuch einen sehr wertvollen Aufschlufs.

Die Hütten wechseln in der äufseren Form und Gröfse, bald sind sie von der Form einer Gilka-Flasche, bald von der einer Granate des gezogenen Geschützes und endlich auch mit hohem spitzen Zeltdach. Das hat Veranlassung gegeben, dafs man z. B. bei den Bassonge (und Bassange) zwei ganz verschiedene Typen nebeneinander zu sehen meinte, dafs man sie als bienenkorbartig, byzantinische Kuppeln, kugelartig, spitzdachig, als rund

1) Stuhlmann: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", S. 384 und 388.

und als viereckig bezeichnet hat. Und doch haben sie sämtlich dieselbe Konstruktion.

Die den quadratischen Grundrifs (es kommen sogar rechteckige mit ungleichen Seitenlängen vor) umgebenden langen Ruten werden im unteren Teile durch Pfähle verstärkt (bisweilen an diese angebunden) und oberhalb der hierdurch gebildeten senkrechten Wände entweder einfach zusammengebogen (das giebt die Granatenform), Fig. 149, oder eingeknickt und geradlinig zur Spitze verbunden (die Pyramidenform). Wenn man die oberen Enden einknickt und zusammenbiegt, erhält man die Flaschenform, indem der Hals durch einen Strohaufsatz gebildet wird. Das tektonische Gerüst bleibt demnach genau das südafrikanische. Eine Mittelstütze ist nicht notwendig, weil die Wände einen festen Halt geben und die hoch geführten Ruten grofse Steifigkeit haben. Der Lehmestrich des Fufsbodens wird vielfach zu einem förmlichen Unterbau verstärkt, an den inneren Wandflächen oft durch Matten ersetzt. Eine besondere Ausgestaltung erfährt die Thür, indem sie hoch, mit einem Thürpfosten und vorspringender Verdachung (aus Stroh) versehen und sogar von einzelnen besonders geschickten Bauherren mit verzierten Flügelthüren versehen wird.[1] Die äufsere Bedeckung besteht in Gras und wird in meist abgerundeter Form bis nahe zum Fufsboden hinabgeführt.



Fig. 149.
Hütte der Baluba (nach Cameron).

Um die Zwischendecke zu tragen, werden zwischen die Pfähle, welche der Wand ihre Festigkeit geben, einzelne Gabelstützen eingeschaltet. Diese tragen zwei Rahmstücke, auf welchen die aus Stangen gebildete Decke aufliegt. Es ist dieses der erste Fall, dafs wir die Gabelstütze finden. Sie ist aber lediglich zur Lagerung eines horizontal liegenden Holzes benutzt, und nur in dieser Verwendung finden wir sie bei den Südafrikanern. Westlich vom Lomami ward die Zwischendecke noch nicht beobachtet. Es ist überhaupt auffallend, dafs sich nur hier und weiter östlich der Baluba-Stil zu besonderer Vollkommenheit entwickelt hat. Pogge hat Gebäude bis zu 9 m Höhe und $4\,{}^1/_2$ m Quadratseite gesehen.

Eigentümlich und völlig verschieden von der Art der Bedeckung, wie sie bei den Nordafrikanern üblich ist, fand Pogge die Weise, wie das hierzu dienende Kampinegras verwendet wurde. Auf die als Sparren dienenden

---

1) Kifuma s. Cameron: „Quer durch Afrika", Bd. II, 27/28; Pogge fand sie bei den Bene Kalebue, beide bei 6° s. Br.

Ruten wurde nämlich zuerst eine horizontale Lage, von Rute zu Rute reichend, aufgebracht und geschickt befestigt. Es lagen doppelte Horizontallatten, eine über, eine unter den Sparren, so dafs man dünne Ruten dazwischen stecken konnte, welche die Querlage des Grases festhielten. Auf diese innere wurde erst die äufsere senkrecht liegende Lage des Deckmaterials aufgebracht.

Es wird noch ein Blick auf die Bauten der Tupende zu werfen sein: auch bei ihnen vervollständigen Pogges Notizen in willkommenster Weise die Angaben Wifsmanns.[1] Auch die Tupende sind zum quadratischen Grundrifs übergegangen, aber entschieden auf anderem Wege, als die Baluba. Ihre Hütte ist nicht aus der Form der Barotse ohne Mittelunterstützung, sondern aus der der Herero mit Mittelunterstützung entwickelt (Fig. 150). Sie haben den Mittelpfahl beibehalten, bilden um ihn die 4 Wände aus dünnen Pfählen und Verkleidung mit Baumrinde und stülpen das aus gespaltenen Palmrippen geflochtene Dach einfach darüber. Die Tupende sind geschickte Holzschnitzer und deshalb sind die Häuser der Häuptlinge alle mit geschnitzten Figuren auf der Dachspitze und vielfach mit ebensolchen Thüren verziert.



Fig. 150.
Hütte der Tupende (nach Wifsmann).

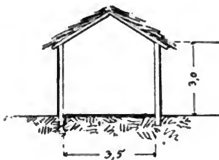
Die eigentümliche Form des Tupendehauses weist uns rückwärts auf Gebiete, denen sie früher näher wohnten und mit denen sie möglicherweise in noch früherer Zeit in engerer Beziehung gestanden haben, auf die der Lobale, Ambuella und Bihé, und hiermit betreten wir das Gebiet der Umwandlung des rund-konischen Hauses in das quadratisch-pyramidische. Es ist demnach ersteres zunächst zu erörtern.

2. Die Kegelhütte.

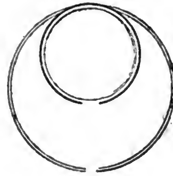
In welch einfacher Weise sich aus der Kugelhütte die kegelförmige mit cylindrischer Wand entwickelt, wurde bereits erwähnt. Die Art der

1) Wifsmann: „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika“, S. 62.

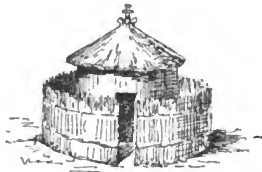
Bauausführung mufste ganz von selbst dazu veranlassen. So finden wir denn auch bei den Barotse, wo die Kugelhütte den Übergang aus der gedrückten und reinen Halbkugelform zum überhöhten Kuppelraum durchmachte, auch den Fortschritt zur cylindro-konischen Form in einfachster Weise ausgeführt. Diese hat dieselben Abmessungen der Kuppelhütte, aus der sie entstand, zunächst beibehalten, besteht aus einer ca. 3 m hohen Wand aus Schilfrohr, mit Sand und Thon abgeputzt, 3—4 m im Durchmesser, darauf gestülpt wie ein Deckel und ohne Verbindung das flachkonische Dach (Fig. 151).



151 a.



151 b.



151 c.

Fig. 151 a bis c. Hütte der Barotse (nach Holub).

In dieser einfachen Gestalt, deren Merkmale die kleinen Abmessungen, die hieraus sich ergebende Entbehrlichkeit einer Mittelstütze, der nur um weniges überstehende Rand des einfach aufgestülpten Daches sind, fand die Kegelhütte eine weite Verbreitung. Wie bei den benachbarten Maschukulumbe (mit etwas steilerem Dach) treffen wir sie einerseits zwischen Bangweolo und Njassa-See (z. B. bei den Wakonde), jenseit des letzten am Rowuma (bei den Adjuwa) und in den östlichen Teilen Deutsch-Ostafrikas; andererseits hat sie ihren Weg durch das Land der Lobale und Bihé genommen auf der südlichen Begrenzung des Kongobeckens. Sie ist überall aus dem leichtesten Material, meist Schilf oder Bambus, hergestellt, der zur Dichtung der Wand verwendete Thon als innerer oder äufserer Bewurf benutzt oder

auch, wie bei den Wakonde, als Füllmittel der aus Bambus gebildeten Doppelwand (Fig. 152). Er ist überall notwendig als Ersatz der wärmenden Bedeckung mit Gras, welche bei der Trennung von Wand und Dach bei der ersten wegfiel. Der Fufsboden wird mit Thonestrich belegt und meist zum Schutz gegen eindringendes Regenwasser etwas erhöht.

Mehr als bei der Kugelhütte wurde man bei der Kegelhütte auf Benutzung der fetten Erde zur Herstellung einer dichten und gegen Witterung schützenden Wandung hingewiesen und so entwickelte sich naturgemäfs die Fertigkeit, aus Pflanzenmaterial in Verbindung mit Thon oder Lehm — aber niemals aus letzterem allein — den Raumabschlufs zu bilden. Dieses führte zu einer ganz eigentümlichen Umformung der Kegelhütte, auf welche Oskar Baumann zuerst aufmerksam gemacht hat. Es ist der Tembe-Bau. Der genannte Forscher schildert den Vorgang, der aufserordentlich wahrscheinlich ist, in folgender Weise[1]: „Dort (bei den Wakuafi in Usegua) sind heute noch drei Wohnungstypen im Gebrauch: Rundhütte mit cylindrischer Lehmwand (d. h. mit Lehmbewurf) und Blätterdach, geschlossene Tembe und Erdstall. Bei flüchtiger Betrachtung könnte man annehmen, dafs der Erdstall, dieses Urbild einer primitiven Siedelung, hier die ursprüngliche Form darstelle, und dafs aus dieser sich Tembe und Rundhütte entwickelt haben. Thatsächlich ist der Gang jedoch ein umgekehrter. Ursprünglich bewohnte man die Rundhütte, bis feindliche Einfälle, besonders der Massai, das Blätterdach als zu feuergefährlich erscheinen liefsen. Man gab der Hütte ein Lehmdach. Thatsächlich habe ich im südlichen Ikoma, wo der Umwandlungsprocefs eben im Gange ist, Rundhütten mit flachem Lehmdach gesehen. Es ist jedoch begreiflich, dafs diese Form sich nicht lange halten kann, die Auswahl ungleich langer Stangen für das Dach ist zu unbequem, als dafs nicht bald der Gedanke auftauchen sollte, dem Unterbau statt einer cylindrischen eine viereckige Form zu geben — und der Tembe ist fertig. Doch auch dieser erscheint zu exponiert, man baut ihn immer niedriger, man tieft den Boden, wenn seine Beschaffenheit dazu günstig, immer mehr ein, um gebückt stehen zu können; man macht schliefslich die Decke dem Erdboden gleich — und der Erdstall ist gegeben.“


Fig. 152.
Hütte der Konde (nach Wangemann).

Diese Umwandlung, welche zum rechteckigen Grundrifs führt, liefs

1) Oskar Baumann: „Durch Massai Land zur Nilquelle“, S. 175/76.

langgestreckte Bauwerke entstehen, da sie ja auf der Anwendung des flachen Daches basierte. Es zeigte sich bald, wie günstig dieser Raumbau mit einer verteidigungsfähigen Einschliefsung des dem Vieh als Schutzort dienenden Raumes sich vereinigen liefs und so entstanden die Hoftemben in Unjamwesi in Anschlufs an die Tembebauten der sefshaften Völker des abflufslosen Gebietes zwischen dem 35. und 37. Längengrad. Ursprünglich nur zur Verteidigung benutzt, machten sie mehr und mehr die im Hof erbauten Rundhütten, welche den Wanjamwesi ursprünglich eigen sind, entbehrlich, da sie auch als Wohnräume Verwertung fanden (Fig. 153).

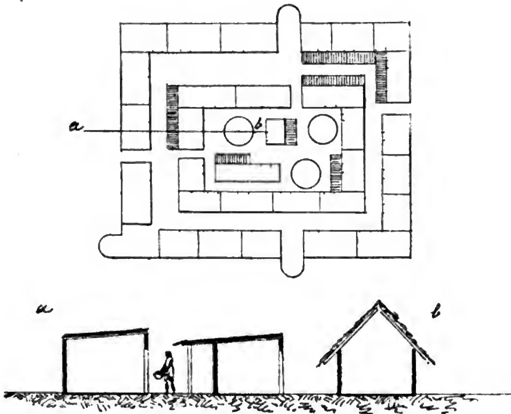


Fig. 153.
Tembe (nach Stuhlmann).

Auf anderen Ursachen beruht der Übergang der Kegelhütte zur rechteckigen Form im westlichen Gebiet. Hier scheint es die Notwendigkeit gewesen zu sein, in den sumpfigen Quellgebieten der südlich fliefsenden Gewässer die Wohngebäude erhöht, also als Pfahlbauten, anzulegen, welche auf der nicht wohl anders als rechteckig herzustellenden Plattform des Unterbaues auch nur rechteckige Bauwerke entstehen liefs (Fig. 154). Da man aber hier das geneigte Dach beibehielt, mufste man naturgemäfs zum quadratischen Grundrifs greifen, dem man den Dachdeckel als Pyramide aufstülpen konnte. So hat sich bei den Lobale und Bihé neben der Kegelhütte die quadratische mit Zeltdach eingebürgert (Fig. 155 und 156).

Wir finden hier wieder einen Fall, daſs die Gabelstütze zur Anwendung gelangt, nämlich bei Herstellung der Unterbauten (wie bei dem Hühnerhaus der Luchatse und den Pfahlbauhäusern der Ambuella). Sie dient aber auch hier lediglich zur Aufnahme der horizontalen Tragehölzer der Plattform, also in demselben Sinne wie bei der Balubahütte denen der Zwischendecke, niemals aber als Stütze der Dachkonstruktion.



Fig. 154.
Hütte der Ambuella (nach Serpa Pinto).



Fig. 155. Hütte der Bihé (nach Cameron).



Fig. 156.
Hütte der Ganguella
(nach Pinto).

Ich nehme keinen Anstand, die Hütten der Tupende mit denen der Lobale und Bihé in direkte Beziehung zu bringen; sie unterscheiden sich nur durch die — der gröſseren Breitendimensionen wegen — im Mittelpunkte angebrachte Stütze, ein bereits bei den Kugelhütten bekanntes Element.

So einfach sich der Übergang von der Kugelhütte zur Kegelhütte mit senkrechter Wand ergab, so einfach ist auch das Vorkommen der wand-

losen Kegelhütte zu erklären. Man brauchte ja nur den konischen Dachdeckel auf der Erde stehen zu lassen, anstatt ihn mühsam auf die ringförmige Wand hinaufzuheben. Man konnte ihn dann auch umfangreicher machen, da man die Last nicht mehr zu heben brauchte, natürlich auch steiler, um mehr Raum im Innern zu gewinnen. So kommen allerorten derartige hohe Zuckerhuthäuser ohne Wandung zwischen den cylindrokonischen Hütten vor und so sind auch die Hütten des grofsen Wahehe-Fürsten Kuivenga, welche Freiherr v. Schele[1] zur Kenntnis brachte, zu verstehen. Sie haben sich freilich zum Teil zu gewaltiger Gröfse — 20 m Durchmesser und 12 m Höhe — ausgewachsen und bedurften deshalb einer kräftigen Unterstützung im Innern, die aber — mit Vermeidung der Mittelstütze — aus einer ringförmigen Wand besteht.

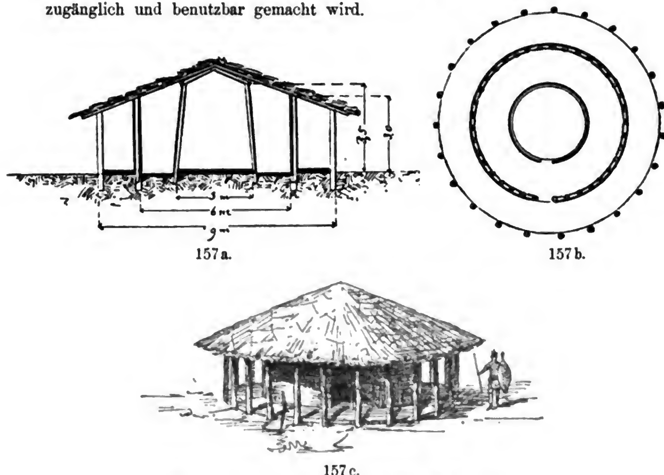
Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Hüttenform von den durch die Wahehe unterworfenen früheren Bewohnern des Landes (runde und quadratische Hütten aus Pfahlwänden mit Lehmputz, und hohes Grasdach) entlehnt oder als eine Familienüberlieferung der Zulu-Fürsten zu betrachten ist. Die Tembebauten, welche den Wahehe jetzt eigentümlich sind, haben sie zweifelsohne aus ihrer südlichen Heimat nicht mitgebracht.

Es bleibt uns noch eine andere Ausgestaltung der Kegelhütte zu betrachten, welche gleichfalls weite Verbreitung gefunden hat und die Eigentümlichkeiten der südafrikanischen Bauweise in charakteristischer Schärfe hervortreten läfst. Während bei kleinem Durchmesser die Wände haltbar genug waren, um den Druck des leichten Daches auszuhalten, mufste bei etwas gröfseren Abmessungen eine Mittelstütze angebracht werden, weil der Schub auf die Wände bei deren leichter Bauart ein Auseinanderdrücken herbeiführen konnte, sobald die nicht unterstützte Dachspitze sich zu senken begann. Da man aber ferner die Beobachtung machte, dafs ein weit überstehendes Dach manche Annehmlichkeit bot, so liefs man es weiter ausladen, mufste aber durch Unterstellung einer Reihe von Pfählen wiederum das schwach gebaute Dach unterstützen. So entstand eine ringsumlaufende Veranda und im ganzen ein in koncentrischen Ringen gegliederter Bau, am konsequentesten und vollkommensten durchgeführt von den Barotse (Fig. 157a bis c).

Die Bauausführung, welche im allgemeinen den Frauen anheim fällt, ist folgende: Eine Kreisfläche von 3 m Durchmesser wird mit Thonestrich belegt, in einem ringsumlaufenden schmalen Graben eine ringförmige Wand aus starkem über 4 m hohem Rohr eingelassen und mit Palmblattstücken

1) Mitteilungen von Forschungsreisenden etc. aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. IX, Heft 2.

horizontal durchflochten und hierbei fest angezogen, so dafs sich infolge der nach oben sich verjüngenden Stärke der Rohrstengel eine konische Form der Wand ergiebt. Oben glatt abgeschnitten, wird diese nun aufsen verputzt und ein kleines flaches Kegeldach, das die Männer währenddem geflochten haben, aufgestülpt und von aufsen glatt verputzt. So ist eine dicke, sich verjüngende Säule entstanden, welche dem Dach als Mittelstütze dienen soll, deren Innenraum aber durch Einschneiden einer Thür zugänglich und benutzbar gemacht wird.

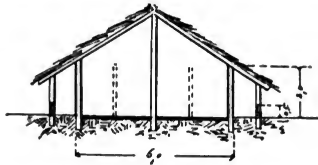

157a. 157b.

157c.

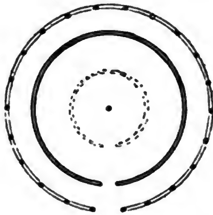
Fig. 157a bis c. Hütte der Barotse (nach Holub).

Für die eigentliche Umfassungswand des Gebäudes wird ein Graben im koncentrischen Kreis mit 6 m Durchmesser ausgehoben, und in diesen zahlreiche Pfähle mit höchstens 0,5 m Abstand, zwischen ihnen eine Wand von Rohrbüscheln eingesetzt, und durch Stricke verflochten. Beiderseits geputzt und oben glatt abgeschnitten, mit einer Thüröffnung versehen, ist die Mauer fertig; der innere Ring des Fufsbodens wird nun auch mit Estrich belegt und währenddem flechten die Männer auf dem Erdboden das Gerippe des Daches mit 10—11 m Durchmesser und rammen im Kreise mit 9—10 m Durchmesser Pfähle rings um die Hütte ein, welche als Verandastützen dienen sollen. Der Fufsboden der Veranda wird erhöht und mit Estrich versehen, um das Eindringen von Regenwasser zu verhindern.

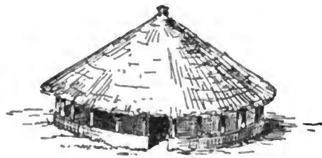
Nachdem also der ganze Bau bis auf das Dach fertig ist, alle Stützen auch die der Dachneigung entsprechende Höhe erhalten haben, wird das Riesendach von etwa 60 Männern mit Hilfe von Stangen so hoch gehoben, dafs man seinen Rand auf die Mittelstütze hinaufschieben kann. Dann läfst man es langsam in seine richtige Lage hinabgleiten; die unregelmäfsig überstehenden Rohrsparren werden abgeschnitten und die Frauen klettern hinauf, um das Gerippe mit Gras zu bedecken. Zur Befestigung der 15—20 cm starken Graslage dient eine netzartige Überspannung mit Fächerpalmstricken.



158a.



158b.



158c.

Fig. 158a bis c. Hütte der Betschuana (nach Fritsch).

Wie ersichtlich, ist dieses genau dieselbe Herstellungsweise, wie sie bei den Rundhütten der Waganda und bei den quadratischen der Tupende beobachtet wurde und fehlt auch hier jeglicher Verband zwischen der Wand und dem Dach. Letzteres erscheint als das zum Konus umgeformte Geflecht von im Mittelpunkt sich kreuzenden und in koncentrischen Ringen mit ihnen verbundener Ruten bew. Rohrstengel, wie es auch die Kugelhütte bildet und als einheitliches Stück transportiert werden kann. Während aber das kugelförmige Geflecht direkt auf die Erde gestellt bezw. mit eingesteckten Pfählen verbunden werden kann (Ruanda, Uganda), bedarf das konische Geflecht meist des cylindrischen Unterbaues, um einen wohnlichen Raum einzuschliefsen. Auf diesen wird es einfach aufgestülpt.

Diese Form der Kegelhütte findet ihre Vertreter einerseits in den Hütten der Betschuana,[1] also in Südafrika, Fig. 158, andererseits wanderte sie weit nach Norden hinauf und findet sich vielfach zwischen den einfacheren Hütten ohne Mittelunterstützung in Ostafrika (Kasembe, Wasukuma, Wasaramo). Sie wanderte bis ins Handei-Gebirge mit den Wadschamba und machte hier eine Wandlung durch, ganz ähnlich der Baluba-Hütte. Baumann fand bei ihnen, ebenso wie Meyer bei den Wadschagga am Kilimandscharo neben den Kegelhütten auch heuschober- oder bienenkorbähnliche, alle aber mit einer Mittelunterstützung. Da erstere aber immer in der warmen Ebene bezw. in den Thälern, letztere in der bedeutend kälteren Höhenlage sich finden, ist es leicht erklärlich, dafs eine Rückbildung hier Platz griff, um mittels der bis zum Fufsboden herabgezogenen dicken Bedeckung des Daches einen besseren Schutz gegen die Kälte zu gewinnen. Dabei wurde — was dieser Herleitung zum Beweise dient — die aus Flechtwerk und Lehm hergestellte Mauer beibehalten und nur durch das lang herunterhängende Gras des Daches verstärkt.

B) Die Baustile Nordafrikas.

Auf gänzlich abweichender Grundlage entstanden die Bauformen des nördlichen Afrika. Nicht so einfach sind sie auf einen einzigen Urtypus zurückzuführen, da hier die klimatischen und geographischen Verhältnisse — die grofse Wüste — der Sudan — und die Küstenländer — von vornherein verschiedene Lebensbedingungen schufen und durch Darreichung hier äufserst knapp, dort reichlich bemessener Hilfsmittel eine sehr grofse Formenverschiedenheit bedingten. Trotzdem giebt es einen Umstand, welcher die meisten afrikanischen Bauten (mit Ausnahme der Fulbe-Hütten, welche auf einen anderen Ursprung deuten) in gleicher Weise charakterisiert, das ist die grundsätzliche Verwendung der Erde als Baumaterial. Wir finden sie ja auch in Südafrika verwendet, aber lediglich als Dichtungsmittel für Wand und Decke, als Glättungsmittel des Fufsbodens. Die konstruktiven Glieder gehören durchaus der Pflanzenwelt an. Anders in Nordafrika. Hier dient die Erde — in Gestalt von Lehm und Thon — mehr oder weniger überall zur Herstellung der Konstruktionsteile, der Wände und sogar vielfach der Decke. Es erscheint deshalb richtig, zunächst diejenigen Bauwerke ins Auge zu fassen, bei denen die Erde als hauptsächlichstes Material ver-

---

1) Holub sagt: „Die Baharutse sind der eigentliche von Norden, dem centralen Nordufer des Sambesi, herabgekommene Urstamm der Betschuanen, und von ihnen stammen alle die anderen Betschuanenstämme ab, die sich nach und nach von dessen Hauptstamm unter der Führung einzelner Prinzen aus dem königlichen Geblüt loslösten.“

wendet wird und danach diejenigen, bei denen sie erst in zweiter Linie zur Geltung kommt.

1. Die Erdbauten.

An anderer Stelle[1] habe ich den Nachweis zu führen gesucht, dafs der Erdbau in seinen verschiedenen Formen den Sudan-Völkern ureigentümlich ist, und dafs sich die Reste der alten den Erdbaustil kultivierenden Urbevölkerung ungefähr auf dem 11. nördlichen Breitengrad durch den ganzen Sudan — nachweisbar vom 4. westlichen bis zum 15. östlichen Meridian — noch heute vorfinden.

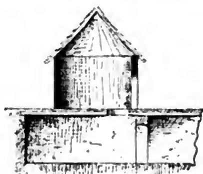


Fig. 159.
Hütte der Bobofing (nach Binger).

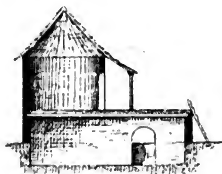


Fig. 160.
Hütte der Dohasie (nach Binger).

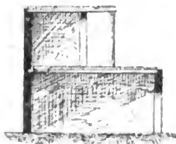


Fig. 161.
Hütte der Bobo-Diula (nach Binger).

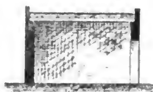


Fig. 162.
Hütte der Bammana (nach Binger).

Im Westen entstand das Erdgebäude aus der in den Erdboden eingegrabenen Kellerwohnung, aus dem „Erdstall", in umgekehrter Weise, als Baumann diesen in Ost-Afrika aus der Rundhütte und aus dem auf Holzkonstruktion beruhenden Tembenbau entstehen läfst. Deshalb beruht auch das Gebäude im westlichen Sudan nicht auf der Holz-, sondern auf der Erdkonstruktion. Die Bobo und ihre Stammesverwandten bezw. -Nachbarn erbauten über ihren alten Kellerwohnungen (die heute noch benutzt werden) luftigere und gesundere Schlafstellen in verschiedenen, vielleicht von anderen gelernten Formen, meist Kegelhütten mit lehmgeputzten Flechtwänden.

1) „Die Erdgebäude im Sudan."

Gleichzeitig können beide Geschosse nicht entstanden sein, das beweist ihre voneinander ganz unabhängige Konstruktion; die Kellerräume waren rechtwinklig mit Holzdecke und Bodenbeschüttung in gleicher Höhe mit dem Unterterrain (Fig. 159).

Als sie nun, fortschreitend in der Fertigkeit des Bauens und inne geworden der Vorzüge oberirdischer Wohnungen, begannen, ihre Gebäude mehr und mehr aus der Erde herauszuheben, behielten sie die darauf stehenden Obergeschosse stets bei und schufen hierdurch die eigenartigsten Bauwerke (Fig. 160). Erst als das Gebäude ganz aus dem Boden herausgewachsen war und als flachgedeckter Bau mit starken Erdwänden sich erhob, ward man — wahrscheinlich unter Beeinflussung durch Mandé-Herkömmlinge — auf die Vorteile einer zweigeschossigen Bauweise mit durchgehenden Aufsenmauern aufmerksam. Es entstanden die langgestreckten Gebäude mit breiterem Unter- und schmalerem Obergeschofs, so dafs sich vor diesem eine Veranda und eine offene Terrasse herstellen läfst (Fig. 161).

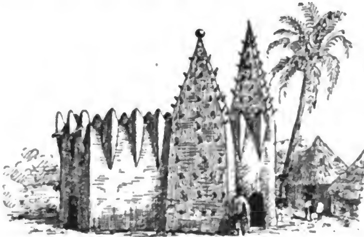


Fig. 163.
Moschee in Lokhignilé (nach Binger).

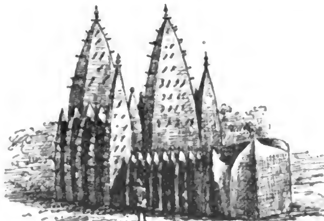


Fig. 164.
Moschee in Sorobango (nach Binger).

Der den Mandé (Mandingo) angehörende Stamm der Bammana usurpierte diesen Baustil, der deshalb von mir als Bobo-Bammana-Stil bezeichnet wurde, und verbreitete ihn weiter im westlichen Sudan (Fig. 162). Er übernahm in dem von den Bobo erfundenen rechteckigen Luftziegel das Mittel, lotrechte Mauern herzustellen, und, soweit er seine Wanderungen als zerstückter Stamm ausdehnte, dort entstanden anstatt der den Mandé ursprünglich eigenen Kegelhütten mit Wänden aus Flechtwerk und Lehmbewurf einzelstehende, rechteckige, flachgedeckte Häuser mit massiven Erdmauern, lotrechten Wandungen und Thüren. Das obere Geschofs liefsen sie fallen

(dieses wanderte dafür nach Timbuktu), entwickelten aber einen eigentümlichen Kunstsinn, indem sie begannen, ihre Bauten, namentlich die Moscheen, mit Türmen und Ornamenten zu schmücken, wobei infolge der dem Naturmenschen eigenen Neigung zur Spielerei und zum Übermafs die abenteuerlichsten Gebilde entstanden[1] (Fig. 163 u. 164).

Über das Ursprungsgebiet im Quellgebiet des Comoë und Volta hinaus gewann der Bobo-Bammana-Stil das Land zwischen den beiden Nigerarmen, vom Deboë-See aufwärts bis zum Bagoë, und das Gebiet dieses Flusses, wie des Koba Diela, ferner den Bammana-Bezirk von Daba und im Südosten inselartig zwischen die Satteldachhäuser des Küstenstils hineingeschoben, das Gebiet von Kong und den Comoë bis Bentuku.

Den Baustil von Timbuktu und Djenne halte ich für einen marokkanischen Eindringling auf dem Wege über Arauan. Daher stammt die vom Bammana-Stil ganz abweichende Form des Hofbaues und der nicht rechteckige, sondern runde Luftziegel. Das obere Geschofs aber ist Bobo-Ursprungs, ward zuerst in Djenne und danach erst in Timbuktu dem Unterbau aufgesetzt (Fig. 165).





Fig. 165.
Haus in Timbuktu (nach H. Barth).

Zwischen dem ersten und zweiten östlichen Meridian traf Dr. Gruner in gleicher Breite mit den Bobo-Völkern bei den Ketere-Ketere kastellartige Wohnungen, welche aus mehreren mehrgeschossigen, also turmartigen Kegelhütten, verbindenden Umfassungsmauern und horizontaler Überdeckung des eingeschlossenen Raumes sich zusammensetzten. Die Entstehung dieser Bauwerke ist leicht nachzuweisen, da die Bedrängung durch die umgebenden mohammedanischen Fürsten diesen vereinsamten heidnischen Stamm, den Überrest eines alten Volkes, zwang, einen Komplex ihrer Kegelhütten auf die angedeutete Art zum verteidigungsfähigen und sturmfreien Kastell umzugestalten (Fig. 166 und 167). Eine Vorbedingung aber war hierbei, nämlich die Vertrautheit mit dem Erdbau, sonst wäre es ihnen unmöglich gewesen, dreistöckige Türme und 4 m hohe Mauern in massivem Lehm her-

1) Vergl. H. Frobenius: „Die Moscheebauten im Sudan“ in Afrika, Organ des evangelischen Afrika-Vereins, 1896.

zustellen und für Zwischendecken haltbar zu gestalten. Das Baumaterial formen sie in naturwüchsiger Weise zu Klumpen, bringen dieselben nafs aufeinander und verputzen die Wandflächen, so dafs man keinen Stein und keine Fuge mehr erkennnen kann. Es ist bemerkenswert, dafs diese Bauweise mit Ausnahme der Bobo-Bammana bei allen Erd-Massivbauten im ganzen westlichen und centralen Sudan gebräuchlich ist. Wir finden ihren Ursprung bei den Resten der Urbevölkerung am 11. Breitengrad. Eine Folge dieser Bauweise ist die schräge Führung der Aufsenflächen der Mauern, unten stärker als oben, da es mit dem formlosen Material sehr schwierig ist, lotrechte Flächen herzustellen.

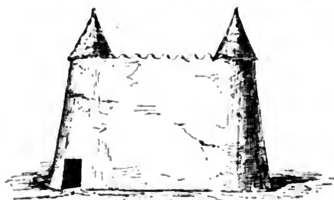


Fig. 166. Bau der Ketere-Ketere (nach Angabe von Gruner).

Man kann aber leicht sehen, dafs sich aus dem Kastell der Ketere-Ketere mit der Zeit ein ähnlicher Flachdachbau entwickeln konnte, wie die Häuser der Bobo und Bammana, aber aus ganz verschiedenen Anfängen und durch ganz verschiedene Zwischenformen hindurch. Dort der Höhlen- oder Kellerbau als Ausgangspunkt, daraus das rechteckige Erdgeschofs entwickelt, auf dem die Räume des oberen Stockwerks ohne Zusammenhang mit Form und Konstruktion des Unterbaues aufstehen; hier die konische Hütte als Element, welche sich dem überdachten Hofe zuliebe in einen Turmbau auswächst, das obere dem unteren Geschofs aber durch direkte Erhöhung der Mauern hinzugefügt. Die Treppenhaustürme, welche bei einigen Bobo-Häusern gefunden werden, geben den Berührungspunkt, wo beide Baustile beginnen, konstruktiv sich einander zu nähern. So kann aus den verschiedensten Anfängen durch Vervollkommnung nach Zweckmäfsigkeitsrücksichten Gleiches oder Ähnliches entstehen und Rückschlüsse auf die Entstehungsweise sind beim Mangel von Zwischengliedern oft trügerisch.



Fig. 167.
Bau der Ketere-Ketere (nach Angabe von Gruner).

Im Osten vom Niger, also in den Haufsa-Staaten, wurde von den nach Süden gehenden Reisenden erst beim 11. Breitengrade eine zuneh-

mende Geschicklichkeit im Lehmbau beobachtet. Hier waren es die Heidenstämme der Yesko und Korro, wo sie Staudinger, die der Kado- und Kedje-Neger, wo sie Rohlfs besonders bemerkte (alle beim 8. Meridian, zwischen dem 9. und 11. Breitengrad). Sie haben Rundhütten mit Lehmmauern; aber auch hier hat die Not der Bedrängnis zu ähnlichen Formen geführt, wie die Ketere-Ketere entwickelt haben. Staudinger erwähnt Verbindungsmauern zwischen den näher bei einander angeordneten Hütten und Rohlfs einen zwischen zwei Kegelhütten hergestellten geschlossenen Verbindungsgang.

Wichtiger für die Entwicklung des Erdbaustils sind die Bewohner von Yauri, deren Hausbau man auf Grund der von Flegel mitgeteilten Typen nur als einen auf jahrhundertelang geübter Fertigkeit beruhenden Stil bezeichnen kann. Sie bauen meist in quadratischem Grundrifs und stülpen auf den turmartigen Massivbau ein steiles, oben abgestumpftes,



Fig. 168.
Haus in Jauri (nach Flegel).



Fig. 169.
Haus in Jauri
(nach Flegel).



Fig. 170.
Haus in Djega
(nach Flegel).

jedenfalls geflochtenes Pyramidendach (Fig. 168). Neben dem reichen Ornamentschmuck, mit dem die Wände bedeckt sind, ist aber das Auffallendste das Vorkommen von Kuppelgewölben zum oberen Abschlufs auf den mit kreisförmigem Grundrifs aufgeführten Bauwerken (zum Schutz gegen Witterung mit der Strohkappe darüber), Fig. 169. Der Bau des Kuppelgewölbes ist in weiteren Gebieten bekannt oder bekannt gewesen, das beweisen die von Flegel in Djega und von Staudinger in Dogondatschi (beide bei Gando) sowie in Kaschia (10° nördl. $7^3/_4$° östlich) vorgefundenen ganz ähnlichen Konstruktionen (Fig. 170).

Es führen uns diese aber noch weiter nach Osten zu den Massa-Stämmen, mit deren zum Teil gewölbten Bauten die der Yauri eine grofse Ähnlichkeit haben. Auch diese Stämme, welche südlich des Tsad-Sees sitzen, waren noch verhältnismäfsig lange Heiden, sind es zum Teil sogar noch jetzt und stammen vom mittleren Schari. Nach ihren Hauptvertretern,

den Makari, habe ich ihren Baustil benannt. Sie bauen lediglich aus Erde, haben nach Barths Ansicht früher überhaupt alle leichteren Baustoffe, wie Rohr und Stroh vermieden, und da wir bei einzelnen Stämmen, wie den Mussgu, zur Zeit Rundhütten mit konischem Strohdach finden, so liegt der Schlufs nahe, dafs entweder diese Hütte von anderer Seite eingeführt oder, wenn der Rundbau ihnen ureigen ist, dafs er früher mit einem Gewölbe geschlossen war, über welchem man sich das Strohdach zunächst als schützenden Deckel denken kann. Und für diese Annahme liegen allerdings Anhaltepunkte vor. Mag meine Vermutung, dafs die mächtigen Termitenbauten zur Nachahmung angeregt haben, richtig sein oder nicht, die von Barth nachgewiesenen Kuppelbauten (Fig. 171 u. 172) legen den Vergleich sehr nahe und bringen jedenfalls den Beweis, dafs der Gewölbebau früher bekannt und geübt war. Um einen Raum von 2,5 m Durchmesser mit einem Lehmgewölbe zu schliefsen, wie Barth es gefunden, dazu gehört



Fig. 171.
Hütte der Mussgu (nach Barth).



Fig. 172.
Hütte der Mussgu (nach Barth).

eine von alters her geübte Kunstfertigkeit, die vielleicht neuerdings verloren worden sein mag, wie manche Errungenschaft früherer Kulturperioden in dem Hin- und Herwogen der Völker Afrikas.

Nach dem uns bekannt gewordenen Material liegt die Vermutung nahe, dafs die nationale Bauweise der Mussgu früher in einer Trennung der Winter- und Sommerwohnung bestand, erstere überwölbte starkwandige Erdgebäude, deren Durchmesser in der technischen Ausführbarkeit eine Grenze fand; letztere unbedeckte, ummauerte Räume, in denen man durch Schattendächer sich Sonnenschutz verschaffte. Das Bedürfnis geräumigerer Unterkunft zu jeder Jahreszeit, die Schwierigkeit, diese mit Gewölben zu überspannen, sowie die Erfahrung, dafs die Erdgewölbe, je gröfser die Räume, desto öfter unter der Einwirkung der Witterung einstürzten, mochten mit der Zeit dazu führen, die stets in bescheidenen Dimensionen erbauten Lehmcylinder der Wohnungen mit einem geflochtenen Deckel als Regenschutz zu versehen, das innerhalb der Sommerwohnung angebrachte Schattendach aber über den ganzen Raum auszubreiten und diesem dann die praktischere viereckige Form zu geben, welche das Schattendach naturgemäfs von Anfang

an haben mufste. So entstanden runde Erdhütten mit konischem Strohdach und die rechteckigen Bauwerke mit Flachdach, wie die nördlichen Verwandten der Mussgu sie alle besitzen. Die auch hier vorkommenden, häufig auf die terrassenartigen Untergeschosse aufgesetzten Rundhütten haben sich die dem Gewölbe nachgeahmte völlig halbkugelige Gestalt der Dächer bewahrt und selbst die viereckigen Häuser kleinerer Grundrifs- und turmartiger Höhenabmessung, wie sie z. B. in Karnak-Logon vielfach mit einem Strohdach vorkommen, haben für dieses die halbkugelige Form beibehalten.

Die flachdachigen Erdgebäude des Makari-Stils (Fig. 173) zeigen eine tiefgehende Verschiedenheit von denen der Bobo und Bammana. Die auf den Gewölbedruck ursprünglich berechnete Mauer mufste nach dem Fufs zu sich verstärken, und das Prinzip der schräg ansteigenden Wandung wurde sogar auf die Thüröffnung übertragen, welche oben breiter als unten

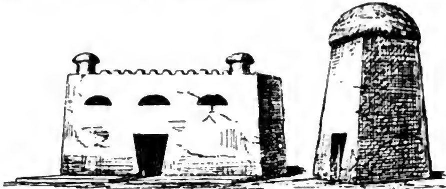


Fig. 173.
Häuser der Makari (nach Nachtigal).

ist (entgegengesetzt den nach oben sich verjüngenden Thüren, wie sie bei allen auf Steinkonstruktion basierten Stilarten naturgemäfs sich ergeben haben). Diese Verstärkung der Mauern nach unten mufste um so notwendiger werden, als die Massa-Völker den flachkantigen Ziegel der Bobo nicht kennen, sondern mit runden Lehmklösen bauen.

Auf dies flachdachige Untergeschofs wird nun ein Obergeschofs — nicht durch den Aufbau kleinerer Gebäude, — sondern ganz regelrecht durch Erhöhung der Umfassungsmauern über die Decke hinauf und durch Übereinanderstellung gleich grofser Räume aufgebaut, und da dies nicht durch eine Thür Licht erhalten kann, werden Halbkreisfenster angebracht, was wiederum auf den Gewölbebau hinweist.

Die Gebäudekomplexe, welche sich die Fürsten mit diesen Mitteln herstellten, zeugen von einem solchen Geschick in der konstruktiven Zusammensetzung, dafs Barth ebenso wie Nachtigal und Denham unverhohlen ihre Überraschung aussprechen, hervorgerufen durch diese Baugeschicklich-

keit bei einem sonst wenig kultivierten Volke. Dies steht hiermit hoch über den ihm in vielen anderen Dingen überlegenen Völkern der grofsen Sudan-Reiche, Bornu, Baghirmi etc. Wir müssen darin durchaus eine autochthon entwickelte gewerbliche Fähigkeit erblicken.

Auch bei den Moschee- und Palastbauten der Fulbe-Fürsten in den Haufsa-Staaten hat sicher die Geschicklichkeit der Ureingeborenen eine Rolle gespielt. Es wäre den aller Wahrscheinlichkeit nach aus Ägypten herangezogenen Baumeistern, welchen diese Bauten zuzuschreiben sind, unmöglich gewesen, bei ihnen gewölbte Räume, wie sie verschiedenenortes festgestellt wurden, herzustellen, wenn die Arbeiter hierin nicht eine Geschicklichkeit gehabt hätten. Bei der Überspannung gröfserer Räume wurden Holzrippen eingebaut, um einen gröfseren Halt zu gewinnen. Diese Bauwerke können aber immerhin als autochthone nicht bezeichnet werden. Ich halte die flachgedeckten Häuser, die pylonartigen hochthürigen Eingangsbauten, die labyrinthischen Zusammenstellungen von grofsen und kleinen Gebäuden, Höfen, Korridoren nebst ihrem Säulen- und Kuppelschmuck, wie sie in den Residenzen der Haufsa-Staaten sich vorfinden, für eine Mischung des Berber-Stils (in ihren Kastellbauten der Sahara) und der mohammedanischen Bauten Ägyptens.[1]

Aus der Sahara stammt aber noch ein anderer Baustil und hat eine eigene Entwicklung in den Händen der Sudaner gefunden, das ist der in Bornu gebräuchliche Flachdach-Stil, der Tebu-Kanuri-Stil. Die Kanuri haben in ihrer Heimat, Kanem, Mattenhütten gebaut. Eine Tebu-Einwanderung (die Siàfu) brachte ihnen mit einem Herrscherstamm auch eine neue Bauweise, und letztere entwickelte sich aus der rechteckigen Wüstenhütte, wie sie in leichtestem Material von den nomadisierenden Tedâ (Tebu) noch heutigen Tages, wie sie in Kyklopenmauerwerk von den sefshaften Tebu in Borku und Tibesti gebaut wird. Anstatt des mangelnden Steinmaterials mufsten die in Kanem eingewanderten Tebu sich mit Erdklösen begnügen und bauten nun die Mauern ihrer kleinen stets vereinzelten Häuser aus diesen, behielten aber die dem Steinbau entsprechende nach oben verjüngte Thür bei und bedeckten den Raum mit Holzbalken und Erde. Neben der den Ureinwohnern gewohnten runden Mattenhütte bürgerte sich so in Bornu — aber nur von der herrschenden Rasse benutzt — der flachgedeckte Erdbau ein, obgleich er bei dem mangelhaften Material und dem ungünstigen Klima nur wenig haltbare Bauwerke zu Tage fördert. In ihrer dürftigen Form unterscheiden sie sich auffallend von den Bauten des Makari-Stils und der Haufsa-Länder. Die Fertigkeit wurde hier niemals erreicht,

1) Vergl. H. Frobenius: „Die Moscheebauten im Sudan“ in Afrika, 1896.

wie sie sich bei den autochthonen Baustilen der Bobo-Bammana, der Ketere-Ketere, bei den Heidenstämmen am 8. Längengrad, bei den Bewohnern von Yauri und den Massa-Stämmen durch uralte Übung im Erdbau entwickelt hat.

2. Die Kegelhütten.

Die nationale Bauform aller im Sudan als herrschende auftretenden Rassen ist — mit alleiniger Ausnahme der Fulbe — die Kegelhütte. Sie hat dereinst vollständig geherrscht von den Ufern des Senegal bis zu denen des Nil. Über ihre Entstehungsweise fehlt jeder Anhaltepunkt. Das hauptsächlichste Baumaterial lieferte im Sudan ebenso wie in Südafrika die Pflanzenwelt, nur zur Dichtung der Wände und zur Befestigung des Fufsbodens ward die fette Erde benutzt. Sie gewann aber in vielen Gebieten doch eine andere wichtigere Bedeutung, da der reine Erdbau der südlicheren Völkerschaften, auf welche die Mandé, die Shonrai, die Haufsa und Bornu-Leute stiefsen, die Anregung gab, auch bei der Kegelhütte dieses Material in erhöhtem Mafse zur Anwendung zu bringen. Es ist zwar aufserordentlich schwierig selbst für den aufmerksamen Beobachter, zu entscheiden, ob eine als reiner Lehmbau erscheinende Mauer nicht einen hölzernen, etwa aus Flechtwerk bestehenden, Kern enthält, und es ist deshalb zweifelhaft, ob die massive Lehmmauer nördlich des 11. Breitengrades wirklich bei den Rundhütten (aufserhalb der bereits erwähnten Beispiele autochthonen Baustils) irgendwo vorkommt. Wenn dieses aber der Fall ist, so ist sie jedenfalls von jenen in massivem Lehm bauenden Völkerschaften übernommen worden.

Anders ist es südlich des 11. Breitengrades. Hier machen sich zweierlei Einflüsse geltend, die Giebeldächer der Küstenvölker und die eingeborene reine Erdbautechnik. Infolgedessen finden sich hier viele Bauwerke runden, auch oblongen Grundrisses mit Kegeldach und unzweifelhaft massiven Wänden, dazwischen mischen sich, je weiter man nach Süden vorschreitet, Übergänge aus dem runden in den rechteckigen Grundrifs (der oblonge, wie ihn Flegel in Nupe fand, ist als solcher zu betrachten). Da die Lehmmauern nur bei kleineren Dimensionen des Bauwerkes das Dach zu tragen vermögen, wird bei gröfseren Anlagen eine Mittelstütze notwendig. Mit deren Hilfe werden dann allerdings Gebäude von recht bedeutenden Abmessungen hergestellt, wie die von Rohlfs geschilderte Audienzhalle in Keffi, deren cylindrische Umfassungsmauern $6^1/_2$ m, deren Dachspitze annähernd 20 m Höhe, deren Durchmesser an 33 m erreichte. Neben den runden Formen treten aber hier wie in Nupe beim 9. Breitengrad schon Satteldachformen auf.

Nicht anders im Hinterlande der Gold- und Sklavenküste, wo überall der massive Lehmbau vorherrscht und bei den Kegelhütten, wie bei den rechteckigen der südlichen Gebiete gleichmäfsig zur Anwendung kommt. Das alte Salaga bot eine bunte Musterkarte der verschiedenen von den Händlern der verschiedensten Rassen hierher verpflanzten Baustile. Bei allen aber baute man die Mauern aus Lehm, den man mit Sand, Kies und Wasser zu einem dicken Schlamm vermengte, um dann grofse Kugeln zu formen und diese aufeinander zu klatschen. Es ist also die Bauweise, wie sie im ganzen Sudan, mit Ausnahme der Bobo-Bammana, geübt wird.

Weiter westlich ist der Lehmbau in Händen der herrschenden Mandé-Stämme überall zur Einführung gekommen und auch in Senegambien — wahrscheinlich infolge der vielfach geübten Anwendung zu Befestigungsanlagen — allgemeiner gebräuchlich geworden.

Nach diesem Überblick über das westliche Nordafrika südlich der Sahara verlohnt es sich, noch einen Blick auf den östlichen Teil zu werfen, wo die Niloten sich vom Bahr-el-Ghasal bis zum Nilquellengebiet ausgedehnt haben. Sie haben alle Kegelhütten und zwar sind diese in der äufseren Form oft den südostafrikanischen aufserordentlich ähnlich. Ihre Betrachtung ist desto notwendiger, weil sich hier wichtige Konstruktionsunterschiede finden, welche darauf hinweisen, dafs die nordischen eines ganz anderen Ursprunges sind, als ihre südlichen Ebenbilder. Es kommt mir zu gute, dafs für die Bauweise der Niloten-Hütte ebenso genaue und zuverlässige Berichte vorliegen, wie für die südafrikanische.

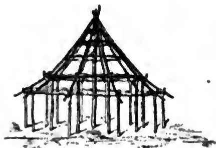


Fig. 174.
Gerüst einer A-Sandé-Hütte (nach Junker).

Junker beschreibt den Bau einer in grofsen Abmessungen erbauten Hütte.[1] Um den Mittelpunkt wurden zwei koncentrische Kreise gezogen und sodann die Stützen eingegraben, im Mittelpunkte ein (etwa 6 bis 7 m hoher) schenkeldicker Baumstamm, in den beiden Kreisen von innen nach aufsen niedrigere Pfähle, aber sämtlich mit Gabeln am oberen Ende, und diese alle radial gestellt. Hierauf ward ein beinstarker Kranz aus langen biegsamen Ruten zusammengeflochten, welcher dem Durchmesser des inneren Kreises entsprach und, in die Gabeln der Stützen gelegt, mit diesen zusammengebunden wurde. Er bildet also das runde Rahmstück auf den Säulen, gegen welches die Sparren des Daches sich stützen sollen und welches gleichzeitig deren obere Enden dem Sparrenschub gegenüber

1) Junkers Reisen in Afrika, Bd. II, S. 179 ff.

fest miteinander verbindet und ein Herausdrücken der Wand verhindert. Die Befestigung der Sparrstangen erfolgt nun in ebenso einfacher als zweckentsprechender Weise. Sie werden nämlich mit den unteren zugespitzten Enden in das Gefüge des Kranzes hineingetrieben und mit den oberen dünnen Enden in die Gabel der Mittelstütze gelegt.

Zur Vervollständigung des Dachgerüstes wurde nun eine Anzahl nach oben zu sich verkleinernder dünnerer Ringe, die man auf der Erde herstellte und dann emporhob, einer nach dem anderen, an alle Sparrstangen fest angebunden. So wurde es ermöglicht, allmählich bis zur Spitze die Arbeit fortzusetzen ohne irgend ein Hilfsgerüst. Die Zwischenräume der stärkeren Sparrstangen wurden nun mit dünneren Stangen in der Art ausgefüllt, dafs diese nach der Spitze zu nicht dick aufeinander lagen, sondern nach Bedarf abgeschnitten wurden, nach unten aber bis über den äuferen Stangenkreis hinausragten. Auch dieser erhielt einen Rahm-Kranz, an welchem das überstehende Dach befestigt wurde und zum Schlufs die dem Mittelpunkt zustrebende Lage von Hölzern eine Querverbindung und Vernetzung mit Lianen und Ranken. Die über die Gabel der Mittelstütze hinausragenden Sparren wurden zum Teil abgeschnitten, zum Teil eingekerbt und zu einer Spitze fest zusammengebogen und umwunden.

Die Hüttenwand ward durch Umgebung des inneren Stützenkreises von aufsen und innen mit einem ähnlichen Gitterwerk, wie es das Dach bildete, hergestellt und durch Ausfüllung und Bewurf mit breiigem Lehm vollständig gedichtet. Es fehlte noch die Dachbedeckung. Hierfür wurden Festons aus Grashalmen hergestellt, indem immer deren drei bis sechs in kleinen Bündchen am Stammende miteinander dicht verknüpft wurden. Hiermit bedeckte man das Dachgerüst von unten nach oben, indem man die zusammengerollten Festons so auf der Dachfläche abrollte und befestigte, dafs die Halmenden glatt nach unten fielen und bei der spiraligen Abwicklung eine Lage die andere immer um ein Drittel der Halmlänge überdeckte. Diese dünne Graslage gewährt einen ungehemmten schnellen Abflufs des Regenwassers und gestattet andererseits der Luft den Zutritt und dem Rauch den Austritt, ist deshalb um vieles dem mit hoher Grasschicht belegten Dach der Südafrikaner vorzuziehen.

Dies ist aber nicht der einzige Unterschied. Die Herstellung der Wand aus Stützen, Flechtwerk (oder Schilfbüschel) und Lehmdichtung ist eine ziemlich gleiche, ebenso finden wir eine Mittelstütze und einen Kreis Verandastützen. Aber in der Verbindung des Oberbaues, des Daches, mit dem Unterbau, d. h. mit allen stützenden Gliedern, ist das Bauwerk gänzlich verschieden. Ein wesentliches Zwischenglied wird eingeschoben, der Kranz-Rahmen; und um ihn zu halten, müssen die Stützen oben gegabelt sein. Das Dach

erhält durch die feste Verbindung der Sparren mit dem Rahmen auch eine solche feste Fügung, dafs man es mit diesem aus den Gabeln lösen und forttragen kann (wie Junker es einmal bei den Dinka erlebte); andererseits aber, an die Gabeln angebunden, eine so innige Vereinigung mit Wand und Stützen, dafs der ganze Bau viel solider ist, als der südafrikanische, dessen Dach nur lose aufliegt auf den stumpfen Stützen, wie ein Deckel. Es ist mithin die sachgemäfse Verwendung der Gabelstütze und die Einfügung des Rahm-Kranzes, welche die Kegelhütten der Niloten von denen der Südafrikaner ganz wesentlich unterscheidet.

Junker baute seine Hütte bei den A-Sandé, aber die Bauweise war die der Niloten, wie mir Professor Schweinfurth durch genaue Schilderung der im ganzen Gebiet der Dinka, Schilluk etc. von ihm beobachteten Bauten persönlich den Beweis erbracht hat. Die A-Sandé haben sie von den Niloten angenommen.

Die Bauweise der Galla, welche Paulitschke[1] mitteilt, weicht wieder von der der Niloten ab. Die Wand wird durch dicht nebeneinander eingetriebene Baumstämme gebildet, denen man je einen Ast beläfst, um ihn, nach dem Mittelpfahl gerichtet, mit diesem zu verbinden. Auf diese Weise erhält man ein mit den Stützen unwandelbar, weil von Natur, verbundenes Sparrensystsm. Das Dach wird nun eigentümlicherweise noch besonders hergestellt, erhält seine durch Kränze miteinander verbundenen radialen Stangen und wird mit einer (20 bis 30 cm) dicken Schicht Heu oder Durrahstroh belegt. Dann hebt man es erst, fix und fertig, auf das Gebäude und läfst den Mittelpfahl ein Loch durch das Dach stofsen, was zu einer sehr kunstreichen und doch selten gegen Eindringen von Regenwasser völlig schützenden Dichtung der Spitze zwingt.

Man kann hieraus ersehen, welch verschiedene Konstruktionsweisen zu so aufserordentlich ähnlichen Bauformen geführt haben.

Es sei hier noch eine kurze Bemerkung über die Nomadenhütten der Somali und Massai angeknüpft. Sie sind des gleichen Ursprungs und bestehen aus einem Gerippe mit den Spitzen verbundener und künstlich zum Halbkreis gebogener Stangen, über welches Matten oder Felle gedeckt werden. Anstatt einer halbkugeligen entsteht aber meist eine gestreckte abgerundete Form im Interesse des Raumgewinnes. So zeigen alle diese Nomadenhütten, seien es die der Südafrikaner, der Ostafrikaner oder der Bewohner der Sahara eine gewisse leicht erklärliche konstruktive Zusammengehörigkeit. Auch die Hütten der Fulbe und der Tebu sind in dieses System einzuschliefsen.

---

1) Paulitschke: „Ethnographie Nordost-Afrikas“, S. 128 ff.

C) Die Giebeldachhütten Westafrikas.

Von der Westküste schiebt sich zwischen die Bautypen Nord- und Südafrikas ein ganz neues, auf wesentlich anderen Grundlagen beruhendes konstruktives System, das der Satteldachhütten. Es verdankt seine Entstehung dem tropischen Pflanzenwuchs, ist nur in dessen Bereich in seiner Urform zu erhalten und kann bei Anwendung anderen Materials zwar die äufsere Gestalt — rechteckiger Grundrifs mit zwei sich schneidenden Dachflächen — beibehalten, nicht aber die Eigenart der Zusammensetzung aus Tafeln.

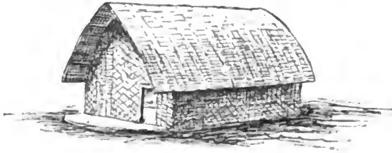


Fig. 175.
Hütte der Mangbattu (nach Schweinfurth).

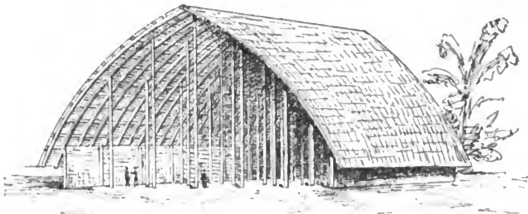


Fig. 176.
Halle der Mangbattu in 1 : 500 (nach Schweinfurth).

Hierin beruht bei dem Urtypus das Charakteristische. Der ganze Raumbau wird durch sechs Tafeln gebildet, deren vier die senkrechten Wände, zwei die Dachflächen bilden. Man stellt diese Tafeln einzeln aus leichtem Flechtwerk her, Raphiablattschäfte mit verschiedenen Flecht- und Füllmitteln, wie sie gerade zur Hand sind, durch Binden, Flechten oder Nähen einheitlich verbunden, stellt sie auf die geebnete, vielfach mit einem Estrich versehene Bodenfläche und verknüpft ihre Kanten. Da sie nicht, wie alle mit einem tektonischen Gerüst versehenen Bauwerke, durch Eingraben mit dem Bauplatze fest verbunden werden, kann man diese Bauwerke leicht auseinander nehmen und an anderem Orte wieder aufstellen.

Den Beweis lieferte der Mangbattufürst Munsa, als er Schweinfurth ein solches Haus zum Geschenk machte und ihm vor die Thür setzen liefs. An dem Haus dieses Volkes ist die einfachste typische Form am deutlichsten zu sehen und die Geschicklichkeit der Erbauer zu bewundern (Fig. 175). Sie entwickelten sie zu den ungeheuren Dimensionen grofser Hallenbauten von 50 m Länge, 25 m Breite und 17 m Höhe, wobei natürlich die einfachen sechs Tafeln nicht mehr zu brauchen waren, um einen haltbaren Bau herzustellen. Die Dachtafeln müssen durch starke, sparren- und fettenartige Hölzer verstärkt und mittels eines ganzen Systems senkrechter Stützen getragen werden (Fig. 176). Auch die A-Sandé, die im allgemeinen



Fig. 177.
Hütte der Bakongo (nach dem Congo Illustré).



Fig. 178.
Hütte der Bakongo (nach Baumann).



Fig. 179.
Halle der Marundscha (nach Baumann).

bei ihrer Zerstreuung über die weiten, von ihnen eroberten Landflächen den Baustil der Niloten angenommen haben (sie liefsen sich wahrscheinlich durch die Unterworfenen ihre Wohnungen erbauen), behielten den aus ihren alten Sitzen näher der Küste mitgebrachten Stil der Giebeldächer in ihren Versammlungshallen bei, welche völlig denen der Mangbattu gleichen.

Nächst den Mangbattu bewahrte die westliche, der Küste nächste Völkergruppe den Tafel-Baustil am reinsten. Auch hier wurden Hallenbauten wie bei jenen in den fürstlichen Residenzen (nach Wolf bei Lukengo, nach Büttner bei Muene Putu) aufgeführt, natürlich auch der Urtypus in mancher Weise, dem verschiedenen Geschmack und Bedürfnis entsprechend, modifiziert. Eine vielfach angetroffene Abweichung besteht in der Zufügung von festen Stützen, aber nicht zur Festigung der Wände, deren Steifigkeit

dem Druck des leichten Daches bei den kleinen Dimensionen Stand hält, sondern zur Unterstützung des behufs Schattengewinnes über Giebel und Längswände weit überragenden Daches. Es sind deshalb meist nur je zwei Stützen vor den Giebeln angeordnet (Fig. 177, 178); weiterhin tritt wohl auch eine ganze Reihe Verandastützen vor der Längswand hinzu (Fig. 179).

Eine wesentlichere Veränderung erleidet das Giebelhaus bei den Baschilange. Dem Baluba-Stamm, welchem wir in ihnen begegnen, war die früher erwähnte aus der Kugelhütte entwickelte Hüttenform mit quadratischem Grundrifs eigen; sie ist auch noch stark vertreten. Dazwischen treten aber, namentlich im Norden und südlicher am Kassai und Lulua, viele Giebelhäuser auf. Pogge meint, die Kioko, welche solche bauen, hätten sie eingeführt. Wahrscheinlicher ist, dafs sie den nachahmungssüchtigen Baschilange von den nördlichen Nachbarn, die sämtlich diese Form haben, überkommen sind. Merkwürdig ist es immerhin, dafs die Kioko, ursprünglich Nachbarn der Lobale und Bihé, wo sie in den nördlicheren Breiten auftreten, nach Pogges nicht zu bezweifelnder Angabe Giebeldachhäuser bauen.[1]

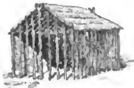


Fig. 180.
Hütte der Baschilange; zwei Wände im Holzgerüst ohne Borken- und Lehmbekleidung (nach Pogges Tagebuch).



Fig. 181.
Hütte der Bali ohne Grasdeckung des Daches und Lehmbewurf der Wände (nach Zintgraffs Schilderung).

Die Häuser der Baschilange haben den Tafel-Baustil bereits verlassen. Die Wände werden nämlich entweder aus gelenkdicken Holzstäben, welche in den Boden gerammt werden, und aus Rindebekleidung, oder aus dicht zusammengesetzten Kampinegras- oder Schilfbüscheln, welche natürlich im Boden befestigt werden müssen, also aus verschiedenstem Material, gebildet und meist mit Lehm beworfen. Sie sind nicht im stande, das Dach zu tragen und deshalb sind an den Giebelseiten Gabelstützen eingegraben, welche eine Firstfette und bisweilen auch ihr parallele Dachfetten tragen. Das Haus ist also hier fest in den Boden gegründet, hat zum Teil ein tektonisches Gerüst erhalten und weicht auch durch den Putz mit fetter

1) Pogge spricht zwar in seinem Werke: „Im Reiche des Muata Yamvo" S. 47 von „Pultdächern", versteht aber darunter, wie aus verschiedenen durch Skizzen erläuterten Stellen seiner Tagebücher sich unzweifelhaft ergiebt, immer „Satteldächer".

Erde von dem Stil ab, welcher im Norden und Westen gebräuchlich ist. Ferner wird unter dem Dach häufig eine Zwischendecke von Palmschäften eingeschoben — das ist von der Balubahütte übernommen —, und das Dach, fertig geflochten, von den Männern auf den Unterbau aufgelegt. Es liegt hier offenbar eine Mischung des südafrikanischen mit dem Giebeldach-Stil vor (Fig. 180).

Eine Parallele hierzu liefern die Stämme, bei denen der Westküstenstil mit dem der Nordafrikaner, welcher, wie oben erörtert, in den Berührungsgebieten viel Lehm verwendet, in Beziehung tritt. In Kamerun tritt auf der Wasserscheide des Mungo und Mbia der allmähliche Wechsel ein. Die bis dahin aus Matten hergestellten Tafel-Häuschen erhalten mit Lehm beworfene Wände. Bei den Bali, welche ganz in der Art des Westküstenstils auf die im Quadrat zusammengestellten vier Wandtafeln aus Bambus vier dreieckige Dachtafeln aufbringen und zur Pyramide miteinander verbinden (hier also ein Übergang zum quadratischen Grundrifs), werden die Wände mit Lehm beworfen (Fig. 181).

Die Banyang unterstützen den Firstbalken ihres Satteldaches durch starke Stämme, bilden die Wände ganz als Bambusgitter, bewerfen sie aber dann beiderseits mit Lehm und bilden aus demselben Material, ganz von den Haufsa entlehnt, Sitzbänke mit Armlehnen, die sie schön zu polieren und in Farben zu verzieren verstehen.

Ein Schritt weiter nach Osten führt zu den runden Lehmhütten der Sudaner.

Die östliche Gruppe der Völkerschaften des Kongo-Gebietes, welche den Satteldachstil benutzen, hat ihn weiter umgestaltet, indem sie, mehr und mehr aus dem Gebiete der Raphiapalme heraustretend, den Lehm zur Herstellung der Wände benutzte. Es ist zwar noch nicht nachgewiesen, ob sie zum Massivbau übergegangen sind oder nur ein tragendes Holzgerippe der Wand mit einem starken beiderseitigen Lehmputz versehen, wie die Banyang, aber der Umstand, dafs sogar auf den Dachflächen bisweilen ein Lehmbeschlag hergestellt wird, spricht für eine starke Anwendung dieses Baumaterials. Auch werden die Dachräume durch Anordnung von Zwischendecken vielfach nutzbar gemacht, was auf einen Einflufs der Baluba schliefsen läfst.

Den geographischen Verhältnissen entsprechend ist dieser Baustil, im Osten gehemmt durch den grofsen centralen Urwald, nur in dessen südlichem, lichterem Teile bis etwa halbwegs zwischen Kongo und Tanganjika vorgedrungen, während er im Norden, dem Aruwimi folgend, beinahe den Albertsee erreicht hat, in nördlicher Richtung aber in den Mangbattu seine vorzüglichsten Vertreter findet. Er erscheint wie ein fremder Eindringling

zwischen die nord- und südafrikanischen Baustile hineingeschoben, denen er nach Natur seines ursprünglichen und bedingenden Baumaterials ebenso fremd gegenübersteht, wie nach der Eigenart seiner Konstruktion. Nur wo die Raphiapalme ihm ihr leichtes, geschmeidiges Baumaterial lieferte, konnte er sich festnisten, wo er die Grenzen des Palmenwuchses überschreitet, artet er aus und greift zur Erde, wie die Nachbarn, um das ungeschicktere Gebilde der unfügsameren und plumperen Baumittel zu verbergen. Er verliert dadurch die Grazie des Ungebundenseins und wird schwerfällig an den Bauort gefesselt.

II. Verbreitung und Verwandtschaft der Hütten.

Die Darlegung des Architekten scheint mir auch für den ein klares Bild zu entrollen, der sich nie vorher mit derartigen Problemen beschäftigt hat. Ich wage es, die entscheidenden Momente und Ergebnisse von H. Frobenius' Studien hier kurz zu wiederholen, um einen Versuch zu machen, die Resultate des Tektonikers von meinem Gesichtspunkte aus dem anatomischen Verwandtschaftsproblem noch zugänglicher zu machen.

Afrika bietet vor allem vier Elemente der Hüttenbauten. 1. Das Emporwachsen der Höhlenbauten. 2. Die aus Bäumchen oder Buschwerk erbaute Rundhütte. 3. Die von einem Mittelpfahl ausgehende Kegelhütte. 4. Die aus ungewölbten Flächen zusammengefügte Giebelhütte. — Es gilt nun, deren Beziehungen untereinander mit der geographischen Verbreitung in Einklang zu bringen.

Die Erdbauten in ihrer ursprünglichen Form sind schwach erhalten. H. Frobenius bezeichnet sie als autochthon und die Verbreitung spricht in gewissem Sinne dafür, jedenfalls aber für Rückgang und Einschränkung einstiger Flächenverbreitung auf sporadische Enklaven im weiten Gebiete eines jüngeren herrschenden Baustiles. Beobachten wir scharf, so erkennen wir zwei Extreme, die nicht vollkommen dem Anfang und Ende einer lediglich afrikanischen Entwicklungsreihe entsprechen. Am Ende der Entwicklung steht der Ziegelbau, und ein Vergleichen des oben Dargestellten mit nordafrikanischen (mediterranen) und westasiatischen Elementen läfst wohl kaum bezweifeln, dafs die einfachen Erdbauten und die einfache Materialanwendung sich unter einem regen äufseren Einflufs emporgeschwungen haben, wofür ja vor allem das Eingreifen marokkanischer und ägyptischer Baumeister in die innerafrikanische Kunst bezeichnend ist.

Aber auch das Aufwachsen des Erdbaues ist kein Geheimnis für den emsig Forschenden. Ich glaube nicht, dafs die natürliche Höhle der

nordafrikanischen (Teda etc.) und innerafrikanischen (am oberen Lualaba) Troglodyten so bedeutungsvoll für die ersten Höhlenbauten ist wie ein Verfahren, welches wir schon in der Tierwelt beobachten können, sich nämlich im warmen Sande zu betten. Theophil Hahn schildert, wie der wandernde Buschmann ein Feuer auf dem trockenen Sande entzündet und, wenn derselbe eine angenehme Wärme angenommen hat, eine Höhlung hineingräbt, in die er sich, mit dem Sande wieder deckend, einbettet. Das ist eine nigritische Methode, die zum primitiven Höhlenbau leitet und auch dem Australier bekannt ist. Dieser gräbt eine ähnliche Höhle, streckt sich darin aus und sucht Deckung hinter einem einfachen Wetterschirme.

Diesem Entwicklungsgange entspricht die Verbreitung vollkommen. Enklavenhafte Reste auf der Nordachse im Gebiet westasiatischen Einflusses und dementsprechend entwickeltere Typen. Im Süden bei jenen Völkerfragmenten, die so manche nigritische Eigenart bewahrt haben, letzte Spuren der ursprünglichsten Form.

Zum zweiten die aus Bäumchen oder in die Erde gegrabene Stangen, die oben vereinigt und verflochten werden, gebildete Rundhütte. Auch deren Entstehung vermögen wir bei den Buschmännern zu belauschen, wie der treffliche Bericht Fritschs, den ich hier folgen lasse, beweist: Der Buschmann begnügt sich auf Wanderungen mit der sehr einfachen Vorrichtung, welche auch von anderen Südafrikanern als Notbehelf angewendet und in kolonialer Bezeichnung „Scherm“ genannt wird. Man wählt einen dichten Busch als Schutz, entfernt die überflüssigen Äste, verflicht nach der Wetterseite zu die übrigen, zieht sie herunter und verstopft die Zwischenräume mit Reisig, so dafs ein niedriges, überhängendes Schutzdach entsteht, unter dem man sich behaglich zusammenrollen kann; besonders geeignet sind dazu die Büsche des Tarchonanthus.

Der „Scherm“ ist derart sehr wohl als Ursprungsgestalt der einfachen Kugelhütte aufzufassen. Denn die Kugelhütte ist auch weiter nichts als eine Vereinigung einiger im Kreise aufgepflanzten Stangen. Damit stehen wir also wiederum einem nigritischen Element im Hüttenbau gegenüber, denn der Australier verfährt nicht nur ganz ebenso wie der Buschmann, auch hat er nicht nur die gleiche backofenförmige Hütte, sondern auch im weiten Umkreise der Inselkulturen lassen sich in der Nähe Australiens noch viele Spuren dieses Hüttenbaues nachweisen. Denn, wenn wir das Bezeichnende an ihnen heraussuchen, so ist es das Herauswachsen der Flächen aus dem Boden, das Zusammenwachsen in der Mitte, die keines Stützbalkens bedarf. Wenn wir bei den südafrikanischen Kegelhütten diese Stütze der Mitte doch finden, nun, so hat H. Frobenius uns schon darauf aufmerksam gemacht, dass er hier eine andere Rolle spielt wie im Norden, wo er das

Leitmotiv der Konstruktion ist, wogegen er hier nur als geeignetes Aushilfsmittel bei grösseren Bauten dient.

Die dritte Form, die nordafrikanische Kegelhütte, basiert also auf dem Mittelpfahle. Wie ist sie zu verstehen?

Vergessen wir nicht ihre Verbreitung, auch nicht, dafs ihre Ausbreitung auf der Nordachse eine verhältnismäfsig junge ist, denn autochthon ist hier der Erdbau; wohl mag dieser die Kegelform beeinflufst haben, was aus den Lehmmauern zu schliefsen ist, aber sonst ist die Kegelhütte ein Fremdling, der mit dem eingeborenen Stil nur im Verhältnis angeheirateter Verwandtschaft steht. Aber als Fremdling steht er unter seinesgleichen nicht allein, denn im Norden ist eine echte asiatische Wohnungsform erkennbar: das Zelt. Vergleichen wir die beiden, so tritt das konstruktive Glied des Mittelpfahles als Leitmotiv der Entstehung sogleich hervor. Die Verwandtschaft erscheint noch inniger bei Hütten am Ostende der Nordachse, wo sie mit Fellen oder härenen Decken, dem Lieblingsmaterial des Nomaden, bedeckt sind.

Thatsächlich fällt durch diese Betrachtung ein sehr klares Licht auf alle diese Hüttenformen, es zeigt sich eine vorzügliche Entwicklungsreihe. Da ist erst ein Nordsaum, auf dem das alte Zelt des Nomaden steht, die Urform der Kegelhütte. Daran schliefst sich die weite Nordachsenverbreitung an. Der Mittelpfahl wird das Element einer eigenen Hüttenform. Sein Einflufs auf die Südachse endlich macht sich erkennbar in der Verwendung als Hilfsmittel. Das ist die Geschichte des Mittelpfahles und der Kegelhütten, die ich in ihrer nordafrikanischen Hauptform als asiatisch demnach erklären kann; dagegen zeigt der Mittelpfahl an der Kugelhütte einen, wenn auch abgeschwächten, asiatischen Einflufs an.

Die Übereinstimmung dieser Thatsachen mit den bisher an das Tageslicht geförderten ist prächtig. Der asiatische Rundschild und Bogen, das Zelt im Norden, der nigritische Stockschild, Erdhöhle mit Kugelhütte im Süden entsprechen einander. Nil-, Haufsa-, Somal-Bogen sind die afrikanischen Nachkömmlinge des asiatischen Gerätes. Die Kegelhütte ist eine gleiche Erscheinung. Und die Abschwächung asiatischer Merkmale auf der Südachse tritt nicht nur an dem Kegeltypus der südafrikanischen Kugelhütte hervor, sondern auch am Bogen, am Schilde, in der Trommel etc. So stimmen Norden, Süden und Osten sehr gut auf allen Seiten überein. Sollte man also im Westen nicht auch die Analogie finden? Ist die Giebelhütte Westafrikas malajonigritischen Ursprunges?

Der vierte Typus, die aus ungewölbten Flächen gebildete Giebelhütte, hat mehrere Formen in Westafrika. H. Frobenius hat uns das Wichtigste mitgeteilt, aus dem sicher hervorgeht, dafs es sich um zwei Hauptformen

handelt: 1. einfache Kartenhäuser ohne tektonisches Gerüst; 2. Giebelhäuser mit tektonischem Gerippe. Für erstere Form mag Fig. 175, für letztere Fig. 180 bezeichnend genannt werden.

Eine nähere Betrachtung der Gerüste des zweiten Typus ergiebt eine sehr einfache Konstruktion. Die Hauptsache ist der von zwei oben gegabelten Giebelstützen getragene Firstbalken. Dem entsprechen auf jeder Seite zwei parallel diesem laufende, niedrigere und ebenso gestützte Balken, auf denen der Rand des Daches ruht (vergl. Fig. 182). Hierauf lagert das Dach. Auf der Abbildung ist im speciellen noch der Schlafraum, ein Verschlag, der die eine Hälfte des Hauses in Anspruch nimmt, angedeutet. Auf den ersten Blick mag diese Konstruktion als eine der Kartenhausbildung, deren Wesen im gegenseitigen Schub und Druck der Flächen beruht, ganz fremde erscheinen. Wir verstehen diese Entwicklung und Beziehung in Afrika nicht, sondern müssen uns dahin wenden, wo wir gewohnt sind, das Verständnis für die westafrikanischen Formen zu finden, nach Oceanien, im speciellen nach Melanesien.

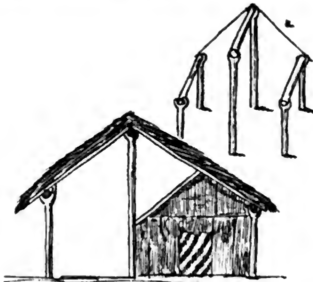


Fig. 182.
Giebelschnitt einer Baluihütte (nach Dybowski); a das tektonische Gerippe dieses Stieles.

Zunächst möchte ich feststellen, dafs wir neben anderen Typen die beiden westafrikanischen Hüttenformen in Oceanien wiederfinden. Ich erinnere an die Feldhütten Neukaledoniens, die nichts weiter sind als zwei an der Firstkante zusammengebundene Platten von Flechtwerk. Das ist die einfachste Form des Mattenhauses. Daran schliefsen sich die Canoeschuppen und verschiedenen Hütten Ostmelanesiens an. Die zweite Gestalt ist in Oceanien entwickelter und ausgearbeiteter als in Westafrika. Das Dach des Howa-Hauses ruht sowohl bei den Lehm- wie bei den Holzbauten nicht auf den Hauswänden, sondern wird hauptsächlich von drei hohen Pfosten getragen, die tief in die Erde gegraben sind und als Stützen für die Dachfirste dienen. Der eine dieser Pfosten steht in der Mitte, die beiden anderen dicht an den Seitenwänden, aber auch im Innern des Hauses. Auf Samoa werden beim Hausbau zunächst drei Pfeiler senkrecht errichtet, jeder ungefähr 1 m vom anderen entfernt. Auf ihnen ruht ein Querbalken, der den First des Daches bildet. Das ist das tektonische Gerüst des zweiten westafrikanischen Hüttenstiles.

Die zwei Elemente dieser Hüttenformen sind nicht schwer in der Entwicklung und Entstehung zu beobachten. Die einfachen Platten des Kartenhauses dienen bei den ceremoniellen Maskenfesten auf Neubritannien und den Inseln der Torresstrafse als Hintergrund. Das tektonische Gerüst ist aber auf die einfachen Plattformen zurückzuführen, die vielfach vor den Häusern oder in der Mitte der Dörfer stehen (Dubu und Barla auf Neuguinea), auf denen sich auch oftmals die Hütte erhebt. Es sind das mehr oder weniger hohe Gerüste, die durch in die Erde gerammte Pfähle mit oberen Gabelenden, in denen die Querbalken liegen, die die Bohlen- oder Stangendiele tragen, hergestellt sind. Das ist die Basis der Pfahlhäuser, die für das westliche Oceanien so bezeichnend sind. Das Gerüst solcher Unterbauten ist mit dem Gesamtbau später verwachsen und haben wir demnach die zweite Form der beiden fraglichen Hüttenformen auf eine Verbindung von Barla (der Plattform) und Wau (der einfachen Mattenwand) zurückzuführen.

Wir können Reste des gleichen Entwicklungsganges auch im westafrikanischen Kulturkreise nachweisen. Die Plattformen Neuguineas — ich nenne sie mit dem Worte der Papua „Barla“ — finden sich im Quellgebiet des Kongo (vergl. Fig. 183). In mancherlei anderen Verbindungen, als Steifen der Fensterthüren und Unterbau der Pfahlbauten lassen sie sich herausschälen. Fensterthür und Pfahlbau, echt malajonigritische Konstruktionen, werde ich später zu erörtern haben (vergl. Kap. 9).

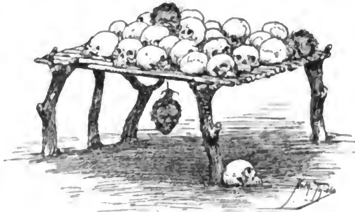


Fig. 183.
„Barla“ mit Menschenschädeln.
Trophäe in Bunkeia, Kongo-Becken (nach Stairs).

Aber auch sonst treten die malajonigritischen Parallelen uns in Fülle entgegen. Da sind zunächst die runden kleinen Hüttchen, in denen die jungen Mädchen, abgeschlossen von der Welt, von der Zeit des Mannbarwerdens bis zur Verehelichung ein trauriges Dasein fristen (Neu-Irland und Loangoküste). Ich verweise ferner auf die Dorfanlage in langen, geraden Strafsen, die sowohl im Kongogebiet (auch am Ogowe) wie in Neuguinea häufig beobachtet wurde (Fig. 184). Bemerkenswert sind auch die Hallen und Hütten in der Mitte westafrikanischer Dörfer, die sowohl den Beratungen der Männer, als auch als Gasthäuser dienen. Sie erinnern an die melanesischen „Klubhäuser“ (Fig. 185).

Somit haben wir im westafrikanischen Kulturkreise die malajonigritischen Elemente wieder als die typischen und herrschenden erkannt. Das Bild der Baustile ist nun vollständig. Von Norden kam das Zelt, das in der Kegelhütte des Sudan eine feste, afrikanische Gestalt annahm. Den Bauten der Südachse schenkte es den Mittelpfahl. Vom einfachen Erdlager aus



Fig. 184.
Dorfanlage der Manjema (nach Cameron).



Fig. 185.
Dorf der Baschilange mit Fremden- und Beratungshalle (nach Wifsmann).

entwickelte sich der Erdbau, der unter nordischem und nordöstlichem Einfluſs eine merkwürdige Ausgestaltung erfuhr. Erdlager und „Scherm" resp. Kugelhütte sind nigritisch. Die Kugelhütte ist in Afrika bedeutend ausgebaut, erweitert und unter asiatischem resp. asiatoafrikanischem Einflusse mit einem Mittelpfahle versehen worden. Der westafrikanische Kulturkreis bietet die zwei Haupttypen des melanesischen oder malajonigritischen Hausbaues: das einfache Mattenhaus und das mit einem tektonischen Gerüst versehene Satteldachhaus, daneben noch Klubhaus, Pfahlbau, Fensterthür etc.

Systematik.

A) Die nigritischen Hüttenformen: 1. das primitive Erdlager, 2. der einfache Wetterschirm, 3. die Kugelhütte.	zumal Südachse.
B) Die afrikanischen Hüttenformen: 1. die Kegelhütte des Südens, 2. die Balubahütte, 3. die Tembebauten, 4. die Massai-Gallabauten.	Südachse.
C) Die asiatischen Hüttenformen: 1. die Zelte, 2. die Zelt- oder Kegelhütte des Sudan, 3. die Somalihütte (Lederdecke), 4. der entwickelte Ziegel-, Lehm- und Steinbau.	Nordachse.
D) Die malajonigritischen Hüttenformen: 1. das Mattenhaus, 2. das Giebelhaus mit Gerüst, 3. der Pfahlbau (Fensterthüren). Anmerkung: Klubhäuser und Barla.	Westgebiet.

III. Anhang über verschiedene afrikanische Geräte.

Die Geräte im Innern der afrikanischen Hütten bieten mancherlei wichtiges Merkmal. Ich beschränke mich darauf, das Wichtigste hervorzuheben.

Unter den Stühlen und Kopf- oder Nackenstützen finden sich bemerkenswerte Erscheinungen. Das Wesentliche in der Verbreitung dieser Möbel liegt in dem Überwiegen der Sessel und Bänke im Norden, im häufigeren Vorkommen der Nackenstützen im Süden. Nackenstütze und Sessel mögen meist gleich hoch sein; sie sind aber unterschieden durch das Oberteil, das bei dem ersteren Gerät schmal und lang (dem Zwischenraume zwischen Kopf und Rücken entsprechend), bei dem letzteren aber als Fläche ausgebildet ist. Es giebt alle möglichen Übergangsstufen zwischen der stützenden Nackenleiste und dem breiten Sesselsitz, aber selbst aus den kompliciertesten Zusammensetzungen lassen sich an diesem Merkmale die Elemente oft erkennen.

Ferner kommt die Zahl und Form der tragenden Füfse in Betracht. Dem Norden ist der runde Einfufs eigen, dem Süden vor allem Formen mit 4 und 2, aber auch mit 3 Beinen. Diese Füfse stehen im Süden dagegen meist noch auf einem Brett, im Norden, wenn es mehrere sind, direkt auf dem Boden. Diese Eigenschaft ist sehr wichtig. Denn sie wirft ein Licht auf die Entstehungsgeschichte, die ich hier nicht weiter verfolgen will, weil wir zu weit ausgreifen müfsten. Ich beschränke mich daher auf einige Notizen, denen im nächsten Bande eine eingehende Erörterung folgen mag.

Unter all den verschiedenen Formen lassen sich bestimmte Leittypen erkennen, die ein beredtes Zeugnis für die Abstammung tragen. Auf der Nordachse sind die Lehmbänke, die runden Sessel, die zusammengesetzten, aus verschnürten Stäben bestehenden Sitze (Stuhlformen teils mit, teils ohne Lehne) etc. asiatischer Herkunft. Im westafrikanischen Kulturkreise finden sich kunstvoll geschnitzte Nackenstützen und Sessel mit Menschen darstellenden Füfsen. Auch Tiergestalten sind bemerkbar. Nicht das allein deutet auf die Verwandtschaft mit malajonigritischen Elementen (Nackenstützen Neuguineas, Santacruz' etc.), sondern auch das Brett, auf dem die Gestalten stehen. Malajonigritischer Verwandtschaft sind aber auch die dreibeinigen, mit Aststumpfen versehenen Baumstücke der Innerafrikaner, die als Nacken- und Rückenstützen dienen. In Neuguinea sind gleiche Möbel nicht selten.

Die Südachse zeigt eigene Formen, die malajonigritischen Elementen entstammen und teilweise in der Entwicklung den afrikanisch-asiatischen Einflufs der Nordachse verraten. Demnächst läfst sich auch hierin der Entwicklungsfaden verfolgen, den wir nun schon so oft gefunden haben.

Ferner bietet die Gefäfsindustrie einige wichtige Anhaltepunkte. Der Norden und Nordosten, in abgeschwächtem Mafse auch der Süden bieten Lederschläuche, Fellsäcke etc. Das ist natürlich im Zusammenhange mit dem Wanderzuge der Viehzucht bemerkenswert.

In der Thonindustrie weisen verschiedene Merkmale (feinere Arten der Glasur, Brennverfahren etc.) ebenfalls in diese Entwicklungsrichtung. Die Töpferei besitzt im Norden nicht nur reichere Formen, sie ist auch lebenskräftiger. Es giebt für die Herstellung der Formen mehrere Methoden, von denen die westafrikanischen auch nach Melanesien deuten.

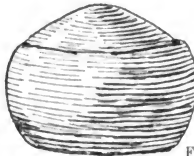
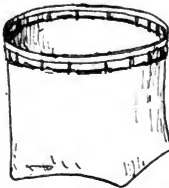


Fig. 186.
Ägyptischer Korb aus dem neuen Reiche (ägypt. Museum in Berlin).

Vor allem aber will ich auf einige Thatsachen der Flecht-Industrie hinweisen. Es giebt neben mancherlei anderer Technik zumal zweierlei Flechtweise der afrikanischen Körbe. Vor allem ist die Flechtweise, die auch den alten Ägyptern die geläufige war, zu erwähnen (Fig. 186). In umwundenen Ringen oder vielmehr aus einem langen umwundenen, in Ringe spiralförmig gelegten Bande ist der Aufbau vorgenommen. Nord-, ost- und auch südafrikanische Körbe sind in dieser



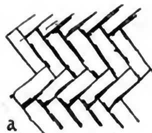






Fig. 187.

Korb der Baschilango (Museum für Völkerkunde in Leipzig, Slg. Kongostaat); a Flechtmuster, b oberer runder Rand, c der viereckige Boden.

Weise hergestellt. Auch bietet Westafrika einige Formen dieser Art. Doch treten sie zurück gegenüber anderen Typen, deren Konstruktion aus Fig. 187 ersichtlich ist. Es ist das gleiche Flechtwerk, das auch in der Südsee heimisch ist. Noch auffälliger wird die Ähnlichkeit dadurch, dafs in Westafrika und in Oceanien der Boden viereckig, die Öffnung aber rund ist. Ich möchte die Methode auf die Mattenflechterei zurückführen. Und das ist wiederum ein wichtiges Merkmal, denn welche Bedeutung im Haushalte

der Malajonigritier Afrikas und Oceaniens die Matten spielen oder in alter Zeit gespielt haben, geht daraus hervor, dafs sowohl Westafrika als das östliche Melanesien die Analogie des Mattengeldes bietet.

Auch auf eine Parallele unter den Holzgefäfsen will ich hinweisen. Die so oft und so vielen schon aufgefallenen Holzbecher des Kassaigebietes, die teils einen Menschenkopf, teils feingegliederte Ornamentik bieten, dürfen auch als malajonigritischen Ursprungs bezeichnet werden, denn gewisse Becher Oceaniens, welche die Tättowierungsflüssigkeit enthalten, bieten bei gleicher Form die gleiche Ornamentik, die vorzüglich auf Flechtwerk zurückzuführen ist (Fig. 188).



Fig. 188.
Holzgefäfs von den Salomonen (nach Edge Pardington).

Zum Schlusse noch eine malajonigritische Parallele: die Bambusgefäfse, die aus einem Stück Bambusrohr bestehen, welches oben und unten durch eine Scheibe aus Kürbisschale geschlossen ist.

Endlich wollen wir noch einen Blick auf das afrikanische Rauchgerät werfen. Es ist eines der merkwürdigsten Probleme, ob die Afrikaner die Bekanntschaft mit der Tabakspfeife den Europäern verdanken oder nicht, denn es zeigt uns, wie schwer es bisher fiel, in dem Sittengemälde im Gesamtbilde der Kultur die Perspektive zu erkennen, die in ihm liegt. Vielleicht vermag uns eine Untersuchung der Rauchgeräte, der Pfeifen, mehr zu verkünden als der Afrikaner selbst erzählen kann.

Zunächst ein Fall, der auf das Erfindungstalent der Schwarzen ein Licht wirft. Einst pilgerte Glave mit seiner Expedition durch die Gefilde um Lukolela. Tabak war in Fülle geboten, aber die Leute hatten ihre Pfeifen vergessen. Dem grofsen Verdrufs darob machte ein erfinderischer Jüngling endlich ein Ende, indem er in den Pulverbehälter des Flintenrohres Tabak stopfte, diesen anzündete und den Rauch durch die Öffnung am anderen Ende desselben einsog (Fig. 189). Das ist eine echt moderne und ebenso echt afrikanische Erfindung, die niemals im wahrhaftigen, sondern vielmehr im Umgestalten nach praktischen Grundsätzen beruht.

Im übrigen möchte ich die afrikanischen Pfeifen in vier Gruppen einteilen, von denen die eine sofort als asiatisch, eine zweite sogleich als afrikanisch gedeutet werden mufs. Asiatisch ist nämlich fraglos die Wasserpfeife, die sich fast überall im Osten und auch im Norden findet. Eine Kalabasse oder ein Antilopen- resp. Ochsenhorn enthält das Wasser. Ein Mundstück ist auf der Seite eingefügt; der Tabak ruht in einem meist oben aufgesetzten Trichter. Die Verbreitung dieser Geräte geht, wie gesagt,

von der Ostseite des Erdteiles aus, reicht aber weit nach Westen und Süden.

Afrikanisch dagegen ist das Erdrauchen, welches in Südafrika weit verbreitet ist. Der Raucher knetet auf dem flachen Boden Lehm zu einer



Fig. 189.
Neger, aus der Flinte rauchend (nach Glave).

Form, die einem Backofen im kleinen nicht unähnlich ist. Wo bei einem solchen der Schornstein liegt, befindet sich hier eine kleine Höhlung zur Aufnahme des Krautes, von welcher ein Kanal durch die Lehmmasse zur

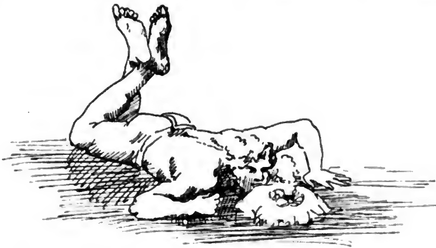


Fig. 190.
Aus dem Erdhaufen rauchender Südafrikaner (nach Emil Holub).

anderen Seite führt. An diese Öffnung (der Thür des Backofens entsprechend) legt der Raucher, sich flach auf den Bauch niederwerfend, den Mund und saugt den Qualm ein (Fig. 190). Diese Methode ist afrikanisch; ob es eine primäre Form ist, die mit der Entstehung der Sitte überhaupt

in Zusammenhang steht, oder ob diese Methode mit der Erfindung der Flintenpfeife auf eine Stufe zu bringen ist, werde ich später zu erörtern haben.

Von den zwei übrigen Gruppen der Tabakspfeifen mufs besonders eine unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Schweinfurth und Stuhlmann haben darüber eingehend berichtet. Die Mangbattu rauchen den Tabak aus einem Apparate höchst primitiver Art; die lange Mittelrippe eines Bananenblattes dient als Rohr, nachdem sie der Länge nach vermittelst eines Stockes durchstofsen worden ist; kurz vor dem unteren dickeren Ende derselben wird dann ein kleiner Einschnitt gemacht, welcher das durchbohrte Innere freilegt. In diesen Einschnitt steckt man eine mit Tabak angefüllte Tüte, aus dem Blatte derselben Pflanze geschnitten, und wechselt beim jedesmaligen Gebrauch mit dem Tabak zugleich auch die Tüte (Fig. 193). Derartige Pfeifenrohre sind bei den Mangbattu so beliebt, dafs Vornehme dieselben sogar aus Eisen und Kupfer nachformen lassen, der Tabakstüte aber immer den Vorzug vor einem soliden Pfeifenkopfe geben. Die letztere Mitteilung ist wichtig. Aus ihr erkennen wir schon den Anfang der Nachbildung, die in Holz und Thon (Fig. 194 und 195) erfolgt. Pfeifen dieser Art finden sich im ganzen westafrikanischen Kulturkreise. Man erkennt die Abstammung an vielen Dingen, zumal daran, dafs der Kopf nicht ganz am Ende angebracht ist, dafs das Ende des Pfeifenrohres auch durchbohrt ist (Bali, Pongwe, Sande etc.) und an anderen Merkmalen. Schon die Verbreitung deutet darauf hin, dafs

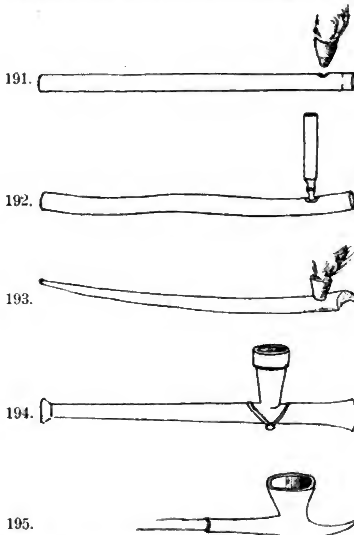


Fig. 191. Bambuspfeife (Baubau) von Neuguinea (nach Schmeltz). Fig. 192. Baubau mit Thoneinsatz (nach Chalmers und Gill). Fig. 193. Tabakspfeife aus einer Bananenrippe der Waldvölker am Ituri (nach Stuhlmann). Fig. 194. Holzpfeife vom Njassa (Leipziger Museum). Fig. 195. Tabakspfeife mit Thonkopf vom oberen Ituri (nach Stanley).

diese Pfeife aus der Bananenrippe malajonigritisch und eine Verwandte der „Baubau“ genannten Bambuspfeife Neuguineas ist. Diese besteht aus einem Bambusrohre, welches kurz vor dem Ende eine Öffnung trägt. In diese wird eine gleiche Tüte (Fig. 191) oder ein den Tabak tragender Thontrichter (Fig. 192) eingefügt. Also vollkommene Identität. Nebenbei bemerke ich, dafs diese den Tabak enthaltende Tüte wahrscheinlich die Mutter der Cigarre ist, so dafs man im Streben nach deutschen statt fremden Worten diese vielleicht als „Rauchtüte“ bezeichnen kann.

Die vierte Gruppe der meist thönernen Pfeifenköpfe ist von der vorigen dadurch unterschieden, dafs der Kopf wie das trichterförmig erweiterte Ende des Rohres ausgebildet ist, welcher umgebogen allerdings nicht senkrecht sich auf dem Rohre erhebt, sondern in abweichenden Winkeln. Wahrscheinlich ist die gröfsere Menge der Formen dieser Art auf asiatische, eine kleinere (die südafrikanischen zumal) auf europäische Einwirkung zurückzuführen.

Wir sehen jedenfalls, dafs wir auch hierin alle Elemente der afrikanischen Kultur aufdecken können, dafs das Tabakrauchen oder vielmehr das Rauchen überhaupt — denn der Tabak braucht absolut nicht gleichzeitig mit der Pfeife eingebürgert oder die Pfeife als Behälter gerade dieses Rauchkrautes entstanden zu sein — in Afrika länger heimisch ist als die europäische Kultur. Denn die westafrikanischen Pfeifen sind zumeist malajonigritischen Ursprunges.

III.

Physiologische Untersuchung des afrikanischen Kulturbesitzes.

---

8. Die Ergebnisse der anatomischen Untersuchung.

(Vergl. Kartenblatt 1, Nr. X; 2, Nr. XV und XX.)

Der morphologische Bau der afrikanischen Kulturen, wie ihn Geschichte, Staatengebilde und Gesamthabitus erscheinen lassen, ist oben folgendermafsen dargelegt worden. Der Nord-, Nordost- und Ostrand des Erdteiles sind die Verbindungszonen, die den Übergang der mediterranen, west- und südasiatischen Kulturen zu den afrikanischen darstellen. Zwei Hauptachsen bedingen die Kulturentwicklung der Afrikaner: die Nordachse, die den Nil mit Senegambien verbindet und die Südachse, die die Strafse zwischen Südspitze und Nilquellgebiet darstellt. Von der Südspitze aus mündet ein Nebenarm der Völkerströmung in das obere Sambesi- und südliche Kongogebiet. Des weiteren ist noch eine Verbindungslinie, eine Achse zweiten Grades an Bedeutung zwischen dem Ostgebiet der Nordachse und den nördlichen Ausläufern der Südachse zu verzeichnen. Die Westküste ist als Rand der alten Ökumene ein Ablagerungsgebiet, zu dem auch das ganze Kongobecken zu rechnen ist. Dies Gebiet ist in drei Provinzen zu zergliedern: Nordguinea, das Kongogebiet mit der Südguineaküste bis Benguela und Südwestafrika. Ersteres ist durch Beziehung mit der Nordachse, das zweite durch grofsen Reichtum und Beziehung mit beiden Achsen, das dritte durch Armut und Beziehung zur Südachse gekennzeichnet (vergl. Fig. 2).

In welchem Verhältnis steht nun der anatomische zu dem so skizzierten morphologischen Bau?

Wir haben im anatomischen Teile die Schilde, Bogen, Holzwaffen, Messer, Beile, Saiteninstrumente, Trommeln, Holzpauken, Hütten, Sessel, Nackenstützen, Gefäfse und Tabakspfeifen mehr oder weniger eingehend erörtert und wollen die Ergebnisse der Untersuchung hier kurz wiederholen, um mit dem Vergleich der äufseren (morphologischen) und inneren (anatomischen) Gestaltung ein Fundament für die Prüfung der Lebensformen, des physiologischen Baues der Kulturen zu gewinnen.

Die Schilde boten drei Elemente: 1. den nigritischen Stockschild, 2. den asiatischen Rundschild und 3. den malajonigritischen Korb-Holzschild. Der eigentlich afrikanische Fellschild ist nichts anderes als eine Fort-

entwicklung des Stockschildes in der Richtung zum asiatischen Rundschilde. Dieser dagegen nimmt einen lockereren und abgewandelten Typus an, je weiter wir uns von der Verbindungszone mit Asien aus auf den Achsen entfernen. Während der nigritische Stockschild ein knüppelhaftes Dasein in toten Winkeln, abgelegenen Gegenden fristet, lebt der allerdings ebenfalls bis auf das westliche Ablagerungsgebiet zurückgedrängte Korb-Holzschild in fröhlicher Entwicklung.

Die Bogen boten zwei Elemente: 1. den asiatischen zweischenkligen Bogen mit der tierischen und 2. den malajonigritischen einfachen Bogen mit der pflanzlichen Sehne. Der asiatische Bogen beherrscht die Nord- und Verbindungsachse. Je weiter er sich vom Norden entfernt, desto einfacher wird er. Mit Verlust bestimmter Merkmale stellen sich festere Typen ein, die im Kranze das eigentliche Gebiet der asiatischen Bogen umlagern und den Übergang zum ost- und südafrikanischen Typus bilden, der in letzter Instanz als stark abgeflachter asiatischer Bogen zu bezeichnen ist. Dagegen blüht das malajonigritische Element im westlichen Gebiet. Der Formenreichtum ist ein aufserordentlicher. Die Verbreitung der Typen ist eine fast willkürliche in diesem Gebiet.

Die Holzwaffen boten das farbenreichste Bild. Sie sind sehr verschiedener Natur. Zuerst die Wurfgeräte: Wurfkeule, Wurfstab und Wurfholz. Jedes hat sein eigenes Verbreitungsgebiet, keines duldet anscheinend ein zweites in gleichwertiger Stellung neben sich. Die ersten beiden gehören dem Süden, das Wurfholz (Bumerang) zumal dem Norden an. Das Wurfholz hat sich auf der Nordachse nicht nur erhalten, sondern auch einen Nachkommen gezeitigt: das Wurfeisen. Dasselbe gehört als praktische Waffe nur dem Norden an, je weiter es sich nach Süden bewegt, desto mehr nimmt seine primäre Bedeutung ab.

Die Messer zeigten eine reiche, aber übersichtliche Formfülle. Ein Teil ist echt asiatisch oder auch mediterran: Schwert, Stilett, Säbel. Sie werden auf der Nordachse und natürlich der Verbindungszone mit Asien geführt. Das eigentlich afrikanische Messer dagegen ist nichts als eine abgebrochene Speerspitze. Dagegen entstammen die wunderlichen Formen Westafrikas zwei Holzwaffen, der Ruderkeule (resp. Ruderspeer) und der gebogenen Blattkeule. Beide sind malajonigritischen Ursprungs. Nigritisch von allen diesen Waffen sind nur Wurfkeule, Wurfholz und Wurfstab.

Die Beile Nordafrikas sind auf ein asiatisches Gerät zurückzuführen: die Hacke. Das westafrikanische Beil ist malajonigritischen Ursprungs. Es ist aus dem mit aufgebundener Muschel- oder Steinklinge versehenen „Steinbeil“ hervorgegangen. Die ost- und südafrikanische Axt ist wahrscheinlich der Nachkomme eines nigritischen Gerätes (Fig. 86.)

Die Saiteninstrumente zeigen Verwandtschaft mit dem Bogen. Die asiatischen (Violine, Guitarre) zeichnen sich durch tierische Saiten und einen Fellkasten, dazu Wirbel und Fehlen des Steges aus. Die Verbreitung derselben ist wesentlich nordafrikanisch. Die malajonigritischen Saiteninstrumente sind durch die pflanzlichen Stoffe gekennzeichnet. Die Bambuslaute ist ein Ausgangstypus. Ganze Reihen von Formen schliefsen sich an sie an, unter denen die Tangola abermals der Knotenpunkt neuer Verzweigungen geworden ist. Sie alle gehören aber dem westafrikanischen Kulturkreise an, mit Ausnahme abgeflachter Typen: Gubo und Gora, das sind Süd- und Ostafrikaner. Andere Instrumente, wie die Negerzither, entspringen ebenfalls malajonigritischen Elementen: dem gesplitterten Bambus. Im westafrikanischen Kulturkreise ist das schwirrende Stäbchen noch aus Pflanzenmaterial, im Osten und Süden aus Eisen gebildet.

Die Trommeln können in Afrika in der Entstehung beobachtet werden. Ihre Ursprungsgeschichte beginnt in der Fellbearbeitung, deren gleichmäfsige und gemeinsam unternommene Schlagthätigkeit die Freude am Rhythmus wach ruft. Wir sehen diese einfachen Felltrommeln ohne Resonanzboden im Süden. Dem Norden zu mehren sich Arten der Schallkörper, die zuerst Kalabasse, Topf und Mörser sind. Dieser Zunahme nach Norden entspricht die Abnahme asiatischer Trommelformen, die auf der Nordachse eingebürgert sind (thönerne Standtrommel, Kesselpauke, Tamburin oder Schamanentrommel), dem Süden zu. Man wird in Zukunft jüngere und ältere oder west- resp. ostasiatische Formen aufserdem unterscheiden müssen.

Die Holzpauken führen uns zurück bis auf ein nigritisches Element, den Klangstab. Seine Verbreitung in Afrika ist keine einheitliche. Nur hier und da ist er anzutreffen. Die Malajonigritier haben dies einfache Element durch Nebeneinanderbinden verschieden abgestimmter Hölzer zu einem vollendeteren Instrument erhoben, das sich unter dem Namen Marimba zumal im westafrikanischen Kulturkreise eingebürgert hat. Auch die in gleichem Gebiete heimische Holzpauke ist malajonigritisch. Sie entstammt der Bambustrommel.

Die Hütten bieten ein besonders klares Bild der Entwicklungsgeschichte. Im Norden der Nordachse sind das Zelt mit Decke aus Kamelshaaren und der Stein- sowie Ziegelbau asiatisch und mediterran. Das Zelt ruft auf der Nordachse die Zelt- oder Kegelhütte hervor, deren wichtigstes Konstruktionselement, der Mittelpfahl auch von den Völkern der Südachse, allerdings als Konstruktionsglied an Bedeutung zweiten Grades übernommen worden ist. Die Südafrikaner dagegen bauen zunächst eine Hütte nigritischen Ursprunges: die Kugelhütte. Auch das hier zuweilen angetroffene Erdlager ist nigritisch. Eine ausgearbeitete Form desselben im Sudan dürfte unter

nordöstlichem Einflusse entstanden sein: der Erdbau. Der westafrikanische Kulturkreis bietet malajonigritische Hüttenstile. Da ist zuerst die Mattenhütte, dann die unter Einflufs der Barla (Plattformen) entstandenen Giebelhütten mit tektonischem Gerüst und Pfahlbauten.

Stühle und Sessel dringen von Norden, Nackenstützen von Südwesten vor. Erstere haben oben meist breite Platten und 1 oder 4 Füfse, letztere 2, 3 und 4, dazu eine Platte unter und über sich häufiger schmale und lange als flächenartige Auflagen. Im westafrikanischen Kulturkreise treten die malajonigritischen Elemente besonders hervor. Tiere und Menschen sind in ihnen häufig dargestellt.

Unter den Gefäfsen weisen die Ledersäcke des Osthornes und der Nordachse, vielleicht auch der Südafrikaner nach Asien, die geflochtenen der Westafrikaner zum Teil nach Oceanien. Auch die Holzbecher mit Flechtornament und Menschengesicht sind malajonigritisch. Sie finden sich im Kerngebiet der westlichen Ablagerungszone.

Die Tabakspfeifen lassen sich im wesentlichen auf vier Elemente zurückführen: 1. den Erdofen, der von Völkern der Südachse angewendet wird; 2. die Wasserpfeife, die fraglos asiatischen Ursprungs ist und sich von der Ostküste aus verbreitet hat; 3. die Thonpfeife, die auf die am Kopfstück trichterförmig verbreitete und umgebogene Thonröhre und ihrer zumal nördlichen und östlichen Verbreitung wegen auf asiatischen Einflufs zurückzuführen ist; 4. die aus einer Bananenrippe hergestellte Pfeife ohne Kopf, die mit dem Tütenkopf versehen wird. Diese ist vorzüglich westafrikanisch, hat hier viele Nachbildungen in Holz, Thon und sogar Metall hervorgerufen und ist ein malajonigritisches Element. Ihr Vorfahr ist die Bambuspfeife, der Bauban auf Neuguinea.

Diese Verbreitung lehrt uns vor allem das kennen, was allein als Basis der ganzen Kulturlehre dienen kann:

Die Verbreitung der einzelnen Elemente gemeinsamer Verwandtschaft ist keine willkürliche, sondern es liegt ihr eine bestimmte Gesetzmäfsigkeit zu Grunde.

In nachstehender Tabelle I (auf Seite 250 und Seite 251) sind die wichtigsten Züge des anatomischen Baues des untersuchten afrikanischen Kulturbesitzes zusammengestellt. Es handelt sich um nigritische, malajonigritische und asiatische Abstammung, sowie um eigentlich afrikanische Schöpfungen. Als nigritisch sind jene Reste einer älteren oder vielmehr sehr alten Kulturepoche bezeichnet, die sich vor allem auch in Australien und den Gebieten Oceaniens finden, die einen Restbestand der alten

Kultur vor der malajonigritischen und malajopolynesischen etc. Wanderung aufweisen. Das Merkmal ist die ärgste Verkümmerung. Als malajonigritischen Kulturbesitz bezeichne ich jene Elemente, die vor allem Melanesien so gut bewahrt hat und die auch im Besitze jüngerer oceanischer Kulturen noch als zum gröfsten Teil zurückgedrängte Elemente mit gefunden werden. Ich kann erst in dem Oceanien gewidmeten Bande eingehend die Unterschiede nigritischen, malajonigritischen und malaïschen Kulturbesitzes erörtern.

„Asiatisch" ist ein zunächst sehr weiter Begriff. Dafs unter dieser Flagge in dem vorliegenden Bande noch eine Reihe verschiedener Kulturverwandter segelt, ist nicht zu leugnen. Nur einmal ist darauf hingewiesen worden, nämlich gelegentlich der Entwicklung der Trommeln. Wir unterschieden da süd- und westasiatische Formen. Auch das ist provisorisch. Es wird schwer sein, zu unterscheiden, was indischen, was babylonischen, inner- und ostasiatischen Ursprungs ist, aber nicht unmöglich. Zuletzt ist wohl auch dieses alles auf zwei Kulturformen zurückzuführen, die eigentlich asiatische und die indisch-chinesische. Aber erst später kann die Trennung durchgeführt werden. — Am einfachsten gestaltet sich noch die Erklärung des „Afrikanisch", wie sich sogleich ergeben wird.

Bemerkenswert und von sehr grofser Bedeutung für die Frage nach dem Alter der Kulturen ist vor allen Dingen, dafs sich bei den einen kräftige Entwicklung, bei den anderen Stillstand und Verkümmerung erkennen läfst. Nämlich die nigritische und malajonigritische Kultur haben nicht das ausschlaggebende Merkmal einer bestimmten Richtung der Entwicklung gleichzeitig im Wesen und der Verbreitung. Das zeichnet nur die asiatischen und afrikanischen Kulturen aus. Wir sehen von Norden und Nordosten das Zelt, den asiatischen Bogen, den Rundschild in heimatlicher Gestalt (asiatisch!) heranziehen, im Süden sich abschwächen, einbürgern und im afrikanischen Besitze aufgehen. Dieser aber hat im Zulu-Schild, und in der Zulu- (Süd-) Kegelhütte Merkmale des selbständigen Aufwachsens, das, je weiter sie nach Norden dringen, die asiatische Anregung verrät. Also Regelmäfsigkeit, Gesetzmäfsigkeit und bestimmtes Verhältnis zwischen geographischer Verbreitung und anatomischem Bau. Demgegenüber bezeichnete ich den malajonigritischen Kulturbesitz „charakterisiert durch üppige Formfülle bei Ungesetzmäfsigkeit in der Verbreitung", nämlich im Kreise des Ablagerungsgebietes.

Und die Frage, ob sich die äufsere, morphologische, und innere, anatomische Gestaltung entsprechen?

Wir können sie vollkommen bejahen. Dem asiatischen Kulturbesitze der Nordachse entsprechen die Reiche Nordafrikas, dem afrikanischen die der Südachse. Das Gebiet der Ablagerung, der westafrikanische Kulturkreis, ist

Die afrikanischen

Lebensform	Lage	1. Nigritische Kultur
I. Verkümmerung und Stillstand in Wesen und Verbreitung (Holz- und Bambuskulturen). Anmerkung: Entwicklung der Formen ohne Beziehung zur geographischen Verbreitung.	A) Sporadisch verteilte Reste ohne bestimmte Verbreitungstendenz.	1. Stockschild. 3. Wurfkeule, Wurfstab, Wurfholz. 5. Klangstab. 6. Wetterschirm, Kugelhütte, Erdlager.
	B) Verbreitung über das westliche Ablagerungsgebiet. Belanglose Reste an der Ostküste.	
II. Kräftige Entwicklung in Wesen und Verbreitung (Leder- u. Fellkulturen). Anmerkung: Entwicklung der Formen entsprechend der geographischen Verbreitung.	A) Verbreitung über die Nordachse.	
	B) Verbreitung über die Südachse.	

Kulturen.

[Tabelle I.]

2. Malajonigritische Kultur	3. Asiatische Kultur	4. Afrikanische Kultur
1. Korbschild. 2. Bambusbogen. 3. Bambusmesser, Blattkeulenmesser, Ruderspeer, Rudermesser. 4. Bambuslaute etc., Tangola etc. 5. Bambustrommel, Holzpauke, Marimba. 6. Mattenhütte, Pfahlbau. Anhang: Bananenanbau, Mattentracht, Bambuspfeife, Schilfpfeil etc.		
	1. Leder-Rundschild. 2. Lederbogen. 3. Schwert, Säbel, Stilett. 4. Violine, Guitarre. 5. Thönerne Standtrommel, eiserne Kesselpauke, Tamburin etc. 6. Zelt, Zelthütte, Ziegel- und Steinbau. Anhang: Hirsebau, Pflug, Rindviehzucht, Ledertracht, Lederpfeil etc.	3. Wurfeisen.
		1. Fellschild. 2. Abgeflachter Bogen. 3. Speerspitzenmesser. 4. Gubo, Gora. 5. Felldecke als Trommel; Mörser-, Topftrommel. 6. Südliche Kegelhütte.

ausgezeichnet durch das Fehlen der gröfseren Staatenbildungen und den entschieden malajonigritischen Bau. In Petermanns geographischen Mitteilungen ist in der kartographischen Methode (die Überdeckkarten, vergl. Kartenblatt X, XV, XX) gezeigt, wie weit der anatomische Bau einheitlich malajonigritisch ist.

Mit dieser Übereinstimmung des Entwicklungswesens und der Verbreitung, der morphologischen und anatomischen Gestaltung ist die Klarlegung des physiologischen Baues, der Lebensformen erreicht. Denn:

Ich ging von dem Hinweis darauf aus, dafs die Kulturen in vielen Dingen den organischen Lebewesen glichen, dafs sie nämlich eine Geburt, ein Heranreifen, eine Blütezeit, ein Greisenalter und ein Hinscheiden erführen. Und alles das hinge ab von den Lebensbedingungen. Es liefse sich sagen, so wurde behauptet, dafs die Kulturen einer Kulturverbindung ihr Leben verdankten. Und nun haben wir vier Kulturen kennen gelernt, die uns zeigen, wie das zu verstehen sei. Wir sehen eine greise Kultur, die nigritische, im Zusammenbruche, nicht mehr lebenskräftig, sondern entnervt. Mit der Kraft des Mannesalters bricht die asiatische Kultur von Norden herein und da, wo sie noch das nigritische Leben antrifft, im Süden, vereinigen sich beide und geben der eigentlich afrikanischen Kultur das Leben (Schild der Zulu und südafrikanische Kegelhütte!). So offenbart sich dieses Kleeblatt vollkommen. Viel schwerer ist es, die malajonigritische Kultur in ihrer Entwicklungsgeschichte klar zu erfassen. Ihre Lebensbedingungen sind ganz andere, ihre Entstehung liegt aufserhalb Afrikas. Das geht aus dem Fehlen der geographischen Entwicklungstendenz hervor. Wir können aus dem anatomischen Bau den Schlufs der oceanischen Verwandtschaft ziehen. Und die Übereinstimmung wird bedeutungsvoll durch die sporadisch verteilten Trümmer des in jüngerer Zeit von der afrikanischen Kultur überfluteten Ostens (Bambustrommel! Pareschild! Sambesibogen! etc.). Denn diese Trümmer und der Charakter der Einschnürung des westafrikanischen Kulturkreises weisen auf eine alte Wanderstrafse, die einer schwer aus dem anatomischen Gerüst zu schliefsenden Verbindung zwischen Westafrika und Melanesien entspricht.

Während uns nun die Jugend der afrikanischen und der im Anwachsen begriffenen asiatischen Kulturen keinerlei Rätsel über Kraft und Elasticität bieten, lagert ein tiefes Dunkel über der Vergangenheit der nigritischen Kulturen. Es ist unsere wichtige zweite Aufgabe dieses Bandes, über die Lebensform der malajonigritischen Kultur schon festzustellen, was sich hier am Westrande der alten Ökumene über sie erkennen läfst. Wir werden dabei den Blick des öfteren nach der Metropole dieser Kultur, auf die Kulturpflanze in Oceanien, werfen müssen. Das grofse Problem liegt nämlich

darin, dafs hier auf dem Kontinente ein Nachkomme der insularen Mutterkultur existiert. Deshalb fasse ich den Gegensatz so, dafs die ursprünglich kontinentale auf kontinentalem Boden fortgepflanzte asiatische Kultur der ursprünglich insularen auf kontinentalem Boden fortgepflanzten malajonigritischen Kultur gegenübergestellt wird. In dem den oceanischen Kulturen gewidmeten Bande wird der umgekehrte Fall zu beobachten sein, nämlich das Gegenüberstehen einer ursprünglich kontinentalen in insulare Verhältnisse und einer ursprünglich insularen in wiederum insulare Verhältnisse verpflanzten Kultur.

Es wurde oben (Kap. 1, S. 7/8) Übertragung und Verpflanzung unterschieden. Jetzt ist es möglich beider Erscheinungen Wesenszug festzustellen. Übertragen ist die asiatische Kultur in Afrika. Das Centrum des vollerhaltenen Kulturbesitzes ist von einer Zone von abgeschwächten Formen umgeben. Merkmale sind der Riesenrundschild, der seine wesentliche Eigenschaft der Wölbungselasticität infolge der übermäfsigen Vergröfserung aufgegeben hat (Fig. 9); dann die noch stärker degenerierten Formen wie Massai-, Schuli-, Dinka-Schild, d. s. nigritische Formen mit asiatischen Merkmalen. Die Bogen zeigen gleiche Erscheinungen, im Centrum echte asiatische Typen, in der Umgebungszone abgeschwächte Formen und endlich wieder im dritten Kreis vollkommen degenerierte Gestalt des afrikanischen Bogens (Fig. 25). Die Hütten bieten zuerst eine centrale Form, das asiatische Zelt, dann einen peripheren Typus, die afrikanische Zelthütte, endlich ein Glied statt der Konstruktion in dem Mittelpfahl der südafrikanischen Zelthütte, die ursprünglich nigritisch und eine Kugelhütte ist. Wir sehen also stufenweise Abschwächung. Es ist das Merkmal der Übertragung, dieses Anwachsen der Intensivität dem „Innern“ zu.

Die malajonigritische Kultur dagegen bietet ein anderes Bild. Hier ist keine langsame Entwicklung, Bewegung zu beobachten. Die Formen wachsen nebeneinander auf, nicht nacheinander. Da ist kein Anschwellen im Reichtum, auch kein Ausklingen bemerkbar, es sei denn an den Grenzen, und hier ist der Grund der verschiedenen Fülle an malajonigritischen Elementen die Einschnürung durch die anwachsende Übermacht der asiatischen und afrikanischen Kulturen. Und dieses Merkmal der Unregelmäfsigkeit ist das Zeichen des Alters nicht nur, denn dafür zeugt mehr die Einschnürung, als vielmehr der Verpflanzung. Es ist keine allmählich vor sich gehende Einbürgerung, keine langsam heranziehende Invasion, deren Bedeutung weniger in der Wucht des Ansturmes als in dem Verwachsen mit dem Boden beruht, sondern sturmflutartiges Hereinbrechen einer ausgebildeten Kultur im Mannesalter, die die Zeit jugendlicher Entwicklung hinter sich und einen wohlgeordneten Besitz und Formschatz als Gerüst hat. Und

weniger durch die Verhältnisse des Bodens als die Launen des Geschickes ist es bedingt, ob hier die trogförmige, dort die cylindrische und da die keilförmige Trommel sich einbürgert, ob hier der Rotang- und dort der Holzknauf am Bogen zur Ausgestaltung gelangt, welche Form des Schildes bevorzugt wird, wo mehrere ausgebildete Typen zur Auswahl vorliegen. Dabei spielt manche Beziehung hinein, die derartige Wahl beeinflufst; so ist der Sandeschild eine Folge des Wurfeisens. Aber das sind sekundäre Gründe, keine primären Gesetze, die die Lebensform bedingen.

Während nun die Übertragungsform eben durch den oben beschriebenen Bau der Kultur bedingt und gegeben ist und sich in stufenweisem Anwachsen bis zum Kerne die Reihen der Entwicklung von selbst ergeben, ist die Verpflanzung schwieriger zu erkennen. Die Ausgangsformen des malajonigritischen Besitzes in Afrika und Oceanien müssen die gleichen sein, die Endformen sind verschiedene. Aber gerade sie sind uns nur erhalten. Daher bedarf die afrikanische Form des asiatischen Kulturbesitzes keines weiteren Verwandtschaftsbeweises. Dagegen ist für die westafrikanische Kultur der physiologische Verwandtschaftsbeweis noch zu erbringen. Dem sind die folgenden Kapitel gewidmet. Er ist anzulegen in dem oben angedeuteten Sinne. Der Boden der Entstehung und das Material aus dem die Besitztümer entstanden sind, mufs hier ausschlaggebend sein. Auf die Lebensform der malajonigritischen Kultur in der Heimat und die Entwicklungs- und Ursprungsgeschichte wichtiger Elemente des Besitzes mufs also eingegangen werden.

Auch hier wieder wird knappe Form geboten und nur Klarliegendes heranzuziehen sein. Ich gehe in den beiden folgenden diesem physiologischen Verwandtschaftsbeweise gewidmeten Kapiteln einmal vom Boden aus, dann vom Material.

---

9. Die physiologische Bedeutung des Bodens.

Es wurde in der Einleitung als charakteristisch für den physiologischen Bau bezeichnet:

a) Ernährung infolge Bodenbeschaffenheit.

b) Formen und materialgerechte Entwicklung der Formen, bedingt durch den Materialreichtum des Wohnsitzes.

c) Luxusapparat, dem Material des Wohnsitzes entsprechend.

Es liegen als vorzüglicher Gegensatz die kontinentale Kultur Asiens und die insulare Oceaniens vor. Es ist verhältnismäfsig belanglos, ob letztere von Hinterindien stammt oder ob sie von Melanesien oder Indonesien ausgeht. Ihr Merkmal ist jedenfalls die insulare Grundform. Worin gipfelt nun der Unterschied der kontinentalen und insularen Kulturen?

Wir wollen versuchen, in der morphologischen Gestaltung schon eine Antwort zu finden. Ein Vergleich der griechischen und persischen (um zwei klassische Beispiele herauszuziehen) Kulturen ist schon lehrreich. Für Griechenland ist die koloniale Verbreitung auf weitem Raume, für Persien die begrenzte kontinentale Ausdehnung bezeichnend. Hier Ungebundenheit, Freiheit im Staatsleben, dort strenge Organisation. Hier viele selbständige Staatengebilde, dort ein Körper. Also ist dies Bild der Wiederhall des Kulturbodens. Und so in allen äufseren Dingen. Schwerfällig wälzten sich die Heereszüge der Perserkönige dahin, leichtbeschwingt eilten die Flotten der Griechen durch die Wogen. Aber nicht nur im Staatsleben und im Verkehr ist dieser Gegensatz ausgebildet. Die mythologischen Ausarbeitungen, die Schulen der Philosophen, die Künste und Wissenschaften Griechenlands, alles zeigt Vielfältigkeit. Wie plump dagegen Persiens Kunst, Religion, Wissenschaft, plump und einförmig. Es ist fraglos, dafs diese Teilung der insularen Kulturen nicht nur die Variabilität im morphologischen, sondern vor allem im anatomischen Ausbau begünstigt. Denn jedes dieser kleinen Gebilde ist eine selbständige Form, ein eigener Typus. Sie befruchten sich untereinander. Kreuzungen vereinigen sich mit Kreuzungen. Das bunte Gemisch wird immer bunter, bis endlich entweder die Fortpflanzungskraft

und Hühner kommen für die Volksernährung wenig in Betracht (vergl. Kartenblatt 4, Nr. XXV). So ist es denn sehr wichtig, dafs die Westafrikaner fast Vegetarianer sind. Viele Speisegebote schränken die Nahrung dazu noch auf pflanzliche Speisen ein. Das ist oftmals verkannt worden, geht aber auch dann aus dem Durchschnitt der Nachrichten hervor, wenn berichtet wird, dafs diese Neger leidenschaftliche Fleischesser sind. Gewifs lieben sie es, aber solche Nahrung ist selten. Wie hoch den Westafrikanern ihre Pflanzennahrung steht, geht aus den feierlichen Erntefesten hervor, der Weihe der ersten Früchte, die den Nord-, Ost- und Süd-Völkern fast fehlt, aber den oceanischen Feierlichkeiten entspricht.

Was aber noch mehr hervortritt ist die ausgeprägte Fischerei der Westvölker. Fischerei und Schiffahrt sind die beiden Hauptmerkmale der insularen Kultur. Thatsächlich ist die westafrikanische Fischerei sehr ausgedehnt. Dabei sind es die gleichen Körbe, Reusen, Ruten, die gleichen Fischspeere. Ob die Harpune zum malajonigritischen Kulturbesitz gehört, ist noch nicht klargelegt. Wahrscheinlich nicht. Dagegen ist die Anwendung der Schwimmer hüben und drüben die gleiche. Eine merkwürdige Angel, deren Strick durch einen, der Länge nach durchbohrten Stab gezogen ist, kehrt am Viktoria und in Melanesien wieder (Abbildung bei Baumann). Die Fische werden geräuchert und auf Stangen gespiefst aufbewahrt. Fischgifte finden in Westafrika und in Oceanien häufig Anwendung.

Neben diesen gemeinsamen, mehr äufserlichen Merkmalen sind tief eingewurzelte von höherer Bedeutung. Netz und Angel, das wichtige Werkzeug des Fischers, haben eine vielfache Ausnutzung erfahren. Bestimmte Arten der Filet- und Häkelarbeiten sind auf die Netzknüpferei nach Angabe erfahrener Damen zurückzuführen. Zu solchen Arbeiten gehören vor allen Dingen die in den Sammlungen häufigen Netzbeutel Neuguineas. Sie kehren im westafrikanischen Besitze wieder, bei Völkern Kameruns und des Ogowe. Stuhlmann traf sie am oberen Ituri z. B. bei dem Wambuba: Häufig sieht man sauber gestrickte Netze, die unten dichter geflochten sind und spitz verlaufen. Sie dienen dazu, in den Hütten oder auf dem Marsche Gegenstände aufzubewahren. Die Bateke nennen solche Beutel pouka. Sie tragen sie über die Schulter geworfen. Eine Menge kleiner Sachen sind darin geborgen, Pfeife, Tabak, Amulett, Toilette-Artikel etc. Ferner dienen die grofsen Netze nicht nur dem Fischfang. Auch bei Landjagden finden sie Anwendung. Die Manjema fangen in ihren Maschen den Gorilla.

Als Tragbeutel neigt das Netz schon zum Übergang in die Tracht. Das Leipziger Museum besitzt ein Frauengewand, das ein langes Netz ist. Eine Analogie hierzu sind die Netztrachten der Maskierten in Afrika. Berlin und Hamburg beherbergen solche. Die Marutse lassen die Kischitänzer, die

Ssongo und Minungo die Akisch sich in solche hüllen. Sie sind aber auch in dem Ogowe-Gebiet, in Kamerun, bei den Nkosi und Ibo üblich.

Eine wichtige Rolle spielt das Netz ferner in dem Kultus und der Mythologie der Oceanier, die dem praktischen Gebrauche entspricht. Die Bewohner von Nias erzählen, der Regenbogen sei ein Netz, das Nadaaja auswerfe, um Menschen zu fangen. Auf Mangaja und Rarotonga fängt der Gott der Unterwelt die Seelen in einem Netz. Tangaroa hält auf Aitutaki ein Netz in den Händen, mit dem er die Seelen der Menschen fängt, nachdem sie den Körper verlassen haben. Ähnliche wichtige Angaben finden sich in der Afrika-Litteratur. Wenn z. B. der Geist eines Verstorbenen, dessen Leichnam nicht erreichbar war, einen Kranken plagte, so spannte der Ganga (Priester) der Jaga Netze im Hause des Kranken auf, auch im Walde, wo noch Speisen niedergelegt wurden. So ward der Geist in die Falle gelockt und im Netze gefangen.

Und in gleicher Weise ward die Angel verwendet, wofür ein Beleg ein Amulett von der Goldküste Nordguineas ist. Sein Name in Tschi ist Mmara. Es ist eine lange Schnur, deren Ende mit einem kleinen Angelhaken versehen ist. Wenn der Besitzer jemand hafst und diesem etwas anthun möchte, so hat dieses Amulett die Macht, den Betreffenden verrückt zu machen. Ruft er dagegen den gehafsten Namen und fährt mit der Angel durch die Luft, so fängt er dessen Herz und dadurch wird er ein Kind des Todes und nicht lange danach wird er sterben.

Auf einen gleichen Ideengang möchte ich ein interessantes Gerät, das Schwirrholz zurückführen. Das Schwirrholz ist ein fischförmiges Holzblatt, an dessen eines Ende ein Strick gebunden ist. Zuweilen wird es so geschwungen, dafs der Mann das freie Ende des Strickes ergreift, um es im Kreise herumwirbeln zu lassen, zuweilen ist das lose Ende des Strickes an einen Stab gebunden, der mit den Händen erfafst wird. Die summenden Laute, die das wirbelnde Brett hervorbringt, haben mancherlei Bedeutung gewonnen. In der Hand der Kinder Neupommerns ist das Schwirrholz zum Spielzeug geworden, in Australien und Neuguinea meint man aus seinen Tönen die Stimmen der Geister zu vernehmen. Auf den Inseln der Torresstrafse dient es den Ceremonieen bei der Schildkrötenjagd. Wie gesagt, ich möchte dieses Gerät auf die Angel zurückführen. Was diese Meinung bestärkt, ist eine Ceremonie, die Schellong in Deutsch-Neuguinea beobachtete.

Die Knaben der Melanesier müssen die „Vergeistigungsceremonieen“ einmal im Leben durchmachen. Erst dann werden sie in den Kreis der Männer aufgenommen. Das Barlumfest endet diesen Festcyklus, der damit beginnt, dafs die Jünglinge beschnitten werden. Darauf werden sie von der Mitwelt abgeschlossen. Sie machen eine lange Zeit der Einsamkeit und

schweren Entbehrungen durch. Dabei magern sie ab, werden arg geschwächt am Körper und tief deprimiert. Nach dieser Zeit der Enthaltungen werden sie feierlich der Welt zurückgegeben. Der Eintritt in die Gemeinde ist durch das Barlumfest verherrlicht. Zu diesem werden, sie, die schon durch das harte Leben und schwache Beköstigung zurückgekommen sind, angemalt wie Tote. So benehmen sie sich auch. Sie wanken oder werden geschoben und gestützt. Die Augen sind geschlossen. Auf dem Festplatze werden sie zum Leben gleichsam zurückgerufen, doch wird dies so dargestellt, als sei es nicht sogleich zu erreichen.

Diese ganze Ceremonie, auf die später noch näher einzugehen ist (vergl. Kap. 12), versinnbildlicht das Hinscheiden und die Wiedererweckung. Es mufs gleichsam eine neue Seele den Körper beleben.

Bei allen den mit der Sitte verbundenen Ceremonieen spielt das Barlum, das Schwirrholz, eine grofse Rolle. Wenn die Knaben zur Beschneidung ziehen, gehen sie unter den gekreuzten Stäben des Barlum hindurch. Dazu ertönt das feierliche Brummen des Instrumentes. Am wichtigsten ist aber eine Gruppe des letzten Barlumfestzuges am Tage der Aufnahme in den Stamm. Diesen hat Schellong folgendermafsen geschildert:

Den Zug in das Dorf eröffnete ein etwa nur fünf Jahre alter Sságu (Beschnittener), welcher seinem Paten rittlings auf den Schultern safs. Dann folgten die übrigen Sságu, einer hinter dem andern, ein jeder von dem ihm zur linken Seite schreitenden Paten geleitet. Sie alle hatten die Augen fest geschlossen, den Kopf in den Nacken zurückgelegt, die Arme über dem vorn herabhängenden Netzbeutel gekreuzt und wandelten Schritt vor Schritt vorwärts wie im Traume.

Als die Sságu darauf an dem alten, kahlhäuptigen Lakka vorüberschritten, erteilte er ihnen eine Art Segen, indem er eines jeden Kinn und Stirn mit dem lanzettförmigen Schwirrholz des Barlum berührte; es konnte kein Priester dabei wohlwollender und freundlicher dreinschauen als es dieser von der Natur sonst so wenig vorteilhaft ausgestattete Dorfhäuptling that.

Die Erinnerung an das Barlum trat auch in anderer Weise hervor; in dem Zuge nämlich befand sich ein Mann, welcher eine lange, ganz nach dem Muster der Barlumstangen gefertigte, rot und weifs bemalte Rute trug, einem Peitschenstock vergleichbar, deren Schnur am äufsersten Ende diesmal aber nicht das lanzettförmige Holzstück, sondern ein paar runde Schweinshauer trug; diese letzteren waren sehr komischer Weise einem kleinen, auf den Schultern eines Mannes reitenden Sságu in den Mund gegeben worden, so dafs dieser gewissermafsen angebissen hatte, wie ein Fisch am Angelhaken.

Mit der letzten Bemerkung scheint mir Schellong das Richtige getroffen zu haben. Der Vergleich liegt zu nahe. Damit erklärt sich das

Schwirrholz sehr gut. Den summenden Laut kennt jeder, der einmal eine Angelleine, an der ein Fisch angebissen hat, aus dem Wasser „gerissen“ hat. Demnach wäre das Schwirrholz auf den Fisch zurückzuführen, der Knabe als ein aus dem Bereiche der Fische emporgezogener Vergeistigter zu erklären. Der sich so aufdrängende Gedankengang findet in manchem anderen eine Bestätigung.

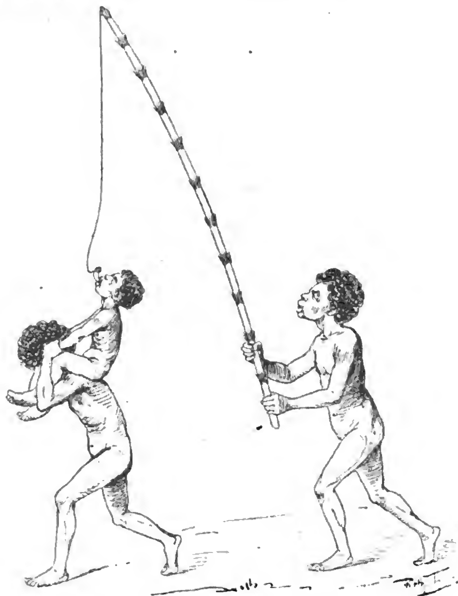


Fig. 196.
Gruppe aus dem Barlumzuge (rekonstruiert nach Schellong).

Der Totemismus hat in Oceanien mehrfach zu entsprechenden Anschauungen Bezug. Auf den Salomonen führen die einzelnen Familien Fischnamen. Die Verstorbenen nehmen die Gestalt dieser Fische an. Genau das Gleiche kehrt an der Goldküste Afrikas wieder. Schon Römer hat diese Organisation in Fischgeschlechter betont. Werden in diesem Sinne die Seelen zu Fischen, so werden andererseits, wie eben berichtet, Netz und

Angel zum Jagdgerät auf Geister. Damit wird also verständlich, wie jene die Gedanken verbinden. Der Vergeistigte mufs gestorben sein, mit dem Fischereigerät ist sein Körper ans Tageslicht gebracht.

Damit, dafs die Toten zu Fischen werden und das Schwirrholz aus dem geschwungenen Fisch hervorgeht, verstehen wir es, dafs aus dem Surren des Gerätes die Stimmen der Geister vernommen werden, die der Alten, wenn der Ton tief ist, die der Jungen, wenn hoch. So berichtet Bastian von der Nigermündung. Bei der Totentrauer spielt das Schwirrholz in Melanesien eine hervorragende Rolle.

Eine wichtige Bedeutung im Kulturbesitze des Insel- und Fischervolkes nimmt natürlich auch die Muschel ein. Die Tritonsmuschel ist das weithinschallende Blasinstrument aller Oceanier. Aus Afrika waren solche bislang nicht bekannt. In der Sammlung Paul Steiners im Museum für Völkerkunde in Leipzig findet sich aber eine Tritonsmuschel, die zu solchem Zwecke hergerichtet ist, mit der Bemerkung, sie diene den Aschanti in Kriegsfällen etc. als Alarminstrument. Ferner wird die Muschel zu Klingen an Beilen und Meifseln umgearbeitet. Es wurde oben ausgeführt, dafs der westafrikanische Typus der Äxte auf die melanesische Form des Beiles und eine Form der Axtklingen Westafrikas auf die melanesische Muschelklinge zurückzuführen sei (S. 115).

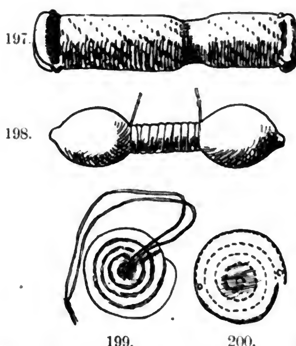


Fig. 197. Innerafrikanischer Brust- und Ohrschmuck (nach Stuhlmann). Fig. 198. Brustschmuck von Neuguinea (nach Finsch). Fig. 199. Muschelschmuck der Kalunda (nach Livingstone). Fig. 200. Muschelschmuck von Neuguinea (nach Schmeltz).

Am häufigsten findet aber die Muschel zu Schmuck Verwendung. Und auch hierin gleichen sich westafrikanischer und oceanischer Besitz. Nur sind solche Dinge im malajonigritischen Schatze Afrikas Pretiosen und Seltenheiten, in dem Oceaniens dagegen häufige Erscheinungen. Bei den Wawira am oberen Ituri entdeckte Stuhlmann einen eigenartigen Schmuck. In die durchbohrten Ohrläppchen wurde ein etwa 5 cm langer und $^3/_4$ cm dicker Pflock eingelegt, der an beiden Enden festgebunden eine Kaurisschnecke trägt und mit Bast übersponnen ist, der jedoch durch das Einschmieren mit roter Pomade unsichtbar wird. Stuhlmann bemerkt dazu,

dafs Buchner aus dem Lundareiche genau ebensolchen Pflock mitgebracht habe, dafs diese aber von den Kalunda nicht als Ohrpflock, sondern horizontal an einer Schnur am Halse und zwar ziemlich häufig getragen werde. Beide Stücke seien so identisch, dafs sie aus gemeinsamer Quelle stammen müfsten (Fig. 197). — Gewifs stammen sie aus gemeinsamer Quelle. Die Gestalt und Zusammensetzung dieser Muschelstäbe entspricht vollkommen einem auf Neuguinea häufigen Brustschmuck (Fig. 198). — Andere Analogieen bilden die von Kalunda und Melanesien gleichartig verarbeiteten Basisstücke der Conusschnecken (Fig. 199 und 200).

Aus der Achatina monetaria schleifen die Oceanier kleine runde Plättchen, die durchbohrt und auf einen Faden aufgezogen als Schmuck und dann auch als Geld Verwendung finden. Die Inlandstämme von Novo Redondo und die Mundombes tragen Stränge von geschliffenen Muschelperlen, die nach Manteiro ebenfalls aus der Achatina monetaria hergestellt werden. Am Kongo sind sie ebenfalls sehr häufig. In Angola haben sie die Bedeutung des Geldes. Die Bube auf Fernando Po haben einen Schmuck aus kreisrund geschliffenen, durchbohrten Muschelperlen, unregelmäfsiger als in Angola, aber im Princip dasselbe. Er ist wertvoll und vertritt oft geradezu die Stelle des Geldes. — Dieses malajonigritische Muschelperlgeld ist in Afrika und Oceanien so gleich, dafs der Unterschied lediglich im Material des Fadens liegt.

Nicht für malajonigritische, sondern südasiatische Beziehung legt die gewaltige Verbreitung der Kaurischnecken in Afrika einen Beleg ab. Wichtig als Zeichen malajonigritischen Besitzes sind aber die „symbolischen Briefe“, die Aroko der Nupe und Yoruba, d. s. Fäden, an die in bestimmter Stellung bestimmte Zahlen von solchen Kauri gebunden sind. Stellung und Zahl ergeben den Sinn.

Soweit die Materiale, die dem Fischervolke besonders eigentümlich sind. Nun noch einiges über seine Verkehrsmittel und Wohnungen. Die Boote der Malajonigritier scheinen in Afrika nicht mehr im Gebrauche zu sein. Nur ein tiefer furchendes Studium findet noch Reste; ich lasse es dahingestellt, ob die Auslegerboote der Sansibarküste ein Rest aus alter Zeit oder eine jüngere Form sind. v. Louchan hat ein solches abgebildet. Aber der Westen hat auch noch eine malajonigritische Form, das Doppelboot, welches südlich des Kongo an der Küste gebräuchlich ist. Die Form ist allerdings stark degeneriert.

Beachtenswerter sind die Merkmale, die die Ruder besitzen. Sowohl an der Westküste Afrikas als auf dem Tanganjika sowie den Aru- und anderen Inseln der Oceanier finden sich in ganz gleicher Weise hergestellte Ruder: durchbohrte Platten, die an einen Holzstiel festgebunden sind. Noch wert-

voller ist aber ein Resultat der Untersuchung der Messer Afrikas. Diese habe ich zum Teil auf das Ruder zurückgeführt. Wesentlich dabei ist weniger dieser Ausläufer als die Zwischenglieder. Im Kongogebiet ist der Speer, ich will nicht sagen aus dem Ruder hervorgegangen, aber durch es beeinflufst. Die Gestalt des Blattes und die Thatsache der Holzspeere mit breiten Blättern beweisen das. Daraus spricht die hohe Bedeutung der Schiffahrt und der Ruder. Aber auch daraus, dafs die Kongoansassen zierliche Ruder als Hoheits- und Freiheitszeichen tragen. Das ist identisch mit dem oceanischen Führen der Ruder (vergl. Kap. 4).

Nun die Behausungen, die oben schon besprochen wurden. Das malajonigritische Haus ist nicht nur durch die Kartenhaus-Mattenkonstruktion ausgezeichnet. Ein zweites Element, die Plattform oder Barla, ist von gleicher Bedeutung. Auf sie will ich hier näher eingehen. In Fig. 201 ist ein typischer Pfahlbau Neuguineas abgebildet. Zumal die breite Plattform vor dem Eingange fällt auf. Hier halten sich die Eingeborenen zumeist auf. Auf die Plattform führt eine Leiter. Das Haus selbst ist seiner Konstruktion nach nichts anderes als ein vorn und hinten geschlossenes, auf diese Plattform gesetztes Satteldach. Von dem freien Teile, der Barla, gelangt man wiederum auf einer Leiter in das Innere, denn die Thür liegt fensterartig hoch. Diese fensterartige Thür, die Fensterthür, wie ich sie kurz nenne, ist auf die Barla-Konstruktion, die Gewohnheit zu klettern, zurückzuführen. Die Fensterthüren der Oceanier sind eine weit verbreitete Eigentümlichkeit der Oceanier. Auch auf Madagaskar sind sie heimisch geworden.



Fig. 201.
Vorderseite eines Pfahlhauses in Kaire, Süd-Neuguinea (nach Finsch).

Es läfst sich kaum ein bezeichnenderes Merkmal für die Fischer- und Inselvölker der Malajonigritier feststellen als diese Barla. Nur das Wasser ist dem Seevolke vollkommen vertraut. Auf dem Lande fühlt es sich gefesselt, zu sehr gekettet. Daher das Wohnen auf Pfahlwerk, über dem Wasser. Es liegt dem Baustile der Malajonigritier also weniger Ängstlichkeit vor dem feuchten Elemente als die Liebe für dasselbe, mehr Scheu vor dem konstanten Landbau als Mangel an Mut überhaupt zu Grunde. Es mag und mufs sich diese Grundlage der Lebensanschauung geändert haben, aber gerade darin sehe ich ein wertvolles Element für die physiologische Beweisführung.

Dafs sich die Barla auch bei den Malajonigritiern Afrikas findet, ward oben erwähnt (Fig. 183). Aber auch die Fensterthür ist hier nachgewiesen. Sie wird bei einer Reihe versprengter Völkerreste beobachtet, die den Mittellauf des Kongo, die Unterläufe des Kassai, Lulongo, Tschuapa und Ubangi bewohnen und zwar teils auf den Gestaden, teils auf den Inseln. Es sind das, wie gesagt, zumeist versprengte, schwache, von kräftigen und kriegerischen Nachbarn bedrängte Völkchen und die eigenartige Thürkonstruktion trägt den Stempel des Schutzmittels. Bateman versichert, dafs die Thüranlage auf ein sefshaftes Volk schliefsen lasse, welches eines Schutzes gegen feindliche Überraschungen und räuberische Einfälle bedürfe. Diese Ansicht liegt, wenn es auch unklar ausgedrückt ist, einer Mitteilung Wifsmanns über die Fensterthüren der Kassaistämme, im speciellen der Wabuma-Bangula und Bangodi (Fig. 202 und 203) zu Grunde. Die Hütten dieser Stämme hatten eine „bank- und tischartige Erhöhung“, um das Ein- und Ausschlüpfen zu erleichtern. Männer und Weiber hatten



Fig. 202.
Hütte der Wabuma-Bangula
(nach Bateman).



Fig. 203.
Hütte der Bangodi
(nach Wifsmann-Wolf).

eine grofse Gewandtheit erreicht, sogar im vollen Laufe, indem sie erst mit dem einen Arme und Fufse in die Öffnung glitten und den übrigen Teil des Körpers nachzogen, blitzschnell in die Hütte zu springen. Als nun Wifsmanns kleine Flotte sich den Banguladörfern näherte, schlüpften die Frauen eilig in die Behausung, die Männer kamen aber an das Stromufer, führten Kriegstänze auf und zeigten überhaupt ein feindliches Gebahren. — Die Thür liegt bei den Bangodi 2 m über der Erde, bei den Bangula 10 englische Fufs. Es gehört daher eine ungemeine Gewandtheit und ein starker Impuls dazu, das Kunststück des Hinauf- und Hindurchspringens schnell auszuführen.

Auf dem Lande hat also die Fensterthür durchaus das Gepräge des Schutzmittels; die Plattform vor derselben erscheint wie entstanden als Verkehrserleichterung. So ist es geworden. Wie es entstanden, haben wir gesehen. Beides zusammengenommen, die Übereinstimmung der Kon-

struktion in Afrika und Oceanien, zeigt einen Wesenszug des Wandels der Lebensform einer Kultur, die dem flüssigen Element zunächst befreundet und, auf den Kontinent versetzt, ihr entfremdet ist. Es ist ein ganz prächtiges Belegstück für die Verwandtschaften und Umwandlung, diese Barla, die in Oceanien der Aufenthaltsort der Familie, in Afrika eine Thürschwelle und ein Schutzmittel ist.

Aber nicht nur Fensterthür und Barla, sondern auch der richtige Pfahlbau ist in Afrika nachweisbar. Die Formen, die zu beobachten sind, lehren gleiche oder ähnliche Thatsachen wie die Fensterthüren.



Fig. 204.
Hütten der Ambuella (nach Serpa Pinto).

Behalten wir die Entstehungsgeschichte des Pfahlbaues Oceaniens im Auge. Er entspringt dem Wunsche, dem vertrauten Elemente möglichst nahe zu wohnen. Aber schon auf Neuguinea wird er auf das feste Land verlegt. Aber auf Borneo liegt das Motiv noch klarer zu Tage. Hier schwimmen die Hütten auf dem Wasser und die Dajak stofsen ihr Dorf auf dem Flusse weiter, so sie die Gegend verlassen wollen.

In Afrika werden die Pfahlbauten zum Teil durch nichts weniger als Liebe und Vertrauen zum Wasser bedingt. Die Ambuella in den oberen Thälern der Kuango-Zuflüsse erheben ihre Wohnungen vermittelst eines auf vier Gabelstützen angebrachten Gerüstes so hoch über den Erdboden, dafs dieselben den Einwirkungen des Hochwassers entzogen werden (Fig. 204). Also Schutz gegen die Hochwasser. Die Baluba des Morhya- (Fig. 205)

und Kikondscha-Sees leben vollkommen auf dem See. Hier ist der Grund das Bestreben, sich gegen räuberische Überfälle zu sichern. Nach Ward und v. François ziehen die von den Kongopiraten arg heimgesuchten Stämme des oberen Lulongo nur der persönlichen Sicherheit halber das Leben auf den wandlosen Pfahlbauten dem in festen Häusern vor (Fig. 206). Die Liebe zu dem die Bewegungsfähigkeit erhöhenden Elemente mag nur die Stämme am Mongalla und vor allem am Sanga zu der Benutzung der Pfahldörfer führen. Thatsächlich scheint das Leben der Sangastämme dem Leben der Papua Neuguineas in dieser Hinsicht vollständig zu entsprechen. Wir vermögen in diesen Gegenden noch eine Erfahrung mitzuteilen. Die weit den Strom hinauf- und hinabgleitenden Kongo-Kauffahrer übernachten auf ihren Booten. Zwei Matten bilden das Dach über der Schlafstätte, es ist oft mannshoch. Das sind die gleichen schwimmenden Behausungen



Fig. 205.
Pfahlhütte im See Mohrya (nach Cameron).



Fig. 206.
Pfahlhütte am oberen Lulongo (nach von François).

wie sie Melanesien bietet. Auch entsprechen sie denen der Dajak; nur sind diese mehr beständiger Natur. Worauf ich aber mehr Gewicht legen möchte, das ist das Princip dieser Bootshütten. Es ist hier das Konstruktionsmotiv des Matten-Kartenhauses von vornherein geboten. Mangel an Raum und Material auf den Booten zwingt zu einer derartig einfachen Herstellungsweise. Es ist der Gedanke, dafs die Giebelhäuser der Oceanier alle in letzter Linie auf diese Boots-Hütten zurückzuführen seien, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Dann tritt das malajonigritische Satteldachhaus noch klarer als Zeichen der Inselkultur hervor und der Barla, der Plattform, die das Haus des die Meere beherrschenden Seefahrers trägt, würdig zur Seite.

Zum Schlusse will ich noch eines Geräthes erwähnen, das auf die Inselkultur zurückzuführen sein dürfte: die Stelzen. Um Untiefen zu durchwaten, von einer Plattform zur anderen zu gelangen, überschwemmte Gebiete zu überschreiten, scheinen sie besonders geeignet. Aufser in

Melanesien (z. B. Neubritannien) wurden sie auf Nukahiva, Neuseeland, Mangaja, in Afrika bei Kioko, Baluba, Mangbattu und im Ogowegebiet beobachtet.

Fassen wir das alles zusammen. Es läfst sich sagen, dafs eine ganze Reihe von Merkmalen des ursprünglichen insularen Besitzes sich auch in der malajonigritischen Kultur Afrikas findet, dafs diese aber, der kontinentalen Lebensform entsprechend, zum Teil stark umgebildet und anderen Gesetzen — sie dienen einem anderen Zwecke! — unterworfen sind. Wir haben hier zu den im Anfange des Kapitels aufgestellten Punkten a und c Belegmaterial beigebracht. Im folgenden Kapitel wird der Punkt b besondere Berücksichtigung finden.

---

10. Die physiologische Bedeutung des Materials. Kulturformen und Kulturzeiten.

(Vgl. Kartenblatt 1, Nr. VI und 2, Nr. XIV.)

„Formen und materialgerechte Entwicklung der Formen, bedingt durch den Materialreichtum des Wohnsitzes“, wurde als zweiter Grundzug der den Typus bedingenden und die Abstammung verratenden Kulturmerkmale oben angeführt. Da dieses Kapitel diesem Thema gewidmet ist, mufs vorerst festgestellt werden, was dieser Satz bedeute. Es ist ein sehr wichtiges Thema.

Es ist schon oftmals — Semper trat dem Problem zuerst wirklich nahe — gefragt und darauf geantwortet worden, was den „Stil“ auszeichne. Heute neigt man mehr als je dazu, das Wesen des Materials als ausschlaggebend für die Stilform und seine Entwicklung zu bezeichnen. Dabei mag hier und da noch zu viel Gewicht auf die „Zweckmäfsigkeit“ gelegt werden, aber im allgemeinen geht der Weg des Stil-Studiums auf dem verheifsungsvollen Wege der Materialprüfung. Diejenigen, die noch nicht ganz gelernt haben, das Wort „materialgerecht“ vollkommen zu würdigen, sind wir, die Ethnologen; und doch sollte es auch ein Leitfaden unserer Untersuchungen sein. Denn es ist fraglos: so lange der Instinkt allein an der Ausarbeitung des Kulturbesitzes thätig ist, wird kein Fehler gegen dies Hauptgesetz, gegen die Forderung der Materialgerechtigkeit begangen. Kein Naturvolk sündigt gegen ihre Forderungen. Nie wird ein Ornament der Flechtindustrie ohne Umarbeitung nach den Ansprüchen des Materials in Holz nachgebildet oder umgekehrt. Was hier Bänder sind, wird dort in Kerben, Kehlen etc. umgesetzt! Und das erstreckt sich nicht allein auf die Kunst, die an sich nur ein äufserer Teil des Gewerbes ist, den man nicht schroff vom Handwerk trennen kann, sondern auf alles, was die Industrie hervorbringt. Das Ornament ist eine Begleiterscheinung, die Konstruktion eines Gerätes der Wesenszug in der Entwicklung des materiellen Kulturbesitzes. Und die Geräte folgen in der äufseren Ausgestaltung wie im inneren Wesen demselben Gesetze.

Das ist von aufserordentlicher Wichtigkeit deswegen, weil uns diese Thatsache ein Hilfsmittel — es klärt die einzigen untrügerischen Merkmale auf — in die Hand giebt, wenn die Frage herantritt, wie eine Sache entstanden sei; wie und wo. Denn gar manches Mal deutet das Ursprungsmaterial auf eine bestimmte Gegend, die allein das Material bietet. Daher: wofern es gelingen soll, den Ursprung eines Gegenstandes aufzuklären, mufs vor allen Dingen festgestellt werden, aus welchem Materiale er zuerst gebildet ward.

Wo über den Ursprung der Geräte oder Waffen gesprochen wird, mufs aber noch etwas betont, der Begriff des Wortes „materialgerecht“ noch vertieft werden. Gar leicht verfällt der nach der Entstehungsgeschichte fahndende Forscher in den Fehler, den Entdeckungsmoment oder den Erfindergeist zu hoch anzuschlagen, beiden eine zu grofse Rolle zuzuschreiben.

In Wahrheit scheinen mir Moment und Individuum verhältnismäfsig nichtssagende Faktoren zu sein. Gerade in diesem Abschnitte wollen wir nicht vergessen, dafs die Kulturen als selbständige Lebewesen sich uns erschlossen haben, dafs wir den Menschen nur als Träger, nicht als wollenden Schöpfer und Lenker bis jetzt schätzen gelernt haben. Und was das Ganze, die Einheitlichkeit der Kulturen, gezeigt hat, das darf nicht vergessen werden, wenn Einzelheiten herangezogen werden. Wie die Kulturen aufwachsen, so wachsen auch die Geräte auf, wie sie dem Boden entsprossen, so sprossen die Dinge des materiellen Kulturbesitzes aus dem Materiale auf.

Ich stelle daher das physiologische Hauptgesetz fest, dafs nämlich jedes Gerät aus dem Wesen des Materials herauswächst. Das heifst, dafs es und seine Handhabung sich von selbst ergeben. Die Funktion des Wachsens stellt dabei die Thätigkeit des Menschen dar, die eine wichtige oder eine nebensächliche sein, die zunächst nach einer anderen Richtung, unter dem Einflufs des betreffenden Objektes erst auf seine Nutzanwendung zielen mag.

Ein ganz vortreffliches Belegstück hat ja die Untersuchung der Felltrommeln geliefert. Die Bearbeitung der Felle, das taktmäfsige Walken und Schlagen stellte den Ausgangspunkt dar. Die Freude an der taktmäfsigen Arbeit war zunächst eine sekundäre Triebkraft, denn das Werk wird eingeleitet in dem Bestreben, die Felle brauchbar zu gestalten. Aber die sekundäre Arbeitstriebkraft wird zur primären Schöpferin der Trommel. Das meine ich damit, wenn ich sage, dafs die Thätigkeit des Menschen zunächst nach einer anderen Richtung, unter dem Einflufs des betreffenden Objektes selbst (in diesem Falle des Trommelfelles) erst auf dessen Nutzanwendung zielen möge. Das Objekt beherrscht dann den Menschen. Das

beweist auch das Trommelfell, dessen zauberhafte Anziehungskraft den Menschen zu mühsamer Thätigkeit zwingt. Der Clan tritt wieder zusammen, das Fell zu schlagen, aber nicht mehr, um es zuzurichten zum Gewande, sondern um sich an der Regelmäfsigkeit der Schläge zu erfreuen. Und dann wächst die Trommel auf, wobei wieder die Thätigkeit des Menschen den Wachstumsprocess darstellt. Mörser, Topf, Kalabasse dienen dem Trommelfelle als Unterlage.

Derartiges Entstehen oder Aufwachsen mag noch mehrmals verfolgt werden, um die Grundlage für die Beurteilung des Materialreichtums der Kulturformen Afrikas zu gewinnen. Ziehen wir zunächst eines der lehrreichsten Beispiele heran, das schon oftmals, meist mit sehr irrigen Voraussetzungen, besprochen worden ist: den Ursprung des Feuers.

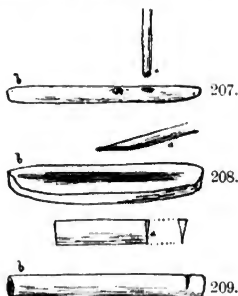


Fig. 207—209. Die drei Arten der Feuerzeuge der Afrikaner (nach Originalskizze von J. Rosé).
Fig. 207. Die Bohrmethode.
Fig. 208. Die Schleifmethode.
Fig. 209. Die Sägemethode.

Die Afrikaner haben dreierlei Methode, Feuer zu gewinnen. Die erste besteht darin, dafs ein Stäbchen in der Vertiefung eines Holzes gequirlt wird. Es bildet sich in der Mulde ein feines Holzmehl, welches in Hitze und Glut beim Anblasen und durch Hinzufügen von trockenem Grase in Brand gerät. Ich bezeichne diese Art der Feuergewinnung als Bohrmethode (Fig. 207). Die zweite beruht darauf, dafs ein Holzstab in der Rinne eines Klotzes oder Astes hin und her gerieben wird. Es bildet sich wieder das feine Mehl etc. (Fig. 208). Ich nenne diese Art der Feuergewinnung die Schleifmethode. Die dritte endlich besteht darin, dafs ein Stück starken Rohres oder Bambus mit Mark leicht vollgestopft und dieses mit einem Holzplättchen durchgesägt wird. So wie das Mark von der Schnittfläche des Holztäfelchens erreicht wird, beginnt es zu glühen (Fig. 209). Ich bezeichne diese Art der Feuergewinnung als Sägemethode.

Von diesen drei Feuerzeugen ist das erste (Fig. 207) in Afrika als das weitaus verbreitetste zu bezeichnen. Es ist im gesamten Süd-, Ost- und Nordafrika heimisch, soweit nicht Stahl und Zunder, sowie Streichhölzer es verdrängt haben. Schon die zweite Methode ist weitaus seltener. Die Litteratur (z. B. Masui) erwähnt solche Feuerzeuge nur aus dem Kongogebiet. Die dritte endlich ward von J. Rosé bei einem Arbeiter aus — wenn ich nicht irre — dem Katangagebiet beobachtet. Doch giebt es Mitteilungen

zweideutiger Natur, welche beweisen, dafs verwandte Gebräuche noch hier und da ein kümmerliches Dasein fristen. Der alte Kolben erzählt: der Zunder der Hottentotten ist ein kleines, dünnes Rohr, das ebenso bald Feuer fängt als unsere beste geschabte Leinwand. Die Kongobewohner führen nach einem Berichterstatter des Congo Illustré das Feuer in der Frucht des Boabab bei sich. Dieses enthält ein feines Mark wie unser Holunder, welches langsam wie Feuerschwamm glimmt.

Die Verbreitung dieser Feuerzeuge weist schon nach verschiedenen Gegenden: die Bohrmethode nach Norden, die beiden andern nach Osten, sie finden sich nämlich auch bei den Oceaniern. Zumal die Schleifmethode ist eine bei Polynesiern aufserordentlich verbreitete. Die dritte Methode ist vorzüglich indonesisch. Zum Feuerreiben werden auf den meisten Inseln des ostindischen Archipels nach Pleyte zwei Stück Bambus gebraucht. Man sucht dazu ein vollkommen trockenes Stück aus und spaltet es der Länge nach in zwei Hälften, schabt aus dem Innern die silberglänzende, weifse Haut und das weiche Holz so fein wie möglich heraus und rollt das Geschabsel zu einer losen Kugel zusammen, die auf den Boden gelegt und mit der einen Hälfte des Rohres bedeckt wird, so dafs sie oben gegen die Wölbung drückt. Von der anderen Hälfte spaltet man dann noch einen lattenförmigen Streifen zurecht, dessen eine Seite zugeschärft wird. Mit dieser Seite sägt oder geigt der Feuermacher nun wie mit einem Bogen auf dem Bambus, der von einem Begleiter oder einem Pflocke festgehalten wird, gerade über der Stelle, wo das feine Geschabsel liegt, hin und her, indem er allmählich den Druck und die Geschwindigkeit steigert. Es entsteht ein Einschnitt quer durch die Längsfasern, die Wärme wächst bei der starken Reibung sehr schnell und in dem Augenblicke, wo das Gewölbe durchschnitten ist, entzündet sich das verkohlte Holzpulver zu Funken, die in den darunter liegenden Faserballen fallen und durch vorsichtiges Blasen allmählich zu einem Flämmchen genährt werden. — Es ist das genau unsere Sägemethode aus Katanga, nur dafs in Oceanien ein halbierter Bambus, in Afrika eine ganze Bambusröhre, dafs hier ein Bambussplitter, dort ein Holztäfelchen benutzt wird.

Diese drei Methoden, Feuer zu gewinnen, sind fraglos auf industrielle Thätigkeit zurückzuführen. Ich habe das schon in den drei Namen angedeutet: die Bohr-, Schleif- und Sägemethode. Dafs das Lochbohren mehr von nördlichen Völkern angewendet wird, ist kein Beleg für die nördliche Herkunft. Das Schleifen der Holzspitzen an Speeren, Pfeilen und allerhand Werkzeug ist sicherlich eine häufige Beschäftigung der Menschen der Holzzeit. Das dritte Feuerzeug aber ist uns sehr wichtig. Das Bambussägen darf als eine sehr bedeutsame Handlung der Völker Hinterindiens und Indo-

nesiens bezeichnet werden, bedeutsam, weil der Bambus hier das notwendige Material zu den meisten Arbeiten liefert. Es ist mir wichtig, diese Methode der „Bambuskultur“ in Afrika nachweisen zu können.

Jedenfalls sehen wir auf diese Weise die Feuerzeuge aus der industriellen Thätigkeit der Menschen herauswachsen. Je umfangreicher deren Materiale werden, desto zahlreicher auch die Arten der Feuerzeuge. So finden wir bei Völkern, die den Feuerstein verwenden, ihn zu allerhand Werkzeug verarbeiten, das steinerne Feuerzeug im Gebrauch. Wenn das Eisen die Reihe der menschlichen Hilfsmateriale vermehrt, tritt das bekannte Feuerzeug: Stahl und Stein (Indonesien!) hinzu.

Weiterhin wollen wir die Frage zu beantworten suchen: Wie kommt der Mensch dazu, zu rauchen? Oder: Wie ist die Tabakspfeife entstanden? Die Frage nach dem Ursprunge des Rauchens scheint mir deshalb eine sehr beachtenswerte, weil diese Sitte dem menschlichen Organismns durchaus unnatürlich und a priori unsympathisch ist. Ein jeder Raucher weifs, dafs er als Jüngling oder noch früher erst sich hat daran gewöhnen müssen, dafs in den seltensten Fällen diese Lehre ohne peinliche Nebenerscheinungen, in denen sich die gekränkte Natur äufsert, verdaut worden ist, dafs wohl aber jeden mehr der Ehrgeiz, es anderen gleich zu thun, als wirkliches Behagen an der Sache zum Raucher gemacht hat. Also hat noch heute jeder eine Zeit des Ekels zu überwinden, ehe er den köstlichen Duft einer Habanna zu schätzen lernt. Ich weifs aus Erfahrung, dafs es ganz gleichgültig ist, ob man dem rauchbegierigen Jüngling eine gute Henry Clay oder eine Pfeife mit Kartoffelblättern reicht. Demnach kann ich getrost sagen, dafs die ganze Menschheit erst den Ekel überwinden mufste, ehe sie am Rauchen Genufs fand. Und gerade deshalb ist die Frage wichtig: wie kam der Mensch dazu, den ersten Abscheu zu überwinden, wo doch niemand ihm den köstlichen Genufs einer Rauchtüte oder einer Pfeife vorhersagen konnte?

Aus der Arbeit wächst das fröhliche Instrument Afrikas, die Trommel empor. Sollte es mit der Pfeife eine ähnliche Bewandtnis haben? Sollte hier auch die Gewohnheit einen wunderlichen Ausläufer gezeitigt haben? Es scheint in der That so. Büttikofer und andere haben es häufig beobachtet, dafs die Neger in Ermangelung des Tabaks eine glühende Holzkohle in ihren Pfeifenkopf steckten, um wenigstens etwas Rauch unter die Nase zu bekommen und sich so am Kohlendampf berauschten. Das spricht klarer als Dutzende von geistreichen Schlüssen. Ich nenne das eine atavistische Form. Und die Urgeschichte des Rauchens ist sehr einfach: Der Qualm des Hüttenfeuers hat den Menschen mit dem Rauche befreundet. Das notgedrungene Atemholen beim Anblasen des Feuers brachte ein Ein-

ziehen des Dampfes mit sich. Man denke sich den Zulujüngling (Fig. 190) in seinen Ofen blasend, statt aus ihm saugend.

Auch die primitive Pfeife rückt so unserem Verständnisse näher. Ich schilderte oben die mit Glimmstoff gefüllte Boababfrucht als Feuerhalter. Dem entspricht eine einfache Pfeife, die ebenfalls am Kongo gebräuchlich und nichts als eine an beiden Enden geöffnete Kalabasse ist. Sie ist mit Tabak gefüllt. An der einen Seite glimmt der Inhalt, an der anderen saugt der Raucher. Das mag zuerst geübt sein, um die Glut rege zu erhalten, später ward es zum Vergnügen. Auch ist der Feuerbewahrer im ostindischen Archipel weder die Frucht des Boabab noch eine Kalabasse, sondern ein Bambusabschnitt. Und jenes Loch, in das später die Rauchtüte eingefügt ist, ist wohl die Stelle, an der das Feuer (Fig. 209) „angesägt“ ist (vergl. Fig. 191).

Also aus dem Feueranblasen, dem gezwungenen Qualmeinatmen ist das Rauchen entstanden. Eine interessante Thatsache. Denn abermals sehen wir aus der Arbeit, der nüchternen Thätigkeit, einen eigenen vergnüglichen Brauch emporwachsen, der bald den Menschen gar sehr beherrscht — wie unsere Damen zu klagen wissen. Wo bleibt da der wollende Erfinder? Die Leute, die zuerst rauchten, wufsten von keinem Sehnen nach Habanna- und Brasiltabak, denn in ihrem Lande wächst keiner. Wir Raucher aber ahnen nicht, dafs wir mit jeder Cigarre der Kultur unseren demütigen Tribut darbringen, mit dem wir aufs neue belegen, dafs des Menschen Wille wenig Einflufs auf sie hat, dafs sie ein ihre Träger beherrschender Organismus ist. Schon lange wird das Feuer nicht mehr angeblasen, aber geraucht wird immer noch.

Mit dem Bambus hängt das Feuersägen zusammen. Aus dem Bambusbehälter mit Glimmstoff ward die Pfeife. Bleiben wir beim Bambus. Ich habe oben (Kap. 6) nachgewiesen, dafs auch die malajonigritische Holzpauke auf den Bambus zurückzuführen ist. Ratzel bildet (2. Aufl. Bd. I, S. 418) ein Musikinstrument der Hova ab, das eine anscheinend nicht seltene Form Indonesiens wiederholt. Das Ende eines Bambus ist mehrfach aufgeschlitzt, so dafs Zinken entstehen. Wir können solch ein Gerät mit Leichtigkeit auf ein abgebrochenes Bambusstumpfstück zurückführen, dessen splittriges Ende, durch den Windstofs erregt, zu klappern beginnt. In Afrika ist daraus die Negerzither geworden. Auf einfache Bambusröhren sind die Pfeifen zurückzuführen (Fig. 114). Und ebenso ungezwungen ergiebt sich ein Saiteninstrument wie Fig. 113a, später Fig. 106 und 113b. Was hier in allerhand Musikinstrument endet, das beginnt alles in der Bearbeitung, in der täglichen Thätigkeit der Völker der indonesischen Bambusregion zu keimen. Denn Bambus wird zu allen Dingen gebraucht. Aus Bambus sind

die Gefäfse und Behälter verfertigt. Bambusstangen tragen die Hütte. Aus Bambus bestehen Flöfse. Bambusstreifen sind das Bindematerial etc. Und nicht nur unter den Händen der Menschen beginnt es zu klingen. In den trockenen Bambusdickichten klirrt, rauscht, raschelt und tönt es schon, wenn der Wind durch die zitternden Halme fährt.

Aber bleiben wir bei unserer Bambuslaute (Fig. 113 und 106). Seine Entstehung ist naheliegend. Um Streifen zum Binden zu erlangen, wird das Messer zwischen die Splitter geschoben. Das ist ein natürlicher Steg. Die Finger lassen den Streifen fahren; die Saite erklingt. Was uns hier das direkte Entstehen beweist, ist die Einheit des Stückes. Das ist es, was ich Herauswachsen aus dem Material nenne. Wenn das hier besonders betont wird, so geschieht es, weil damit einerseits der Ausgangspunkt einer, wie oben gezeigt, aufserordentlich reichen Entwicklung und andererseits ein wichtiger Beweis dagegen, dafs alle Saiteninstrumente aus dem Bogen entstanden seien, gewonnen ist.

Haben wir somit der Bambuslaute die selbständige Entstehung zugesichert, so wollen wir nunmehr auch der Frage nach dem Ursprunge des malajonigritischen Bogens nicht mehr aus dem Wege gehen.

Wie sollen wir uns die Entstehung eines so komplicierten Gebildes, wie es fraglos der Bogen ist, vorstellen? Wohl liegt das Hervorwachsen der konstruktiven Beschaffenheit aus dem Material nach allem, was die anatomische Untersuchung ergeben hat, nahe. Die grofse Frage ist aber diesmal die: Der Bogen tritt als vollendetes Ganzes auf. Keine Übergänge, keine Einleitung in natürlicher Arbeit. Wie sollen wir das unmittelbare Verständnis des Bogenschützen für die zwiefach federnde Kraft verstehen?

Verfolgen wir die primitiven Waffen bis zu ihren Anfängen, den einfachen, primitiven Keimen zurück. Der Mensch braucht an natürlichen Waffen den Knüppel zum Schlagen und Werfen und den Stein als Geschofs.

Aus dem groben Knüppel ist eine Menge verschiedenartigen Gerätes hervorgegangen. Dasselbe ist zumal nigritisch. Die Keule als Schlaginstrument kehrt in Australien und Afrika wieder. Die Fidschiinsulaner und Südafrikaner werfen sie. Ebenso die Abessynier. Verfeinerte, ausgebildete Formen der Wurfkeule sind: Wurfholz und Wurfstock. Das Wurfholz der Völker auf der Nordachse Afrikas und der Bumerang entsprechen einander. Die Afrikaner schufen daraus das Wurfeisen. Der Wurfstock, ein im Wurfe sich um sich selbst drehender, an beiden Seiten zugespitzter und mit der Spitze einschlagender Stab aus hartem Holze ist nicht nur in Australien und Südafrika (Hottentotten und Marutse), sondern auch auf nörd-

lichen Inseln Oceaniens heimisch. Als Schutzwaffe bildete sich in der uralten Zeit der Knüppelherrschaft der Stockschild heraus, ein Besitztum fast überall da, wo auch sonst nigritische Spuren erhalten sind. Erst unter dem Einflufs des Speeres und vielleicht des Pfeiles wird aus dem schützenden Stock ein Brett. Die Entstehung des Speeres, auch ein Stock, bildete einen Wendepunkt in der Waffenindustrie, den Kriegen der Menschheit, der sicherlich von ebenso grofser Bedeutung war, wie die Entstehung des Bogens. An Gerät will ich für die Epoche des Knüppels den Grabstock (Australien, Südafrika, Philippinen und auch andere Teile Oceaniens) sowie den Klangstab erwähnen.

Der Stein ward geworfen. Wurfsteine fanden noch viele Forscher im Gebrauch. Nicht immer stand damit die Schleuder in Beziehung. Nur nebenbei und der Vollständigkeit halber sei der Verbindung des Steines mit dem Stocke erwähnt. Daraus ist zweierlei hervorgegangen, einmal die Beschwerung des Grabstockes mit einem durchbohrten Kugel- oder Ringstein (Südafrika, Australien [?], Neuguinea, Bismarckarchipel), woraus sich eine Schlagwaffe bildet, dann die Einfügung eines Steines in das obere Ende des Schlagstockes (Australien, Melanesien), worauf in letzter Linie die Beilform Fig. 86 zurückzuführen ist, und endlich das Aufbinden des Steines resp. der Muschelklinge auf ein Knieholz, welches Stück für Afrika Stammvater der Axtform Fig. 90 ward. Aber über diese Beziehungen soll Ausführliches in einem späteren Bande folgen.

Den Höhepunkt der Entwicklung als Waffe — wohlgemerkt: Waffe! die Steinaxt ist zunächst als G e r ä t wichtig; — gewinnt der Stein aber erst, wenn er mit dem Strick zusammentritt. Zunächst wird der Stein an den Strick gebunden. Die bolaähnlichen Waffen entstehen. Finsch fand auf den Gilberts noch ein solches Gerät: Schlag- oder Schleuderstein, eiförmig aus Tridacna geschliffen, an der Basis mit einem Bohrloch versehen, in welches eine 18 cm lange Schnur aus Kokosnufsfaser geknüpft ist, welche in eine Schlinge endet, weit genug, um die Hand durchzustecken. Wahrscheinlich diente diese Waffe nach Art unserer Totschläger im Handgemenge zum Schlagen, wurde vielleicht aber auch geworfen. Als Bola zum Vogelfange sind diese Steine zu schwer. Bolaartiges Gerät besafsen auch die alten Ägypter. — Aber noch wichtiger wird die Beziehung zwischen Stein und Leine, wenn das Festbinden aufgegeben, der Stein locker auf eine Verbreiterung der Schlinge gelegt wird, kurz, wenn die Schleuder entsteht. Auf sie habe ich weiter unten einzugehen.

Aber die Leine ist nicht nur Begleiterin des Steines, sondern auch anderer Waffen; und sie erringt auch hier eine selbständige Bedeutung. Oftmals sind an Wurfkeulen Stricke angebunden, die wohl nicht allein dem

Zwecke dienen, ein Gehänge zu gewinnen. Die hölzernen Schlagwaffen von Samoa, Savage- und anderen Inseln sowie die Wurfwaffen Afrikas, zumal das Wurfeisen, zeigt eine Umwicklung mit Strickwerk an der Basis, die ich auf eine Art Schleuderriemen zurückführen möchte. Was hier undeutlich, ist anderen Ortes klarer erkennbar. Zumal im westlichen Afrika und auf dem Viktoria ist ein Fischereigerät häufig, das aus einer langen Leine besteht, an deren einem Ende ein eiserner Haken, an deren anderem ein Schwimmer aus Korkholz befestigt ist. Die Leine ist hier sehr verständlich. Daran reiht sich die Harpune an, die einen Speer darstellt, dessen vorderer Teil die sich abrollende Leine mit dem leicht aufgesetzten Haken trägt. Die Beziehung der einfachen Wurfleine oder Verbindungsleine mit dem Fischhaken und der Harpune wird noch durch eines bestätigt, den Schwimmer, der sich am Griffende des Speeres findet. In dieser Richtung



Fig. 210. Wurfbrett aus Deutsch-Neuguinea (Mus. f. Völkerk. in Leipzig).

ist das letzte Glied eine Speerart vom unteren Ubangi und mittleren Kongo, die eine Verbindungsschnur zwischen Speereisen und Speerstab besitzen. Solche Harpunenspeere sind gleichzeitig bei Eberjagden und in Kriegen gebräuchlich.

So tritt die Leine als dienendes Glied auf, zum herrschenden wird sie, wenn der Speer in die Schlinge des Wurftaues gelegt wird. Das ist



Fig. 211. Handhabung des Wurfbrettes (nach v. Luchan).

eine Art Schleuder, die aber nicht dem Stein, sondern dem Speer gewidmet ist. Solche Wurfleinen wurden auf Neukaledonien, nach Forster auch auf den Neuhebriden und, wenn auch vereinzelt, nach Bastian auf Neuseeland benutzt. Einen Ausläufer dieser Speerschleuderstricke sieht Ratzel in den „rotbraunen Zottelknopfornamenten“ an den Speeren der Admiralitätsinseln.

Der Speerschleuderstrick hat noch einen Ausläufer in Oceanien gefunden, der uns wegen des Materials interessiert. Es ist dies das sogenannte Wurfbrett, das allerdings im vorliegenden Falle kein Brett, sondern mehr ein Stab ist, für den wir aber diese gute Bezeichnung beibehalten wollen (Fig 210). Seine Handhabung erläutert Fig. 211. Das Speerende wird in die Kerbe des

Bambus eingefügt. Auf der einen Seite lagert der Speerstab an dem geschnitzten und eingefügten Holzstück (*a*), gegen das ihn noch der Daumen drückt, so dafs er eine feste Stellung erhält. Der Schleuderer holt nach hinten weit aus und wirft den Speer im Bogen. Es entspricht das Verfahren der Handhabung der Schleuder vollkommen. Dafs das Schleudertau besonders praktisch für das Werfen der Speere sei, kann kaum behauptet werden. Der gekerbte Bambus mit der Rinne bot ein natürliches Ersatzmittel. In Holz nachgebildet, findet das Wurfholz in Australien eine weite Verbreitung. In Viktoria besteht es noch aus einem Stück; ein Zahn ist an der Stelle am Ende der Kerbe des Bambusgerätes stehen geblieben. Die neuesten australischen Formen zeigen aber einen aufgeklebten Zahn. Entstanden ist das Gerät aber in den Bambusländern, wo das Material einen natürlichen, zwanglosen Entstehungsprocefs ermöglicht.

Eine kleine Abschweifung sei mir erlaubt. Das Wurfholz aus Bambus erinnert an eine andere Bambuswaffe, das Blasrohr. Es ist in Indonesien und auf Madagaskar gebräuchlich. Vielleicht hat das Anblasen des Feuerträgers oder die Bambuspfeife vermittelnd gewirkt. Wie dem auch sei, das Blasrohr aus Bambus ist im Lande der Bambuskultur eine so natürliche Erscheinung, dafs weitere Spekulationen unnötig sind. In Melanesien und an der Sierra Leone-Küste sind eigenartige Ausläufer der Waffe bemerkbar, und zwar im Kultus. Durch ein Rohr wird nämlich die Krankheit in den Feind geblasen. Es erinnert dies an die Ausläufer anderer Merkmale des Fischerkultus, die wir ebenfalls im Kultus aufsuchen mufsten. Was dabei am meisten interessiert, ist die Nachwirkung des Materials auf weite Entfernungen.

Doch nunmehr zurück zu der Schleuder. Afrika bietet zwei Formen, eine des Nordens, die aus einem in der Mitte verbreiterten Lederstreifen besteht und für welche als Beispiel die Schleudern der Abessynier und Wambugwe genannt werden mögen, und eine des Westens. Diese ist ein Geflecht von Fäden (z. B. Liberia). Die Südsee bietet natürlich nur Schleudern aus Pflanzenfasern. Uns interessiert besonders die Schleuder von Dschalut. Das Polster, auf welches der Stein gelegt wird, besteht aus einem viereckigen Stückchen Mattengeflecht aus Pandanus-Blattfaser, an welches zwei Stricke befestigt sind. Diese Form führt nach Hinterindien, wo eine der merkwürdigsten an südamerikanische Thatsachen erinnernde Schleuder im Gebrauch ist.

Die Steinschleuder in Birma etc. ist ein Bogen, dessen Sehne aus zwei Schnüren besteht, die an den Enden, an der Einhängestelle, vereint, in der Mitte aber durch zwei Stäbchen getrennt sind. Derart ist der Raum zwischen den Bogenenden in drei fast gleiche Abschnitte geteilt: Sehnen-

ende-Trennstäbchen, Trennstäbchen-Trennstäbchen, Trennstäbchen-Sehnenende. Etwa in der Mitte des mittleren Abschnittes ist das fast quadratische Baumwollgewebe angebracht, welches das Steinlager darstellt. Was vermag diese Verbindung von Bogen und Schleuder nun über den Ursprung des Bogens zu sagen?

Ganz ungezwungen sind wir so bei der Verfolgung der Entwicklung der drei Waffenelemente Stock, Stein, Strick zu dem Bogen gelangt. Und

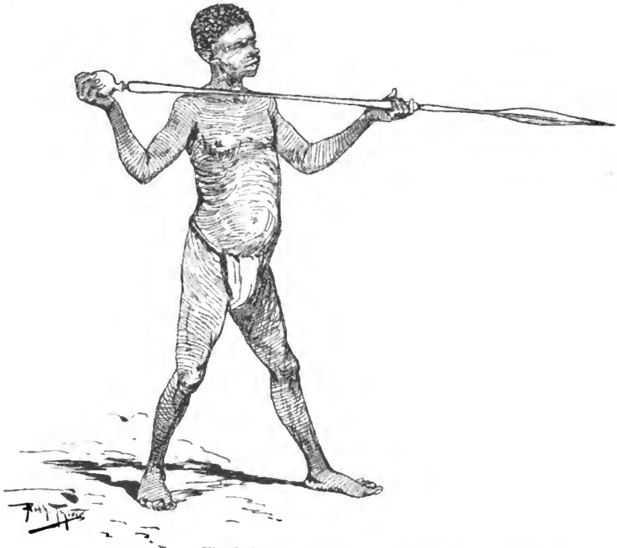


Fig. 212.
Speerwerfer aus dem Kongogebiet (rekonstruiert nach Junker und Angaben von Rosé).

sein erstes Auftreten leitet auf zwei einfache Motive, den Schleuderstrick und den Schleuderstein, zurück. Und das ist sicherlich nicht von nebensächlicher Bedeutung, denn der Bogen Birmas steht vielleicht als Steinschleuder sehr vereinzelt (?), nicht aber so in seinem Konstruktionswesen in unserem nächsten Interessengebiet da. Auch vorderindische Bogen haben die durch Stäbchen geteilte Sehne. Sie ist aber nicht aus Schnüren gebildet, sondern aus einem gespaltenen Bambusstreifen. Und das führt zu

früheren Ergebnissen zurück, erinnert an den Bogen Taf. II und Fig. 32, vor allem an die Angabe Jobsons, dafs auch die Sehnen der Jolof-Bogen aus dem gleichen Holze hergestellt seien wie der Bogenstab. Aber lassen wir zunächst noch die Materialfrage und treten von einer anderen Seite dem Problem näher.

Aus dem geschleuderten Wurfstock ward der Speer. Aber auch zur Stofswaffe ward er. Das einfache Werfen der Lanze unterscheidet sich vom Schleudern des Wurfstockes, dafs letzterer am Ende, erstere etwa in der Mitte erfafst wird. Die erstere Waffe wird so geschleudert, dafs sie sich überschlägt — der Schwerpunkt liegt in der Vorderspitze —, die andere dagegen in horizontaler Linie fortgestofsen. Dabei giebt es einige kleine Handgriffe, die sehr wichtig sind. Die Kongovölker benutzen ihre kurzen Speere in der Weise, dafs das hintere Ende in die rechte Hohlhand gestemmt und das vordere Ende von der linken Hand gehalten wird. Die rechte Hohlhand schnellt den Speer über die linke Hand nach vorne. Junker hat das Verfahren bei den Momfu kennen gelernt. Nach verschiedenen Mitteilungen ist es aber auch sonst im Kongogebiet gebräuchlich. Die Holzknoten, Kugeln und anderen Verdickungen an den Speeren der Baluba und Bassonge sind auf solche Methode zurückzuführen. Die rechte Hohlhand ergreift diese Kugel wie einen Stein, den sie schleudern will. Wir sehen also in dieser Methode die Vereinigung von Stein- und Knüppelwurf. Der Steinwurf ergab die Bewegung auf einer horizontalen Fläche; aus dem Knüppel entstand das Speerholz selbst. Nun, diese Methode den Speer zu werfen (Fig. 212), entspricht der Handhabung des Bogens vollkommen. Die linke Hand trägt den Speer, wie das Bogenholz den Pfeil. Die Funktion der zurückschnellenden Sehne verrichtet die rechte Hand. Die Übereinstimmung ist eine vollkommene.

Demnach wäre der Pfeil aus dem Wurfspeere hervorgegangen. Wenn wir aus der Form des Pfeiles einen Schlufs auf die ursprüngliche Gestalt des Bogens ziehen wollen, so müssen wir ihn noch näher kennen lernen. Welche unter allen Pfeilformen Afrikas und Oceaniens nun kann Anspruch darauf erheben, gleichzeitig mit dem malajonigritischen Bogen aufgewachsen zu sein? Es giebt gar viele Arten und von ihnen müssen sogleich alle ausgeschlossen werden, die mit fremden Materialien verbessert sind, mit Federn am Ende, mit Knochen- oder Steinspitzen. Der dem Material am ungezwungensten entwachsende Pfeil ist ein Typus, der auf den Aru und Salomonen häufig ist. Es ist (Fig. 213) ein einfacher Schilfstengel, an dem unten zwei Streifen der Blattfläche als Befiederung gelassen sind. Diese ursprüngliche Form mag selten sein. Nachkommen, Folgeformen sind besonders im westafrikanischen Kulturkreise keine Seltenheiten. Schon auf Ugi

und Biu bei Sanchristoval benutzt man Pfeile, die am unteren Schafte Palmblattstreifen tragen. Die afrikanische Form (Fig. 214) zeigt einen aufgeschlitzten Stab, in den ein dreieckiges Blattstück eingefügt ist. Diese von der Blattfläche des Schilfpfeiles abstammende Befiederung ward beobachtet bei Akka und Waldvölkern des Ituri, bei den Fan, am Lomami und am Sankurru.

Dieser malajonigritische Pfeil verrät eine Eigenschaft des zugehörigen Bogens: Schwäche.

Sind wir einerseits von der Schleuder aus dem Bogen näher gekommen, andererseits desgleichen von der Wurflanze aus, so wollen wir nunmehr auch im Bogen selbst Eigenschaften aufsuchen, die Kunde von seinem Aufwachsen geben. Denn gerade in ihnen mufs, wenn überhaupt, etwas über die Urgeschichte der Waffe zu lesen sein.

Die wichtigsten Eigenschaften des malajonigritischen Bogens sind (vergl. Kap. 4, S. 78): Herstellung nur aus Pflanzenstoffen; Befestigung der Sehne mit Knotenschlinge oder mit geflochtener Schlinge; Holz schwach gebogen, innen mit einer Rinne resp. Abflachung, an den Enden mit Knoten. Das Gesetz von der materialgerechten Entstehung und Entwicklung mufs uns sagen, dafs die Bogenform Fig. 32 und noch mehr Taf. II dem Ursprunge am nächsten liegen. Denn aus ihnen beiden verstehen wir den wichtigen Satz von Jobson: Stab und Sehne des Bogens sind aus einem Holze gemacht. Das kann für Oceanien nur das Material des Bogens 32 sein, nämlich Bambus. Ein Bambus ist der Stab, ein Bambussplitter mit den Resten zweier Nodien oder Knoten ist die Sehne. Und das Gesetz von der materialgerechten Entstehung, dem Emporwachsen der Geräte aus der Eigenschaft des Materials sagt nicht nur, dafs die Form dann dem Ursprunge am nächsten liege, wenn alles aus gleichem Materiale bestehe, sondern auch, dafs das Ganze, das Konstruktionswesen, alle Teile aus einem Teile emporgewachsen sein müfsten. Was das Gesetz ahnen läfst, bestätigt die formale Eigenschaft. Die innere Rinne entspricht der Sehne.

Vergegenwärtigen wir uns nunmehr das Verhältnis des ursprünglichen Bambusbogens zu einer heute noch erhaltenen Form wie etwa Fig. 32 oder Taf. II, so kann fest-



213. 214.

Fig. 213. Schilfpfeil von den Salomonen.
Fig. 214. Pfeil vom Lomami (im Besitze d. Verf.).

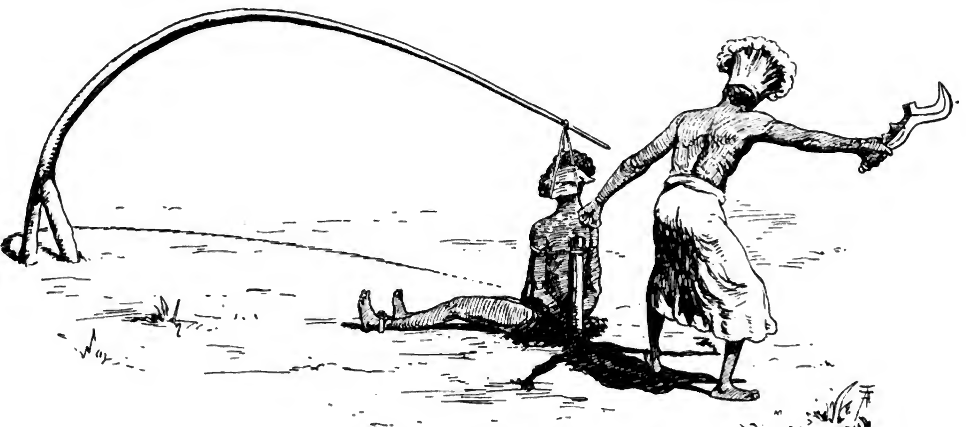
gestellt werden: es mufs das gleiche Verhältnis sein wie zwischen den Saiteninstrumenten Fig. 113a und 113b. Die Bambuslaute der Sakalava ist noch ein Stück, die der Nikobaren besteht aus zwei Teilen: der Sehne und dem Schallkörper. Die Ähnlichkeit geht so weit, dafs sich an Fig. 113b nicht nur die innere Rinne als Abflachung, sondern auch an den beiden Enden der Saiten Verdickungen resp. Verbreiterungen entsprechend den Knotenenden an den Sehnen finden.

Wäre also der Bogen auf ein Stück Bambus zurückzuführen, von dessen äufserer Wandung ein Streifen als Sehne losgelöst ist, so dafs eine Rinne entsteht. Das wird durch eine sehr wichtige Thatsache bestätigt. Schmeltz betont, dafs an allen Bambusbogen die Innenseite des Bambus nach aufsen gekehrt ist. Die Thatsache ist richtig. Unsere Fig. 37 ist eine vereinzelte Ausnahme. Damit tritt die Verwandtschaft des Musikinstrumentes und des Bogens schon hervor; noch klarer wird sie uns, wenn wir eine Mitteilung de Clerqs ins Auge fassen, dafs nämlich die Papua Kasuarklauen und andere Schallkörperchen an den Bogen binden, weil das einen ihrem Ohre angenehmen Laut hervorbringt. Auf das gleiche Motiv und einen sowohl wesentlichen als konstruktiven Verwandtschaftszug zwischen Bogen und Bambuslaute möchte ich auch die Pseudosehnen zurückführen. Die Rotangringe kehren an dem Musikinstrument und am Bogen wieder. Nur ist der Zweck am Bogen ein anderer geworden, an der Laute aber der gleiche geblieben. Die Holzknoten etc. am Bogenende, die die Sehne tragen, sind auf die Nodialverdickungen zurückzuführen. — Das anscheinend Trennende ist leicht zu verstehen und nicht schwer zu ersetzen. Das Saiteninstrument ist ein leichtes und schwaches Spielzeug, der Bogen eine starke Waffe. Wir sahen oben aus der Eigenschaft der malajonigritischen Pfeile, dafs auch der ursprüngliche Bambusbogen ein schwaches Produkt gewesen sein mufs.

Somit sehen wir den Bogen selbst herauswachsen aus dem Bambus als Verwandten des Saiteninstrumentes. Das Princip der Handhabung der Waffe lernten wir schon kennen im Speerschleudern. Zuerst trat der Bogen uns aber als vervollkommnete Schleuder entgegen, ein Zug, der noch um ein kleines bedeutender erscheint, wenn der Sitte gedacht wird, dafs die Oceanier die Schleuder, die Malajonigritier Afrikas eine Reservesehne um den Kopf gewunden tragen.

Nach älterem Muster müfste ich nun noch eine Lobpreisung des eigentlichen Bogenentdeckers anfügen! Aber hat es denn einen solchen gegeben?

Die eigentliche Erfindung des Wesenszuges des Bogens lehrt jeden eine tägliche Erfahrung, dafs nämlich jeder schnellenden Bewegung ein



Verlag von Gebr. Borntraeger, Berlin.

Enthauptung bei den Bangala am Kongo.

Ausholen vorangeht, denn die Kraft der Kontraktion des Muskels wächst bis zu einem gewissen Grade mit der vorhergehenden Dehnung. Wer einen Stein schleudern will, holt möglichst weit aus, wer einen Sprung auf der Stelle ausüben will, geht vorher in die Kniebeuge über. Und das lehrt nicht nur die Physik und der Stubengelehrte. Das kennt der Naturmensch aus eigener Erfahrung. Und was ihn beim Speerwerfen der eigene Körper lehrt, das weifs er in allerhand Wildfallen und sonstigen Vorrichtungen auszunutzen. Zur näheren Erläuterung und als Beispiel diene die beifolgende Tafel V, die die Enthauptung eines Opfers darstellt. Der niedergebogene Ast, der an den Kopf des armen Teufels gebunden ist, schleudert diesen weit fort, wenn das Richtmesser Haupt und Rumpf getrennt hat. Hier ist etwas ausgenutzt, was der Waldläufer wohl täglich mit Mifsbehagen bemerkt, dafs nämlich die von vor ihm Gehenden zur Seite gebogenen Zweige ihm kräftig ins Gesicht peitschen.

Der Bogenschufs aber ist dem Princip des Steinwurfes folgend entstanden. Bogenschufs und Schleuderwurf sind durch den Speerwurf verbunden. Der malajonigritische Bogen selbst aber verdankt dem Bambus sein Dasein.

Was wir bis jetzt erfahren haben über Material und Entstehungsgeschichte, bezog sich fast alles auf einen Kulturkreis, den westafrikanischen. Und dennoch dürfen die Ergebnisse als hinreichend bezeichnet werden, um Schlüsse aus den gewonnenen Erfahrungen zu ziehen. Allerdings kann ich nicht leugnen, dafs meine Anschauungen andere sind als die althergebrachten. Aber der Materialschatz, der durchforscht worden ist, giebt mir die Berechtigung, frei nach den neuen Gesichtspunkten zu urteilen.

Ich gebe den bisherigen Weg nunmehr auf und schlage einen neuen ein. Es ist genug vom Ursprunge und der Entwicklungsgeschichte gesprochen worden; es mag jetzt das Seiende dem Gewordensein gegenüber in sein Recht treten. Die neue Frage ist: Woraus bestehen die Dinge? Sie ist weniger eine eigene als eine fortgeführte Form der vorigen: woraus sind sie entstanden? Das wollen wir im Auge behalten.

Der veränderte Standpunkt bedingt eine andersartige Betrachtung des Begriffes: Material. Zumal an zusammengesetzten und entwickelteren Formen der Geräte ist die verschiedene konstruktive Bedeutung bemerkbar. Am Hause tritt das am klarsten hervor. Dasselbe hat ein tektonisches Gerüst, das aus verschiedenen Stützen besteht, und dazu Dach und Wände, das sind Füllungen. Die natürliche Einteilung der Stoffe eines Hauses ist daher: 1. Stütz- und Steifstoffe; 2. Wandungsstoffe; 3. Bindestoffe. Stütz- und

Steifstoffe sind die Balken und Stangen des Gerüstes; Bindestoffe die Stricke, mit denen sie untereinander befestigt sind; Wandungsstoffe das Stroh auf dem Dache, die Matten, Lederdecken oder Lehmziegel der Wände. Es ist noch ein anderer Ausgangspunkt möglich, der für einfachere Geräte höherer Entwicklung wertvoll ist, die Einteilung in Haupt- oder Leit- und Hilfsstoffe. Am Speer, der aus der Holzstange entstanden ist, ist der Holzstab Leitstoff, die Stein- oder Eisenspitze dagegen der Hilfsstoff.

Es ist ganz selbstverständlich, dafs die ganze physiologische Untersuchungsweise mich zum vollständigen Bruch mit der althergebrachten Einteilung in Stein- und Eisenzeit zwingt. Es mufs das betont werden, weil ja aus der Beziehung der Herstellungs- und Nachbildungsstoffe und des Wesens der Geräte ja auf die Beziehung der Kulturformen geschlossen werden soll. Es liegt der Einteilung in Stein-, Bronze- und Eisenzeit oder auch Holz-, Knochen- und Muschelzeit (nach Bastian für Oceanien) ein doppelter Irrtum zu Grunde. Von Zeiten ist nämlich einmal gar nicht die Rede, sondern von Kulturformen. Und zum andern sind Stein, Bronze, Eisen, Knochen, Muschel viel zu unwesentlich, um gleichsam als „Leitfossile“ aufgeführt zu werden. Von einer Eisenkultur kann man vielleicht und höchstens als von unsrer eignen Kulturform reden, in der eiserne Träger Stützstoffe, Wellblech und Metallplatten Wandungsstoffe, Nägel, Bänder etc. Bindestoffe sind, in der allerdings eine grofse und an wichtigen Dingen reiche Reihe von Geräten das Metall als Leit- und Ursprungsstoff bietet.

Aber ist es denn überhaupt von Wert, die Kulturformen in dieser Weise einzuteilen? Und wenn, was ist dann ausschlaggebend? Nun, eine derartige Untersuchung ist sicherlich eine berechtigte, wenn ihre Ergebnisse ein Licht auf das Verwandtschaftsproblem werfen. Wenn durch die Berührung zweier Kulturen einer dritten das Leben gegeben wird, so tritt sie reicher ausgestattet in die Welt. Die anschwellende Bereicherung stellt das etappenmäfsige Anwachsen der Gesamtkultur dar. Dabei ist es wenig von Belang, ob hier die Speere Eisenspitzen, dort Knochenspitzen tragen. Das kann ich noch nicht Merkmale der Eisen- oder Knochenkultur nennen. Das eben angeführte Beispiel unserer Zeit, in der das Eisen eine Umformung der ganzen Kultur auf Grund der Ausnutzung der Metalle hervorbringt, mag nochmals herangezogen werden. Erst wir besitzen die Eisen- oder Metallkultur und nicht der Afrikaner, der eine Pfeilspitze, das Blatt der Hacke, ein wenig Schmuck etc. aus Eisen herstellt. Und die Steinkultur wird erst da lebendig, wo das Haus aus dem Felsen wächst, die Götterstatue dem Granit- oder Marmorblock entsprofst etc., angenommen nämlich, dafs man überhaupt von der Steinkultur sprechen darf, was ich noch sehr in Frage setzen möchte.

Also ist es nicht tief genug und unwesentlich, wenn so nach äufseren, auffälligen Unterschieden geurteilt wird. Wir werden sogleich sehen, dafs die afrikanischen Kulturen ganz andere Unterschiede in ihrer stofflichen Ausgestaltung bieten.

Die Untersuchung mag mit den Hütten beginnen. Im Norden das Zelt. Die Stangen sind mit Lederriemen verbunden. Lederdecken oder Kamelhaardecken stellen die Wandungsstoffe dar. Dieser Hütte kann das Giebelhaus Afrikas gegenübergestellt werden. H. Frobenius hat früher einmal gesagt: Die eigenartige Konstruktion des Karten-Matten-Hauses kann nur im Lande tropischen Pflanzenwuchses, im Lande der Raphiapalme und Banane entstanden sein. Es ist das vielleicht zu modificieren. Im wesentlichen trifft der Satz das Richtige. Das gerüstlose Matten- oder besser Tafelhaus besteht aus Rahmen (Steifstoffe!), die mit Flechtwerk gefüllt (Wandungsstoffe!) und untereinander vermittelst Rotang oder gedrehten Fäden (Bindestoffe!) verbunden sind. In Oceanien bietet der Bambus die Steifstoffe, Schilf und Blattwerk das Wandungsmaterial. Finsch sagt vom melanesischen Hause: Sparrenwerk, Dach, überhaupt alle Teile des Hauses sind mittels gespaltenen Bambus, Rotang, Bast oder Lianen verbunden oder befestigt. Aus Bambus wird auch oftmals das Gerüst der entwickelteren Haustypen zusammengefügt. Vielleicht tritt aber das Holz in gleicher Bedeutung daneben, da die Barla aus Holz entstanden sein dürfte. Drittens ist der Lehmbau der Afrikaner zu erwähnen. Zunächst Bindestoff (Verdichtung der Wandmaschen) und Wandungsmaterial (Ausfüllung des Gerüstes), wird der Lehm zuletzt sogar Steif- und Stützstoff.

Derart aufgelöst, tritt eine Dreiteilung der angewandten Stoffe hervor: Pflanzenstoffe, Tierstoffe und Erdstoffe. Wir werden diese Gruppierung im Auge zu behalten haben, wenn wir sie auch nicht immer betonen.

Die Trachten der Afrikaner bilden ein buntes Bild der Verbreitung; sie ist aber nicht gesetzlos. Schurtz hat das zuerst erkannt und in trefflicher Weise den Zusammenhang des Trachtenmaterials und des Klimas gezeigt. Die Kleidung der Naturvölker stellt zunächst Wandungsstoffe dar, wobei der Körper als Stützstoff dient. Das gilt im speciellen von dem Lendenschurz. Wie die Karte (Kartenblatt 1, Nr. VI) lehrt, herrscht im Norden, Osten und Süden die Fell- und Ledertracht. Ein weiter Ring umgiebt den westafrikanischen Kulturkreis. Hier sind die Rindenstoffe, die durch Klopfen der Baumrinde erzeugten Schurze und Gewänder heimisch. Im westlichen Ablagerungsgebiet sind die Palmfaserstoffe gebräuchlich. Diese sind gewebt. Die Baumwollgewänder dringen von Norden und Nordosten vor. Das Baumwollgebiet des Südens darf als sehr jung bezeichnet werden. Lassen wir es aufser acht. Vor allem stehen sich Pflanzenstoffe

und Lederstoffe gegenüber. Nicht nur in der Gewandung, sondern auch im Schmuck. Geflochtene Ringe aus Stroh und Rotang zieren Arme und Beine. Das erinnert an oceanische Thatsachen, besonders wenn diese Flechtwerke mit Muscheln verziert sind. Den Kopf schmückt ein geflochtener Cylinder ohne Deckel und Rand. Solche „Hüte“ der Sande und Kongovölker gemahnen an gleichen Hauptschmuck bei den Malajonigritiern Oceaniens (Papua Neuguineas und Neukaledoniens). Dagegen verwenden die Nord-, Ost- und Südafrikaner zumal Lederringe als Arm- und Beinzierde, Lederkappen, Mützen aus Tierfaser mit Straufsenfedern etc. als Kopfschmuck. Das Vorrücken der Eisenindustrie wird markiert durch Lendenschurze aus Eisenperlen, Eisenringe an allen Gliedern, zumal im Nilgebiet und im Norden Ostafrikas.

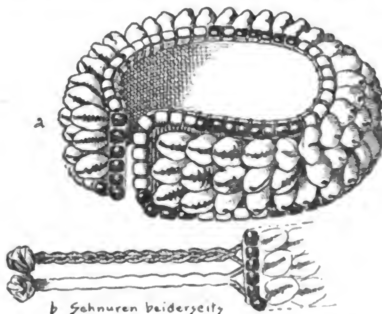


Fig. 215.
Armband aus Geflecht mit Muschel- und Perlenschmuck, stark mit roter Farbe eingerieben; vom Sankurru. (Leipziger Museum, Slg. Kongostaat.)

Aber nicht nur mit dem Klima, sondern auch mit der Nahrung steht die Tracht in Beziehung. Denn die viehzüchtenden Völker sind vor allem die Fellträger. Auch sind es die, bei denen das Fleisch die natürliche Basis der Ernährung bildet. Anders in Westafrika, wo es die Mahlzeiten der Feiertage ausmacht.

Zu den Waffen übergehend, reiht sich der Tracht am ungezwungensten der Panzer an. Die Nordafrikaner haben neben den vom Standpunkte der Materialforschung wenig bedeutungsvollen Wattenpanzern Hemden aus Eisenringen. Auf dem Haupte prangt der Stahlhelm, am Schilde Eisenbuckel und Metallbeschläge. Daneben treten die Lederkoller auf. Ein bestimmter Typus hat sich im südlichen Sudan entwickelt. Die Lederpanzer sind, wie im 3. Kapitel dargestellt, einem Streifen im Norden des Kongogebietes eigen. An sie reihen sich im Süden die geflochtenen Harnische an. Panzer aus dickem Strohgeflecht und eine entsprechende Kopfbedeckung aus demselben Material lernte Nachtigal bei den südlichen Stämmen Baghirmis kennen. Die Bangala benutzen eine dem Lederpanzer in der Form gleichende Leibbinde en fiber végétal chef d'œuvre de tissage als Panzer. Als Schutzwaffe

der Stämme am oberen Ituri dienen neben den Lederpanzern häufig trapezförmige, aus Rohr geflochtene Platten von etwa 40 cm Länge, die auf dem Rücken an einer um den Hals laufenden Schnur hängen und durch einen dicken Rand und kreuzweise über sie weglaufende Stäbe die nötige Festigkeit erhalten, als Schutzwaffen. Diese pflanzlichen Panzer und Rückenschilde sind Analogieen zu gleichen Thatsachen der Südsee (vergl. z. B. Finsch: „Samoafahrten“ Abbildung S. 37) sowohl in Mela-, als Mikro- und Polynesien.

Wo die Westafrikaner Köcher benutzen, sind dieselben aus Flechtwerk oder Bambus, oder auch aus Rinde verfertigt. Diejenigen aus Flechtwerk sind bald korb- bald sackartig. Neben wenigen Köchern aus Bambus und Holz benutzen die Ost- und Nordafrikaner solche aus Leder. Köcher der Ovambo und Herero sind aus Rinde hergestellt, aber mit Leder überzogen. Die schönsten Pfeilgefäfse finden sich aber im Sudan. Sie bestehen durchgehends aus sehr feinem Leder, sind mit Quasten und einem Deckel, sowie mit einem breiten Gehänge versehen, kurz, gleichen den asiatischen Vettern wie ein Ei dem andern. Asiatisch ist auch die Tasche, in der der Bogen getragen wird, der Bogenköcher. Die Analogieen zu dem westafrikanischen Köcher aus Pflanzenstoffen sind in Oceanien aufzusuchen.

Die Schilde der Nordafrikaner bestehen aus Leder, die der Ostvölker aus Leder und Fell und die Südafrikas aus Fell. Kein besseres Beispiel giebt es für die Beobachtung, wie die Bearbeitung der tierischen Stoffe dem Norden zu an Feinheit zunimmt. Leitet das Leder nach Asien, so bietet der Pflanzenstoff in Westafrika wiederum eine reiche Auswahl malajonigritischer Thatsachen. Es giebt im westlichen Kulturkreise fein geflochtene und roh gearbeitete Rohr- und Weidenschilde. Zuweilen dient Holz oder ein leichteres Material wie der Ambatsch als Unterlage. Das Holz selbst aber giebt dem primitiven Stockschild das Leben, dessen Wesen zuweilen noch aus dem malajonigritischen Korbschild nachklingen mag, dessen höchste Entwicklung aber nur von verdrängten Völkern noch erhalten ist, wie in toten Winkeln Afrikas und in Australien. Es ist eine alte Waffe; sie ist nigritisch.

Afrika birgt zwei Bogenformen. Die nördliche ist durch tierische Stoffe ausgezeichnet. Die Sehne ist eine Tiersehne oder ein Lederstreifen. Der Bogenstab ist mit Leder umwickelt oder mit Fell geziert. Von Norden nach Süden blickend, entdecken wir stufenweise Abflachung. In Südafrika tritt sie am klarsten hervor. Und doch zeigt sogar der Bogen der Ovambo und Nachbarn neben der tierischen Sehne ein Zeichen asiatischer Verwandtschaft: die äufsere Abflachung. Der malajonigritische Bogen der Westafrikaner ist dagen aus dem Pflanzenstoffe hervorgegangen, in diesem Materiale

auch nur wahrhaft lebensfähig. Nur, wo die asiatische Kultur einflufsreicher eingreift, wie vom Norden zum Kongo, da ist auch Fellschmuck bemerkbar. Sonst ist der Bogenstab aus Holz oder Bambus, die Sehne aus Rotang oder Faserschnur, der Endknoten der Sehneneinhängung aus Stroh, Rotang oder Holz und der Ringschmuck wiederum aus Rotang gefertigt. Das Eisen wird im Norden insofern bemerkenswerter, als der Dinkabogen mit Eisenbändern umwickelt ist. — Die Schleuder besteht im Westen aus Pflanzenfaser (Stricke!), im Norden aus Leder.

Der Pfeil Nordafrikas besteht aus Rohr oder Holz. Wo Befiederung vorkommt, sind Federn verwendet. Sie sind mit Sehnen befestigt; mit Sehnen sind auch oft die Eisenspitzen angebracht. Die Rohr- oder Holzpfeile mit Blattstreifen als Befiederung, mit eingelassenen Holzspitzen und Rotang oder sonstiger Pflanzenfaser als Befestigungsmaterial sind zumal westafrikanisch und Zeichen malajonigritischer Verwandtschaft. An der Südgrenze nördlichen Einflusses, am Rande des westafrikanischen Kulturkreises findet sich die eigenartige Lederbefiederung. — Die Speere Westafrikas sind häufig mit Rotang, die Ostafrikas mit Tiersehnen, die der nördlichen Gegenden mit Eisendraht umwickelt. Ganz aus Eisen bestehende Speere mit Fellschmuck gehören dem Süden an. Dem Norden zu tritt Leder an die Stelle des Felles.

An Schlag- und Schneidewaffen besitzt Nordafrika vorzüglich Eisengerät: Schwert, Stilett, Dolch, Wurfeisen. Auch die Keulen sind hier mit Eisen beschwert. Dem Süden zu werden diese Waffen schwächer, besonders im Osten und Süden. Das einfache Speereisenmesser ist eine jämmerliche Waffe. Die Streitbeile mit Eisenklingen sind ihnen bedeutend überlegen. — Westafrika ist verhältnismäfsig reich an wunderlichen an Malajonigritisches in Oceanien erinnernden Holzwaffen. In Eisen umgebildet, sind eigenartige, formreiche Gebilde entstanden. Das Bambusmesser und der geschliffene Holzsplitter, die bei der Beschneidung Verwendung finden, sind nicht zu vergessen. — Primitive Holzwaffen sind über Nord-, Ost- und Südafrika verstreut. Holzkeule, Schlagstock, Wurfstock, Wurfkeule sind nigritisch. Die höchstentwickelte unter ihnen, das Wurfholz, führt in abgelegenen Gegenden ein kümmerliches Dasein. — An die Lederbefiederung an der Grenze des Nil- und Kongobeckens erinnert eine Bemerkung Masuis: Luxuswaffen der Sango am oberen Ubangi bestehen aus Leder.

Unter den Geräten Westafrikas tritt die Matte hervor. Sie nimmt sogar die Bedeutung des Geldes an wie in Melanesien. Dagegen gewinnt im Norden die Lederdecke einen breiteren Raum im Haushalte. Den Körben, Rindenschachteln, Kalabassen, Tragkörben, Tragnetzen, Bambusbüchsen Westafrikas entspricht der Ledersack und die Hornbüchse Nord-,

Ost- und Südafrikas. Dazu tritt im Norden hier und da der Eisentopf. Der Fächer Westafrikas besteht wie der Oceaniens aus Geflecht, der Nordafrikas aus Leder. Der Blasebalg ist nur im westafrikanischen Kulturkreise mit einem Stoff aus geklopfter Bananenfaser als Trichter versehen (Stuhlmann und Schweinfurth). Sonst ist es ein Ledersack oder Fellmantel. Unter den Rauchgeräten fallen im Interesse der Materialforschung drei Thatsachen auf: Pfeifen aus Holz und Bananenrippen im Westen, Pfeifen aus Leder, allerdings mit Thonkopf, im Süden des Sudan und Pfeifen aus Eisen und Messing ebenda. Dem im Süden erhaltenen einfachen nigritischen Grabstock entspricht der Pflug im Norden, die Eisenhacke als Bindeglied in der Verbreitung.

Die Trommeln zeigen eine reiche Entwicklung, dabei aufserordentlich bezeichnende Merkmale. Fein bearbeitete Haut über der Standtrommel aus Thon im Norden, im Süden Entstehung der Felltrommel aus der primitiven Fellbearbeitung. In der Mitte eine grofse Fülle von Bindegliedern. Den Entwicklungsgang der Eisenindustrie deutet die Kesselpauke der Nordafrikaner und eine vereinzelte eiserne Trommel bei den Nilstämmen an. Die Bambustrommel gab den westafrikanischen Holzpauken das Leben. Das ist ein malajonigritisches „Leitfossil“. Bis zur primitiven, nigritischen Kulturform leitet der Klangstab zurück, der unter den Händen der Malajonigritier zu komplicierten Instrumenten geführt hat, wie z. B. die Marimba der Westafrikaner. — Der Holztrommel gliedern sich Rasseln aus Fruchtschalen, Holzglocken und geflochtene Klappern an, der Kesselpauke Eisenglocken und Schellen.

Zum Schlufs die Saiteninstrumente. Die eine Gruppe wächst aus dem Bambus hervor, das ist zumal die Bambuslaute. Sie wird im westafrikanischen Kulturbesitze zum Ausgangspunkt einer reichen Entwicklung. Aber schon am Orte der Entstehung ist sie mehrfach umgebildet. Und die Umbildungen sind zum Teil als vollendete Thatsachen nach Afrika gekommen. Was die ganze Gruppe der malajonigritischen Saiteninstrumente Westafrikas auszeichnet, sind etwa folgende Merkmale: Saiten aus Pflanzenfasern (Rotang, Grashalme, Bambusstreifen, Wurzelfasern etc.), statt des Wirbels Spannungsverfahren vermittelst der meist aus Rotang hergestellten Spannschleifen, ein oder mehrere Stege, Schallkasten aus Holz, Bambus etc. oder Kürbisschale. Also Vorwalten und fast durchgehends Alleinherrschen pflanzlicher Bestandteile. Aus dem Norden kommen vor allem die Geige und Guitarre. Deren Merkmale sind: Saiten aus Tierfaser (Sehnen oder Haare), Fehlen des Steges, Spannung der Saiten vermittelst Wirbel, Bedeckung des Schallkastens mit Haut, Leder oder Fell. An der Grenze der nordafrikanisch-asiatischen und westafrikanisch-malajonigritischen Kultur-

kreise sind mehrere Mischungen hervorgetreten, deren Wesen aus dem Material spricht. Abflachung ist wieder für den Süden bemerkenswert. — Für die Geschichte der Eisenindustrie wichtig ist der Schmuck der Saiteninstrumente mit Blechplättchen und Eisenringen, die beim Schlagen der Saiten mitklingen. Das wurde im Sudan und einem Streifen, der ihn umgiebt, beobachtet.

Was ist nun das Charakteristische des sich derart entrollenden Panoramas?

Ich meine, aus dieser Materialsondierung leuchteten bestimmte und klare Züge der Lebensformen unserer Kulturen. Um die Übersichtlichkeit noch zu fördern, ward das Resultat auf der nebenstehenden Tabelle II zusammengefafst. Wir fahndeten oben nach Leitfossilen, Eigenschaften von Stoffen, die der ganzen Kulturform ihren Stempel aufdrücken. Aus der Aufstellung spricht der grofse und schwerwiegende Satz: Hie Pflanzenfaser! Hie Tierfaser! Gewifs ist ein Unterschied zwischen den beiden Gruppen der Kulturformen in Afrika festzustellen, zwischen den Kulturen der Pflanzenfaser und denen der Tierfaser. Es ist der schon oben betonte, dafs einerseits die Pflanzenkultur als ein vollendetes, abgeschlossenes Entwicklungswesen, die Lederkulturen dagegen als Werdende in Afrika auftraten. Die westafrikanischen Kulturschätze zeigen völliges Beherrschen des Stoffes, vielleicht Degeneration hier und höchste Ausbildung da, aber die Unterschiede stellen nur Schwankungen über oder unter das Niveau einer ausgereiften Kulturform dar. Dagegen wird die Lederkultur von Norden nach Süden schwächer. Im Norden die Gerbstoffe, aufserordentlich feine Lederbearbeitung, bunte Leder. Im Süden dieses Kreises ein Schwemmgürtel, der durch die Verbreitung von Dingen markiert ist, die wie ein Jubeln über die neue Erwerbung des Materiales und seiner Fähigkeiten klingt: die Lederwaffen, die lederne Tabakspfeife, die Lederbefiederung an den Pfeilen. Der übermäfsig massive Lederpanzer mag dazu gerechnet werden. Die Südgrenze dieses Randgebietes liegt am Kongo. Und im Süden die rohe Fellverarbeitung. Wie bezeichnend ist hier das rohe Aufwachsen der Felltrommel aus der Fellindustrie.

Was ist leichter verständlich als der Unterschied der zwei Kulturformen Süd- und Nordafrikas! Er liegt in dem Worte: Fell und Leder. Mit einem Fellstreifen schmückt auch der Australier den Stockschild, aus Leder ist nur der des Nordafrikaners. Das trägt zur Aufklärung viel bei. Denn die Analogie erinnert daran, dafs eine gleiche Beziehung zwischen Fell und Leder und zwischen Jagd und Viehzucht besteht. Und in der That bietet diese Parallele einen weiteren Ausblick. Von Norden, von Asien

Übersicht der Verwendung der verschiedenen Stoffe. [Tab. II.]

Materiale zu:	1. Aus dem Pflanzenreich	2. Aus dem Tierreich	3. Aus dem Erdreich
Wohnung und Tracht:	Mattenhütte. Kugelhütte.	Lederzelt.	Lehm- und Steinbau.
	Rindenstoff, Palmfaserstoff, Bastgehänge, Schmuck aus Rotang, Stroh, Rinde.	Felltracht und Lederstreifenschmuck.	Rahat und Schmuck aus Eisenperlen.
Waffen:	Kürafs aus Rotanggeflecht. Schilde aus Holz und Rohr. Rückenschild aus Rotang.	Kürafs aus Leder oder Fell. Schilde aus Leder und Fell.	Eisenhelm, Kettenpanzer, am Schild Eisenkuppel.
	Köcher aus Bambus, Rotang, Rinde, Holz.	Köcher aus Leder.	
	„Bambusbogen" aus Holz oder Bambus mit Pflanzenfasersehne, Rotangschmuck, Rotang- oder Holzknoten.	„Lederbogen" mit Ledersehne, Lederumwicklung, Lederringschmuck. Lederköcher für den Bogen.	Eisenumwicklung des Bogens.
	Pfeil aus Rohr oder Holz mit Blattbefiederung (Schilfpfeil), Holzspitze. Umwicklung mit Bast oder Rotang. — Speer ebenso umwickelt.	Am Pfeil: „Lederbefiederung" oder Federn. Befestigung der Spitze mit Lederriemen, Sehnen etc. Spitze aus Knochen oder Horn. — Speer mit Leder umwickelt.	Am Pfeil und Speer Stein- oder Eisenspitze.
	Wurfholz, Wurfstab, Wurfkeule, Keule, Wurfbrett, Bambusmesser, Schleuder aus Rotanggeflecht.	Schleuder aus Lederriemen. Luxuswaffen aus Leder.	Messerklingen etc. aus Stein und Eisen. Schleudersteine. Wurfeisen, Schwert.
Geräten:	Matten. — Mattengeld.	Lederdecke, Decken aus Kamelshaaren.	— Eisengeld.
	Tragkorb, Netzsack, Baumrindengefäfse, Holz-, Kürbis-, Bambusgefäfse. Rotangkörbe etc.	Ledersack, Büchsen aus Horn.	Topf aus Thon.
	Fächer aus Flechtwerk. — Am Blasebalg Trichter aus Bananenfaser. — Pfeifen aus Holz und Bambus oder Bananenrippen.	Fächer aus Leder. — Am Blasebalg der Trichter aus Leder. — Pfeifen aus Leder.	— Pfeifen aus Eisen und Thon.
	Feuerbohrer, Feuerschleifer, Feuersäge.		Stahl und Stein.
	Grabstock.		Pflug und Hacke.
Musikinstrumenten:	Saiteninstrumente aus Bambus und Holz mit Saiten aus Pflanzenfaser. Kürbis als Resonanzboden. Rotangspannung.	Saiteninstrumente mit Lederresonanzboden, Darm-, Haar- etc. Saiten.	
	Trommeln aus Bambus, Holz. Klangstab. Marimba. Rotangspannung.	Felldecke. Trommel mit Hautbespannung mit Lederriemen.	
	Klappern a. Geflecht, Fruchtschalen etc. Blasinstrumente aus Früchten, Flöten etc.	Blasinstrumente aus Horn und Elfenbein.	Klappern und Glocken aus Eisen.

zog die Rindviehzucht nach Afrika. Das Rind drang bis zum Südkap vor, die Lederindustrie aber nur mit wenigen Vorläufern bis über den mittleren Osten. Aber wenn der schwere Trofs der asiatischen Kultur, die Lederkultur, auch nicht weiter als über die Nord- und Verbindungsachse vordrang, der Osten und Süden Afrikas steht doch schon unter seinem Einflufs. Der Bogen und viele kleinere Beispiele zeigen das.

In diesem Bande ist die anatomische Beschaffenheit des asiatischen Kulturbezirkes in Afrika untersucht, aber seine Entwicklungsgeschichte nicht bis zum Ursprunge verfolgt. Das bleibt vorbehalten. Aber wir ahnen, dafs eine sehr beträchtliche Menge der Besitztümer auf die Eigenschaft des Materials zurückzuführen ist.

Als Holzkultur mag die malajonigritische und auch die nigritische benannt werden. Beide sind charakterisiert durch das fast völlige Fehlen der tierischen Stoffe. Aber sind diese Kulturen schlechtweg als einheitlich zu bezeichnen? Durchaus nicht! Die malajonigritische Kultur ist aufserordentlich viel reicher. Und der Fortschritt von der nigritischen zur malajonigritischen Kultur ist nicht nur eine Bereicherung im Sinne der Ausgestaltung, sondern auch eine Vermehrung. Die malajonigritische Kultur übernimmt von der nigritischen das Holz als Stütz- und Steifstoff, aber sie fügt den Bambus oder, in Afrika, den Wedel der Raphia vinifera hinzu. Aber die Raphia bietet nur den Ersatz für den Bambus. Weder der Bogen noch die Bambus-Holzpauke hätten aus ihr hervorgehen können. Wir haben ja gesehen, welch grofse Anzahl von Geräten dem Wesen des Bambus ihr Dasein verdankt: Feuersäge, Bambuslaute, Bambustrommel, Bambusflöte, Blasrohr, Wurfbrett, Bogen etc. etc. Gerade diese Geräte sind in Afrika ersetzt oder verloren. Denn die paar Bambusstauden, die in Afrika wachsen, vermögen nicht eine Kulturform von so ausgeprägtem Charakter zu erhalten, geschweige denn sie hervorzubringen. Diese malajonigritische Kultur mufs in einem Lande aufgewachsen sein, das den Bambus überall bietet. Aber wir verstehen, wie sich die malajonigritische Kultur gerade in Westafrika hat erhalten können, nicht aber im Osten. Denn die Vinifera fehlt im Osten. Obendrein ist die Ostseite Afrikas eine Strafse, auf der die Kultur von Norden nach Süden pilgert.

Der Baum liefert aber auch anderes Material als den Stock und das Blatt, nämlich die Rinde. Der Nigritier wufste auch sie auszunützen und in Australien ist die Hütte mit ihr gedeckt, das Boot und Schachteln aus ihr hergestellt und die Körper mit Rindenstreifen geschmückt. Das alles wiederholt sich in Afrika. Hütten der Tupende sind mit Rindenplatten benäht. Den Namen des Flusses Tsckikapa wollte Livingstone darauf zurückführen, dafs die Boote auf ihm Rindenkähne sind. Schachteln aus Rinde

werden am Viktoria besonders, aber auch in Baghirmi und Westafrika hergestellt. Auch der Rindenringschmuck fehlt im Westen nicht. Doch das nur zur näheren Erläuterung der nigritischen Kultur.

Wie sehr neben diesen beiden ausschlaggebenden Stoffen, den Pflanzen- und Tierstoffen, die des Erdreiches: Stein und Eisen, zurücktreten, mag aus der vorstehenden Tabelle II hervorgehen. Es sind nirgends und in nichts Hauptstoffe, es sind durchweg Hilfsstoffe. Wichtig ist dabei doch, dafs das Eisen vom Norden nach Süden zu an Bedeutung abnimmt.

Also Holz- und Lederkultur, wobei die erstere in Afrika alt ausgebaut, die andere in kräftiger Entwicklung begriffen ist. Und ein feinerer Unterschied dazu, zwischen nigritischer und malajonigritischer Kultur Fehlen oder hohe Bedeutung des Bambus. Ich glaube nichts mehr hinzufügen zu müssen als ein Schlufswort über den Weg, auf dem die malajonigritische Kultur in Afrika gewandert ist. Sie mufste im Osten aus den zwei Gründen des Mangels an Material und der Übermacht jüngerer Kulturströmungen weichen. Aber wenn sie selbst auch hier unterging, so hat sie doch neben mehreren Merksteinen an der Küste ein Zeichen in der Mythologie hinterlassen. Ich meine die Rohrursprungsmythe, deren kosmogonischer Sinn uns hier wenig interessieren kann. Aber die Mitteilung über den Ursprung der Menschen birgt in der äufseren Form eine Andeutung über den Ursprung der Kultur, für die der Bambus und das Rohr von so hoher Bedeutung sind. In diesem Sinne also ist die folgende Reihe von Mythen uns wertvoll.

Die Rohrursprungsmythe.

1. Indonesien. Nach der Anschauung der Tagalen auf den Philippinen entstand die Menschheit aus einem grofsen Rohr mit zwei Gelenken, welches auf den Wassern umhertrieb, bis es endlich, von den Wellen ans Ufer just vor die Füfse des Hühnergeiers geworfen wurde, der gerade am Strande stand und das Rohr mit dem Schnabel aufpickte. Da kam aus dem einen Gelenk der erste Mann, aus dem anderen die erste Frau. — Auf Celebes wird Bata Guru von seinem Vater Pitutu in ein hohles Bambusrohr geschlossen und zur Erde hinabgelassen. Auf derselben angelangt, bricht er die Hülle und geht als erster Mensch hervor.

2. Mikronesien. Vier Männer aus Ngargeukel, einem Dorfe auf der Insel Pililu (Palau-Gruppe), entschlossen sich einstmals, der Sonne einen Besuch abzustatten. Das Haus der Sonne befindet sich im Westen unter der See, da wo ein Dengesbaum am Gestade dichte Wälder bildet. Die

vier Männer ruderten also hinter der Sonne her und erreichten besagten Baum gerade, als sie untergehen wollte. Als die Sonne von ihrem Vorhaben hörte, hiefs sie die Leute, die Kanoes treiben zu lassen und ihr rasch zu folgen. Das thaten sie und fanden sich bald in einem neuen Lande in einem guten Hause, wo sie von der Sonne trefflich bewirtet wurden. Die dargebrachten Speisen waren winzig klein bemessen, nahmen aber trotz des häufigen Zulangens nicht ab. Als die Männer nun heimkehren wollten, waren ihre Kähne fortgetrieben. Da schlofs sie die Sonne in ein dickes Bambusrohr, welches in Palau noch unbekannt war. In demselben trieben sie an das Ufer ihrer Heimat. Darauf wurden die vier zu den ersten Häuptlingen erhoben.

3. Polynesien. Als nach samoanischer und tonganischer Mythe die Erde geschaffen war, sprofste die heilige Schlingpflanze (die Fue) auf und diese brachte die Würmer hervor, aus denen Kiji-Kiji (Maui-Kiji-Kiji) als Vogel die ersten Menschen herauspickte. Auch wird gesagt, Tangaloa der Schöpfer habe Tangaloa den Boten oder auch Turi, den Vogelgott, herabgesandt, damit dieser die Fue-Schlingpflanze, die Stammmutter der Menschheit, herabbringe. — Als Wakea und Papa auf den Köpfchen des Seegrases zeugten, entstand das Land. Das erinnert an eine indonesische Version: Das Mädchen, das nach battakischer Mythe am selbstgesponnenen Faden vom Himmel herabklomm, fand unten nichts als Wasser und kein trockenes Land, auf das es den Fufs hätte setzen können, bis es endlich nach langem Suchen eine Blume fand, die aus den Gewässern emporragte und in deren Kelch es sich niederliefs. — Pflanzenstengel, Seegras, Schlammwasser sind die Vertreter des Rohres in Polynesien. Der Sohn Wakeas und Papas, der diesen folgte, hiefs Halva, d. h. Pflanzenstengel. Der erste Mensch entsteht aus dem Schlammwasser genannten Alii-Baum, oder — wie auf Rapa-nui — aus anderen Pflanzen. — Wie im solaren Bata-Guru-Mythos Indonesiens, fehlt auch in der solaren Maui-Mythe Neuseelands der Zug nicht: Die Mutter warf den Maui nach seiner Geburt in das Meer; „Seegras umschlang den Kleinen."

4. Melanesien. Nach einer Sage auf den Inseln der Torresstrafse ging eine Frau in den Garten zur Arbeit. Sie hing ihr Kind, ein Baby Namens Upi, in einem Korbe in dem Thürrahmen auf. Der Korb ward von dem Südostwinde ergriffen und herabgeworfen. Die heimkehrende Frau fand ihr Kind nicht mehr und fing an zu weinen. Inzwischen war ein Mann mit seinem Weibe vorbeigekommen. Die hatten den Korb mitgenommen. Sie waren kinderlos und beschlossen, das Kind an Stelle eines eigenen anzunehmen. Sie legten Upi im Busche nieder und erzählten den Männern des Dorfes, dafs sie ein Kind gefunden hätten und der Mann holte es, um

es zu zeigen. Zwei berühmte Krieger, Manalboa und Sasalkadzi, sagten: „Gut, wir sehen, Ihr nehmt es.“ Später sagten sie: „Wir gehen spielen.“ Sie steckten zwei Pfähle etwa einen Fufs voneinander in den Boden. Darauf erklärten sie dem Adoptivvater, sie wollten den Knaben jetzt speeren. Der Vater weigerte sich im Anfange. Da erwiderten die Männer, wenn sie den Knaben nicht erhielten, würden sie mit ihm selbst fechten. So ward der Mann gezwungen, den Knaben aufzugeben. Er und seine Frau baten jedoch, nur auf Arme und Beine, nicht auf den Rumpf und die Augen zu zielen. Die Männer befestigten Upi an die Pfähle. Nachdem sie ihn mit Speeren beworfen hatten, begaben sie sich in den Busch zum Mahle. Am Abend übten sie sich wieder im Speerwerfen auf den unglücklichen Upi. Der Knabe blieb den ganzen Tag und während der Nacht an den Pfählen festgebunden. Er gedieh jedoch trotz dieser Behandlung trefflich und wuchs wunderbar schnell. Am nächsten Tage gingen die Männer in den Busch und ergriffen bei ihrer Rückkehr am Nachmittage die Wurfspiefse und Wurfbretter und unterhielten sich abermals, indem sie Upi als Zielscheibe benutzten. Die Pflegeeltern baten die Männer, nicht lange, sondern kurze Speere zu benutzen. Der Knabe schrie. In der Nacht nahmen der Mann und die Frau Upi fort, um ihn zu waschen und zu füttern. Darauf banden sie ihn wieder fest. Am nächsten Morgen spielten die Männer abermals und warfen ihre Speere auf Upi. Zur Mittagszeit gingen sie in den Busch, aber am Abend warfen sie wieder die Speere auf den Knaben. Nachher kam der Pflegevater, um einen Blick auf den Jungen zu werfen, der zu dieser Zeit zu einem starken Knaben aufgewachsen war und ihn bat, wenn er schlafen ginge, die Stricke zu entfernen. Der Mann that also und als alle Leute schliefen, lief er von dannen. Als Upi so durch die Büsche lief, kam er an einem kleinen Hause vorbei und entdeckte beim Eintreten in demselben zwei Leichname. Er ergriff deren Schädel, wusch sie und steckte Büsche daran. Er legte sie zusammen und sprach zu ihnen: „Alle Männer speeren mich; gebt Ihr zwei mir guten Weg!“ Sie rieten ihm, in einer bestimmten Richtung zu wandern, wo er eine bestimmte Art Bambus, den „upi“ (!), finden würde. Er ging dahin und trat mit den Füfsen die Unterenden des Bambus nieder, so dafs er splitterte und ging in den Bambus „and by-and-bye upi sory for you.« Upi replied: »all right, you two finish telling me? I go now —« 'him, he go'.“ Alles geschah, wie es die Schädel vorhergesagt hatten und nachdem Upi in den Bambus gekrochen war, kam er wieder heraus und machte dicht dabei ein Feuer. Die Männer des Dorfes blickten am nächsten Tage umher, fanden aber Upi nicht. Sie warfen den Pflegeeltern vor, dafs sie den Knaben entfernt hätten. Sie aber beteuerten, er sei selbständig entwichen. Die Männer ergriffen darauf

ihre Bogen und Pfeile und machten sich auf, im Busche nach Upi zu suchen. Sie fanden seine Spuren, denn er hatte auf dem Wege zu dem kleinen Häuschen viel Blut verloren. Sie sahen in die Hütte hinein und sahen, dafs Upi die Schädel zur Divination benutzt hatte. Sie nahmen die Spuren wieder auf und fanden endlich Upis Aufenthaltsort. Manalboa und Sasalkadzi sagten zu Upi: „Du siehst uns, wir wollen Dich jetzt töten.“ „Gut“, erwiderte der Knabe, „Ihr zwei tötet mich.“ Alle Männer kamen herbei. Upi struck the bamboo, went inside, and it closed up. The cane then jumped about, and its bares »fought« all the men and killed them; no man went home. Der Knabe Upi verhielt sich drinnen vollständig passiv. Der Bambus upi vollbrachte alles. Als die feindlichen Männer getötet waren, ordnete der Bambus den Platz; das Blut ward gesammelt, die Köpfe abgeschnitten etc. Als der Rest der Männer von dem Dorfe kam, geschah ihnen das Gleiche; abermals blieb Upi im Rohre, der Bambus focht, die Männer, dazu die Dorgai (kleine, mifsgestaltete Kobolde) wurden erschlagen etc. Upi holte sich darauf von den Schädeln weiteren Rat. Sie meinten, er solle allen Bambus abschneiden etc. Er suchte seine Mutter auf. Die Weiber der getöteten Männer verteilte er unter die Männer seines Stammes. Die jungen behielt er für sich. — In den Sonnenmythen der westlichen Melanesier kehren Züge der Rohrursprungsmythe häufig wieder. Durch ein Schilfrohr bläst Quat den in einer Kiste ruhenden Gliedern der Brüder wieder neues Leben ein. In den Hauspfosten des feindlichen Quasavarra (Nacht!) verbringen die solaren Quatbrüder die Nächte. In der Morgenstunde entsteigen sie ihnen.

5. Australien. Die Australier berichten, der erste Mensch sei aus dem Knoten eines Baumastes hervorgegangen.

6. Afrika. Die Ovaherero erzählen über den Ursprung der Menschen: Mukuru haute die Menschen aus dem Omumborombonga-Baume. Auch bei den Muschikongo sind die Menschen aus dem Baume hervorgegangen. Aber letztere Mythe ist degeneriert. Denn nur der Omumborombonga ist innen hohl. Also ist im Süden der Process morphologisch zu deuten. — Die Ama-Zulu erzählen: Unkulunkulu habe den Menschen aus dem „hohlen“ Stamme des U-hlanga geschält. U-hlanga ist der Bambus oder das Schilfrohr. Die Basuto berichten, die Menschen seien dem Mohlaka entstiegen. Mohlaka kann sowohl „Sumpf“ als „Röhricht“ heifsen, so dafs mir Merenskys Übersetzung mit „Niederung“ nicht ganz treffend zu sein scheint. — In der zweiten Mythe ist aber nicht nur eine ausgezeichnete Form unseres Motivs gefunden, sondern sie bietet die Handhabe, das Verlaufen der Mythe dem Norden zu zu beobachten. Bei Sulu und Betschuanen beginnt ein Verlust der Idee. Bei ersteren ist Uhlunga der Gott des Donners und

Blitzes, bei letzteren Uhlanga oder Thlanga der Name eines alten Königs, vor dem die Betschuanen einen grofsen Respekt haben und bei dem sie schwören. — Der Styx in der Unterwelt der Basuto heifst Tlatlana. Maji Kalunga ist das Geisterwasser der Baschilange. Eine sekundäre Mythe, die einem Gewässer in der Nähe Ambasses, im alten Königreiche Kongo gewidmet ist, ist wichtig: Nach dieser Sage entstanden die Sümpfe nämlich aus den Thränen des Gottes Ungha über die Verwüstungen der Jaga. Andere erzählen allerdings, dafs bei der Annäherung der Mordbanden die Götter des Landes erschreckt in das Wasser flohen.

Also tritt in der Verwendung des Wortes der Begriff des Rohres dem des Sumpfes oder Wassers gegenüber im Norden zurück. Vielleicht leitet das Wort selbst bis Oceanien hinüber. Denn Maui wird von Talanga in Polynesien, wie der Mensch von Thlanga in Afrika geboren. Doch kann hierin nur ein sehr eingehendes Studium entscheiden. Es genügt uns die Thatsache des Vorhandenseins von Spuren der Rohrursprungsmythe in Afrika. Und diese werden deshalb von Wichtigkeit, weil wir aus ihrer Verbreitung ersehen, dafs sie einen neuen Beweis dafür erbringen: die malajonigritische Kultur mit der vorzüglichen Bambusindustrie ist auf dem Wege von Osten durch den Erdteil nach Westen gepilgert und hat sich hier eingebürgert. Der kosmogonische Sinn der Mythen ist für unsere Probleme und die Untersuchung der Materiale dem gegenüber unwesentlich.

---

11. Vom Ursprunge der afrikanischen Kulturen.

Quod erat demonstrandum! — Ich glaube, ich darf mit diesem stolzen Satze der Mathematik das letzte Kapitel der physiologischen Untersuchung einleiten. Denn als festgegliederte Organismen zeigten sich die Kulturen Afrikas, wo immer wir sie auch untersuchten. Ich habe es gewagt, vollkommen naturwissenschaftlich zu verfahren auf die Gefahr hin, an irgend einer Stelle in die Brüche zu geraten. Aber die Kulturen haben jedem Versuche bieder stand gehalten, sie haben sich als brave, gesetzesliebende Kulturen erwiesen, die weder den Morphologen, noch den Anatomen, noch den Physiologen hintergingen.

War es nicht richtig, wenn ich oben behauptete, dafs die Kulturen in allen Teilen des materiellen Körpers Nachwirkungen des Erdreiches zeigten, auf dem sie aufgewachsen sind, auch noch in fernen Generationen auf fremder Scholle? Wie jämmerlich unbedeutend erscheint der Mensch, ja erscheinen selbst die Völker gegenüber dieser ehernen Gesetzmäfsigkeit! Thatsächlich! der Homo sapiens ist nur der Träger einer sehr grofsen Sache. Sie selbst aber, die Kulturen, sind die gewaltigen, selbständigen Organismen, deren Wesen zu erforschen mir eine der edelsten Aufgaben des Menschen scheint.

Wie flach ist der Afrikaner selbst! Das haben uns so viele geschildert: Eine merkwürdige Rasse, diese Neger. Ohne aktive Energie, ohne positive Schaffenskraft, von allen Völkern, mit denen sie zusammentreffen, geknechtet und zu Sklaven gemacht, rächen sie sich an ihren Unterdrückern durch ihre unglaubliche körperliche und geistige Passivität. Wehe dem Volke, das sich mit Negern vermischt! Sobald das Blut dieser dominiert, geht es rettungslos unter in dem trägen, unfruchtbaren Morast, der Negerrasse heifst. — Und diese Worte Passarges sind keinem individuellen Reiseeindruck entflossen. So haben uns fast alle den Neger geschildert. Ob im Norden, ob im Süden, die Neger scheinen gleich. Es sind als junge Völker brutale Gesellen, als alte feige, grausame Burschen. Es mag viel gute Eigenschaft in ihnen stecken, aber eins fehlt und das können wir Europäer ihnen nicht vergeben: der Stolz. Und wie selten hören wir von einer

grofsen Leidenschaft! wie oft von häfslicher und niedriger Leidenschaftlichkeit!

Und dieses fast einförmige Volkselement als Kulturträger. Sie mögen unsympathisch sein; aber sie haben sich als ebenso gute Kulturträger herausgestellt wie irgend eine andere Rasse der Erde. Und dafs gerade sie das Gleiche leisteten, was alle Völker gesetzmäfsig zu tragen haben, nämlich den bestimmten, ausgeprägten Typus einer Kultur, das zeigt, dafs unsere Hoffnung, aus diesem Bereiche das Material zur Geschichte der Menschheit zu gewinnen, keine eitele ist.

Und was sind es denn nun für Wesen, diese afrikanischen Kulturen?

Soll die Frage gleichbedeutend mit der Frage nach der Abstammung sein, so ist zu antworten: Sie stammen ab von der nigritischen, der malajonigritischen und den asiatischen Kulturen. Soll aber bezeichnet werden, wie sie heute beschaffen sind, so mufs ich entgegnen: Sie stellen im wesentlichen drei Typen dar, den nordafrikanischen, den westafrikanischen und den südafrikanischen. Sie gehen aber überall ineinander über und daher thun wir am besten, einer Frage im Sinne der zweiten aus dem Wege zu gehen.

Der wichtigste Wesenszug der afrikanischen Kulturen ist eine Zweiteilung. Wir können scharf unterscheiden einen Typus der Holzkultur und einen solchen der Lederkultur. Was beide trennt, ist nicht nur das Zeichen der abweichenden Materialverwendung, auch nicht nur das verschiedener Ernährungsweise — wenn das auch schon tiefer gegriffen ist —, sondern das der verschiedenen Fortpflanzungsform, verschiedenen Alters, verschiedener Art der Variabilität. Die asiatische Kultur ist jung. Sie entwickelt sich vom Norden zum Süden und die eigentliche afrikanische, die Kultur der Südachse, ist auch nur ein afrikanisches Echo der asiatischen Melodie. Allerdings ist es schwächer wie das des Nordens. Die langsam fortschreitende Bewegung auf dem Kontinente hat beständig Verbindung fremder Elemente zur Folge. Das ist die kontinentale Fortpflanzung, die Übertragung. Die malajonigritische Kultur trägt das Gepräge zurückgedrängt zu sein. Ihr fehlt die fröhliche Entwicklungskraft der Jugend, dafür zeichnet greisenhafte Bescheidenheit und Einschränkung sie aus. Das Merkmal der Entwicklung auf geographischen Bahnen fehlt ihr aber nicht nur wegen des Alters. Es ist ein Anzeichen der zweiten Art der Fortpflanzung, der insularen, die eine beständig sich erneuernde Befruchtung des eigenen Bodens bedeutet. Oceanien bietet ein in mehr als einer Beziehung gleiches Bild. Daher sind die Formen nicht nach bestimmten Linien verteilt, sondern sie schwirren durcheinander, bald hier verkümmernd, bald dort in üppiger Weise Stämme gebärend.

Das ist die wichtige Zweiteilung vom Standpunkte des Heutigen. Die „Urgeschichte" zeigt noch eine Quelle, eine nur noch träg und spärlich fliefsende. Das ist die nigritische Kultur.

Ich möchte gerade hier davor warnen, die Art der Menschen mit dem Wesen ihrer Kultur zu verwechseln. Es liegt ungemein nahe, die uralte nigritische Kultur mit den greisen Völklein der Buschmänner in Zusammenhang zu bringen. Vielleicht ist es berechtigt, aber man vergesse nie, dafs sie selbst nicht die Träger der nigritischen Kultur sind. Es sind überall Parasiten. Sie führen den Bogen und die Pfeile der ihnen zunächst wohnenden Stämme; sie bauen deren Hütten. Fast nirgends aber höre ich, dafs sie wahrhaft nigritisches Gerät benutzen wie etwa den Stockschild oder das Wurfholz. Nur Kunst und Weltanschauung haben sie mit anderen „Nigritiern" gemeinsam. Wahrhaft nigritische Kulturelemente finden sich verstreut in den Händen ganz echter Durchschnittsafrikaner. Gerade das verstreute Vorkommen charakterisiert sie.[1]

Auf dem Boden sollen die Kulturen wachsen und nicht auf dem Menschen. Ich meine, wir hätten das bestätigt gefunden. Das beste Beispiel bietet die malajonigritische Kultur. Im Bambuslande als Fischer- und Inselkultur kam sie zur Welt. Wohl nahm sie in Afrika ein afrikanisches Gepräge an, ward kontinental, machte Wandlungen in allen möglichen Ausdrucksformen durch, aber der anatomische Bau zeigt immer noch ganz unverkennbar die Abstammung. Auch wenn es umgebildet und einem anderen Material angepafst wird, kann ein aus dem Bambus stammendes Gerät seine Abstammung nicht verleugnen. Und wo der materielle Ausdruck, ein körperliches Glied ausstirbt, da zeigt noch die Mythe und die Legende die Stelle, wo es einst safs.

Dies Werk hat sich vornehmlich mit dem materiellen Kulturbesitze zu beschäftigen. Aber wohl mufs hier und da ein weniger haltbarer Stoff berücksichtigt werden. Wir sahen ja prächtige Beispiele: Wie die Merkmale der Fischerkultur im Kultus sich erhielten, wie die Rohrursprungsmythe einen Beleg für die Bewegung einer Kulturform abgiebt. Solcherlei beweglichen Stoff zog ich nebenbei heran. Aber wir wollen nicht vergessen, dafs es grofse und weite, just wie der materielle Kulturbesitz nach bestimmten Gesetzen entstandene Gebilde sind, diese Weltanschauungen und ebenso die Künste und die Staatsorganisationen. Die strenge Beweisführung, die nicht vernachlässigt werden darf, zwingt mich, diese sicher nicht minder interessanten Seiten der Kultur selbständig im Anhange zu behandeln.

1) Trotzdem habe ich in der „Afrika" (Neuhaldensleben 1898) den Versuch gemacht, die Übereinstimmung der Buschvölker und nigritischen Kultur in Verbreitung und Wesen nachzuweisen.

Diesem Bande ist ein Kapitel über Weltanschauung und Kunst angefügt. Was auch hier wieder entgegenleuchtet, ist der merkwürdige Unterschied zwischen asiatisch-kontinentaler und malajonigritisch-insularer Kultur.

Ich möchte mit einem Hinweise auf die Entwicklungsgeschichte des wissenschaftlichen Apparates, der der Ethnologie zu Gebote steht, schliefsen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind ein Triumph der Museumswissenschaft (— lassen wir mich, den Verfasser, ganz aus dem Spiele!), denn nur mit Hilfe der in den Museen aufgespeicherten Schätze ist es gelungen, die Kulturorganismen zu verstehen. Damit ist die Berechtigung der musealen Bestrebungen in glänzender Weise erwiesen. Wenn sie in wissenschaftlichen Bahnen sich bewegen, sind die Museen für Völkerkunde nicht nur Kuriositätenkabinette und Trophäen der Eitelkeit, sei es der Erbauer oder der Sammler und Donatoren. Allerdings ist nicht zu leugnen, dafs die Gefahr solchen wenig angenehmen Entwicklungsganges nahe liegt, wenn immer nur gesammelt und gesammelt, aber nie verarbeitet wird. Daher bedeutet dieses Werk für die Museumsdirektoren und alle, die für das Wesen dieser Institutionen verantwortlich sind, eine Mahnung. Allen deutschen Museen ist eine Eigentümlichkeit eigen: Mangel an wissenschaftlichen Kräften, dem gegenüber der Mangel an Subsidien weniger in Betracht kommt. Denn wenn das wissenschaftliche Material nicht beizeiten gehörig festgelegt (und das heifst mehr als „in die Schränke gelegt“) wird, dann haben wir Trümmerstätten, in denen man nach wenig Jahren schon mit Schmerzen weilt, weil hier „beinahe“ ein prächtiges Material gesichert wäre. Das ist dann schmerzlicher, als wenn gar nichts da ist.

Ich füge das deswegen hier an, weil seit Jahren viel zu viel vom Sammeln und ebensoviel zu wenig vom wissenschaftlichen Verwenden und Sichern der Sammlungen gesprochen ist. Vieles, das im Momente des Einlaufens noch in den Katalogen durch Nachfrage ergänzt werden kann, ist nach ganz kurzer Zeit überhaupt nicht mehr zu erfragen. Ich glaube zu dieser Mahnung berechtigt zu sein, denn ich bin jahrelang von einem Museum zum andern gepilgert, und was ich da erfahren habe, war sehr traurig. Die meisten und selbst einige von den ganz grofsen Museen besitzen überhaupt keine Kataloge. Wie oft ist es mir vorgekommen, dafs ich irgend einen hochwichtigen Gegenstand vorfand und mit pochendem Herzen fragte: „Woher stammt der?“ Dann kraute sich der Herr Direktor oder Konservator verlegen in den Haaren, meinte, er habe es doch noch vor einigen Jahren gewufst, es werde ihm schon wieder einfallen. Dann wurden einige zerrissene Papierfetzen herbeigeholt, die den hohen Titel „Akten“ führten,

und darin herumgeblättert. Meist konnten die Akten keinen Bescheid erteilen, denn der betreffende Brief war „verlegt“. Wohl deutete eine vom Donator angeheftete Nummer auf das einstige Vorhandensein eines Berichtes, in dem auch diese Reliquie verzeichnet war. Aber welcher Bericht war es? Wer war der Donator? Und dem Herrn Direktor fiel meist nichts wieder ein. Wie oft habe ich solche schmerzliche Erfahrungen gemacht! Unter wie manchem Gegenstande in meinen Skizzenbüchern steht ein Fragezeichen!

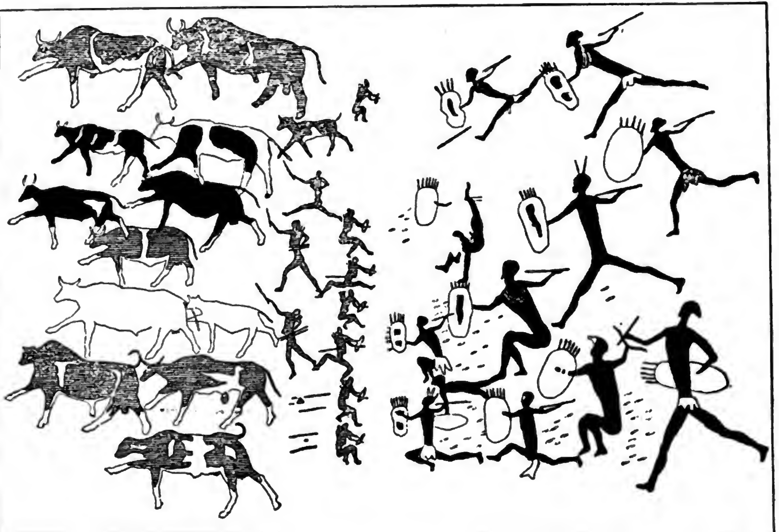
Welche Freude dagegen, wenn der Forscher eine gut geleitete Sammlung durcheilen kann! Aber sie wird ihm selten zu teil. Es ist schon viel, sehr viel Material vollkommen entwertet, weil die kleinen Summen, die zur Anstellung eines Fachmannes nötig gewesen wären, gespart wurden. Es war und ist ein sehr thörichtes Sparen, denn die wenigen Tausende, die gespart wurden, brachten den Verlust von Hunderttausenden mit sich. Man darf nie vergessen, dafs Dinge, die heute für ganz geringe Summen zu erstehen sind, in kurzer Zeit Kapitalien repräsentieren. In dieser Zeit der Zukunft wird aber der Mafsstab an die wissenschaftliche Sicherheit gelegt und alles Unbestimmte auf den Schutthaufen geworfen werden müssen. Denn auch unsere Wissenschaft wird streng werden und die Kritik wird grausam über die Versäumnis richten.

Was aber mit gutem ethnologischen Material geleistet werden kann, das wissen wir jetzt. Es birgt die Geschichte der Menschheit. Was Ratzel gesagt hat, ist richtig gewesen: denn im Kulturbesitze, wenn irgendwo, mufs zu lesen sein, aus welchen Elementen und auf welchen Wegen die heutige Menschheit geworden, was sie ist. — Die Afrikaner kennen wir jetzt so ziemlich. Noch ist allerdings gar manches zu erörtern, was asiatische Kultur heifse, die Vorgeschichte der Nigritier und Malajonigritier und auch sonst noch einiges. Aber das sind alles Fragen, die aufserhalb Afrikas gelöst werden müssen. Ich aber bin guter Hoffnung, dafs auch diese Probleme der eingehenden Forschung keinen Widerstand zu leisten vermögen, und dafs der Tag nicht ferne ist, an dem wir eine „Beschreibung der Kulturformen“ geben können, wie die Zoologie eine solche der Tiere, die Botanik eine solche der Pflanzen.

Denn das Wichtige ist: der Weg, auf dem die Forschung siegreich fortschreiten kann, ist klargelegt. Es sind eben fest gegliederte, gesetzmäfsig aufgewachsene und bestehende Organismen, die wir aufgedekt haben. Und deshalb schliefse ich mit dem Satze:

Quod erat demonstrandum!

Anhang.



Verlag von Gebr. Borntraeger, Berlin.

Buschmannsgemälde.

12. Weltanschauung und Kunst.

(Vergl. Kartenblatt 2, Nr. XI und 5, Nr. XXVI.)

Die Weltanschauung und die Kunst der Afrikaner bieten ein so übermächtiges Gemenge von Einzelheiten, dafs wir uns in Anbetracht des engen Raumes, auf dem deren Thatsachen kurz erwähnt werden sollen, erst den allgemeinen Gang der Entwicklung dieser beiden Kreise vergegenwärtigen müssen. Wir mögen da einschalten oder herausgreifen, was besonders nahe liegt. Dabei mufs ich mich natürlich damit begnügen, die allerwichtigsten Momente herauszuheben, kann erschöpfender Beweisführung nicht Raum bieten, sondern mufs darauf verweisen, was anderen Ortes niedergelegt ist.

Es hat zu allen Zeiten zwischen der Weltanschauung und der Kunst ein enger Zusammenhang bestanden. Nicht allein das Symptom der „religiösen Kunst“ meine ich, nein, den Charakter. Zeiten des Aufschwunges der Kunst bedeuteten stets Zeiten der Befreiung, eines frischen Vorwärtsschauens. Das alte Griechenland und das junge Italien bieten die besten Belege. Aber was fast noch wesentlicher ist, ist der in beiden gleichmäfsig sich äufsernde Volkscharakter. Man stelle gegenüber den semitischen Volkscharakter und die semitische Dichtung dem griechischen Volkstypus und der griechischen Plastik. Aber nicht nur in der Ausdrucksweise erweisen sich Weltanschauung und Kunst als Geschwister, sondern auch in der ganzen Entwicklungsgeschichte bis hinab zu ihrem Aufstreben aus der Nebelwelt der menschlichen Instinkte.

Die „Primitivsten“ existieren nicht mehr. Denn es giebt auf der ganzen Erde kein Volk ohne künstliches Obdach, Waffen, Feuer. Aber es giebt noch eine Reihe von tiefstehenden Völkern, die einen Schlufs auf das, was vor ihnen in den niedrigsten Stufen war, gestatten. Dabei ist es nicht gleichgültig, ob sie zu dieser Stufe von einer höheren herabgestiegen sind oder noch nie eine höhere erklommen hatten. Aber dennoch bieten die primitiven Jägervölker in Australien, Amerika und Afrika ein gutes Material.

Die Weltanschauung dieser primitiven Jägerstämme zeigt ein hochbedeutsames Merkmal: das Fehlen des Bewufstseins vom Unterschied zwischen

Tier und Mensch. Die Buschmänner meinen, wenn ein Büffel einen solchen besäfse, vermöge er mit dem Bogen just so gut zu schiefsen wie sie selbst. Dazu legen sie ihre Fähigkeiten auch allen anderen Wesen bei, sind jederzeit bereit, allen Gestirnen und Dingen ein Leben und jede Fähigkeit zuzuschreiben. Ihre Mythen sind daher ein krauses Durcheinander von allerhand Unsinnlichkeiten, denen ein festes System, soweit es nicht von aufsen (Nachbarstämmen!) hineingetragen ist, fehlt. Dabei macht diese Mythologie den Eindruck einer unglaublichen geistigen Ungebundenheit. Nur der Typus ist Volkseigentum, jede Fabel individuelle Schöpfung. Kein logisches Denken scheint da zu regieren, alles Produkt zügelloser Geistesblitze. Eine solche Weltanschauung bezeichne ich als die naive.

Die grofse Menge der Naturvölker des Durchschnitts bietet auf den ersten Blick ein beträchtliches Durcheinander von Anschauungen und Gebräuchen. Die Naivität ist verloren. Wir bemerken wohl Zusammenhänge, aber die grofsen Züge sind schwer erkennbar. Bestimmte Linien müssen ins Auge gefafst und hartherzig der Weg auf ihnen verfolgt werden; hartherzig, denn überall führen verlockende Nebenpfade in andere Regionen. Solch scharfem Suchen offenbaren sich zwei Wege.

Der eine führt von der Naturbetrachtung jener Primitivsten abwärts. Der Wesenszug dieser Entwicklungsrichtung ist die ständige Wiederholung, das Erstarken einzelner Mythen. Sie beschäftigen sich mit der Natur, erzählen erst von den Tieren, dann dem Monde, vor allem endlich von der Sonne. Darin schafft sich der Mensch die eigene Welt. Er sieht die Dinge nicht an wie sie sind, sondern wie sie ihm wertvoll sein können. Dabei erweitert sich wohl sein Gesichtskreis. Aber er verliert den Faden natürlicher Entwicklung. Wenn er früher vom Tiere sprach, lag dem viel Treffendes, das Ergebnis sehr feiner Beobachtung zu Grunde. Man kann sagen, die Fabel sei aus der wahren Natur geboren. Ist er aber am Ende, am Höhepunkte der Entwicklungslinie angekommen, so schildert er Schicksale der Sonne, die als Werke der Kunst grofsartig sind, die ein grofses Gefühl für die gewaltige Natur anzeigen, die aber das völlige Fehlen einer klaren nüchternen Anschauung beweisen. So entsteht die Zeit der hohen Mythologie.

Der andere Weg führt dagegen der Kulturanschauung entgegen. Er beginnt mit der Frage nach den Ursachen, die den alltäglichen Gang der Dinge unterbrechen. Und die merkwürdigste Unterbrechung des natürlichen Seins ist für diese Völker der Abbruch desselben, der Tod ohne merkliche Ursache, ohne Pfeilschufs, ohne tödlichen Bifs der Schlange oder die trügerischen Gewässer. Da beginnt das Antworten mit dem Hinweise auf Zauber. Aber gleichzeitig keimt die Frage nach dem Leben im körper-

lichen Dasein nach dem Tode. Der Mensch sucht die irdischen Erfahrungen zusammen, was er von seiner Geschichte oder dem Geschicke der Tiere um ihn weiſs und schweiſst aus solchem Stoff ein Bild der Existenz im Jenseits. Und je weiter er den Horizont in der Naturanschauung erweitert, desto mehr bildet er dies aus. Wenn er die Variationen des Mondbildes und deren rhythmische Wiederkehr entdeckt hat, dann läſst er den Menschen mit dem abnehmenden Monde sterben und mit dem zunehmenden wiedererstehen. Hat er sich zur Beobachtung der Sonne aufgeschwungen, so läſst er den Sterbenden mit dem Glutballe untergehen und mit dem aufsteigenden Gestirne geboren werden. Wir sehen, hier setzt die erste klarere Idee von der Schöpfung des Daseins ein. Auch wird so aus der Analogie ersichtlich, daſs der Mensch sterben müsse. So ist er von der Beobachtung der Ausnahmegesetze ausgegangen und bei der Entdeckung der Gesetzmäſsigkeit angelangt. Aber hat so diese manistische Seite der solaren Weltanschauung sich unter den Einflüssen der animalistischen (Betonung der Tiermythen!), lunaren (Betonung der Mondesmythen!) und solaren (Betonung der Sonnenmythen) entwickelt, so ist auch umgekehrt jene Naturanschauung jederzeit durch die manistische Mythologie umgeformt, ja deren Wesen bedingt worden. Menschlich wurden Tiere, menschlich der Mond und menschenähnlich die Sonne behandelt.

Schon bei den Naturvölkern zeigt sich das Auslaufen der beiden Hauptströmungen der Weltanschauung. Während zunächst die sinkende Naturanschauung — sinkend, weil der nüchterne, klare Blick verloren geht, — in der hohen Mythologie endet, entspringt doch gleichzeitig mit diesem poetischen Ausklingen in der Gewohnheit, die Natur mit Interesse zu beachten, unter dem Einfluſs reger Schaffenskraft (Ackerbau!) der Anfang der wissenschaftlichen Weltanschauung. Er liegt in den Kalendern, ferner (bei Seevölkern) in der Beobachtung der Sterne oder (bei Kontinentalvölkern) in der Abmessung der Jahreszeiten. Besonders das alte Ägypten hat ein gutes Bild dieses Entstehens wissenschaftlicher Beobachtung geboten. Andererseits wird die Lehre vom Leben der Ahnen und der Menschen nach dem Tode zur Quelle der eigentlichen Religion. Die Kosmogonie gebiert die griechische Kosmologie, die manistische Tradition die Morallehre. Und in der ferneren Entwicklung sehen wir zunächst die Wissenschaft unter dem Einfluſs der Religion, in der späteren die Religion unter dem Einfluſs der Wissenschaft sich entwickeln.

Nunmehr die Kunst! Abermals sind es die Buschmänner, die die primitivste Stufe vertreten. Was schon die Buschmannsfabel zeigte, tritt in der Buschmannszeichnung noch deutlicher hervor: scharfe Naturbeobachtung (vergl. nebenstehende Tafel: Buschmannsgemälde, nach Andree). Was

auf diesem Bilde dargestellt ist, wird niemand unverständlich sein. Die Buschmänner haben den Kaffern eine Rinderherde gestohlen und werden nunmehr von diesen verfolgt. Es ist also eine Erzählung, der die naive Darstellungsweise vollkommen entspricht. Und so sind alle ihre Schildereien, mit denen sie Höhlen- und Felsenwände bedecken. Zumeist bilden sie Tiere ab, und diese sind da so naturgetreu, dafs der Zoologe sie bestimmen kann.

In der folgenden Entwicklung der Kunst, wie sie von dem Durchschnitt der Afrikaner geleistet wird, tritt diese naive Auffassung zurück. Die Wiederholung wirkt zersetzend. Das Naive der ersten Kunstepoche lag darin, dafs kein Vorbild als die Natur selbst gewählt ward. Das Zarte, das Jungfräuliche, das Anmutige, Natürliche, der Reiz schwand, sowie der eine dem andern etwas nachbildete. Sie schufen nicht mehr aus sich selbst, aus der Natur, die Kopisten der Naturkunst; sie ahmten sich selbst nach, schlugen durch Wiederholung der eigenen Werke den Weg zum Stile ein. Ist das Charakteristische der Naturkunst das Fehlen der sich wiederholenden Motive, so ist das Bezeichnende der Kunst des Überganges das Vorherrschen derselben. In dieser zweiten Epoche der Kunst — es ist die breite der eigentlichen Naturvölker — lassen sich zwei Linien der Entwicklung erkennen, die nebeneinander herlaufen: die sinkende Naturkunst und die steigende Kulturkunst. Es besteht nämlich in der Kunst dieser Völker ein interessantes Verhältnis zwischen Gehalt und Form. Steigt das eine, so sinkt das andere.

Die sinkende Naturkunst geht von der naiven Darstellung der Naturformen aus. Durch ständige Wiederholung degenerieren die Formen und es gehört das traditionelle Bewufstsein zu ihnen. Ein Fremder vermag keinen Sinn in diesen Figuren zu sehen. Nur der Wissende weifs diese Ornamente zu deuten. So wird die Eidechse zum Kreuz. Das ist kein sinnliches Motiv mehr, sondern ein geistiges. Demnach sinkt in der sinkenden Naturkunst die Form tief hinab, wogegen der Gehalt steigt. So mündet dieser Entwicklungsstrom in der Wissenschaft, denn die geometrischen Ornamente mit einem Sinn (Charakterornamente) stellen die Rudimente der Schrift dar (Bilderschrift!).

Die steigende Kulturkunst ist die Entwicklung in einer umgekehrten Richtung. Mufsten wir dort die Malerei verfolgen, so gilt es, hier die Plastik ins Auge zu fassen. Ein Baumast wird auf das Grab gepflanzt. In ihm haust der Geist der Gestorbenen. Aus diesem Aste wird die Ahnenfigur. Zuerst setzt man den Schädel auf den Stab. Denn auch der Schädel ist die Wohnstätte des menschlichen Geistes. Der einfache sich hieraus entwickelnde Ahnenpfahl ist ein Stab, an dessen Oberteil ein paar Kerben angebracht

sind. Das sollen Mund und Augen sein. Andere Kerben, die ringförmig den Pfahl zieren, deuten die Zahl der vom Verstorbenen im Kampfe Erschlagenen an. Nunmehr taucht hier und da der Versuch auf, das Geschlecht anzudeuten; darauf markieren einige Linien die Arme und Beine. Kurz und gut, wir sehen das Menschenbildnis entstehen. Es ist das eine langsame und kaum merkliche Umbildung. Vom Willen der Künstler (!) ist dabei wenig zu merken. Die Natur zwingt den Menschen durch den täglichen Anblick der Mitmenschen zur Nachbildung des Körpers. — Auch hier bedeutet die Entwicklung die Verkümmerung einer Seite zu Gunsten der anderen. Im Anfange herrscht das geistige Motiv, die Schöpfung des Menschen, d. i. der Gedanke, dafs der Geist im Baumast wohne. Zum Schlufs deckt sich die Idee mit der Form, denn der Mensch wird als Mensch dargestellt. Das ist Aufgabe der selbständigen Anschauungsweise. Nun mag die Figur Spielzeug werden!

Es bestehen in dieser Hinsicht also zwei Linien nebeneinander, einmal der Entwicklungsgang der geistigen Motive (Entwicklung der Schrift), dann der der sinnlichen Motive (Entwicklung der Kulturkunst). Es wäre einseitig, das verwandtschaftliche Verhältnis der Natur- zur Kulturkunst leugnen zu wollen, ebenso irrig wäre es aber, die Entwicklung beider in einer ununterbrochenen Linie zu zeichnen. In der fallenden Richtung der Naturkunst konnte die Quelle bezeichnet werden, während das Ende verläuft. In der steigenden Linie der Kulturkunst ist das Verhältnis umgekehrt. Der Strom der Entwicklung mündet in die griechische Kunst. Ja, wir können sogar Namen nennen. Polyklet, Myron und Phidias haben die letzten Fesseln der Form, des Stilisierens, die Frontallinie aufgelöst. Beide Richtungen haben in Afrika bei demselben Volke die höchste Blüte erfahren, nämlich bei den Ägyptern.

Vergleichen wir nunmehr den Entwicklungsgang der Weltanschauung und Religion. Ich habe den Versuch gemacht, die Wesenszüge derselben tabellarisch zusammenzufassen (vergl. nachstehende Tabelle III). Gerade hier mufs betont werden, dafs eine solche Tabelle immer nur ein Hilfsmittel ist, dessen schlimme Seite nicht vergessen werden darf. Sie drängt einem Stoffe Grenzen auf, die ihm ursprünglich fehlen und es ist eigentlich nicht richtig, von festen Linien da zu sprechen, wo es sich um eine so flüssige Materie wie die Kunst handelt; thun wir es doch, so folgen wir nur dem Zwange.

Sinnliche Weltanschauung und sinnliche Kunst! Ohne eine andere Welt als die der Natur zu kennen, ohne starken Einflufs untereinander, schaffen die Primitivsten Schildereien der Natur in Gemälde und Fabel. Leichtflüssig ist der Stoff, beweglich und ohne System. So leben sie ja auch: Ununterbrochenes Wanderleben, Pantogamie, Fehlen regelmäfsiger Arbeit.

Entwicklung der Weltanschauung und Kunst.

[Tabelle III.]

Weltanschauung			Kunst		
Weltanschauungsform	Wesen derselben	Merkmale	Kunstform	Wesen derselben	Merkmale
Sinnliche Weltanschauung. (Weltanschauung der Primitivsten.)	Die naive Weltanschauung. Individuelle Auffassung. Fehlen der geistigen Motive.	Rest: Buschmannsmythologie.	Sinnliche Kunst. (Kunst der Primitivsten.)	Die naive Kunst. 1. Epoche. Freiheit von jeder Formfessel. Fehlen der geistigen Motive.	Rest: Buschmannszeichnungen.
Weltanschauung des Überganges. (Weltanschauung der Naturvölker.)	1. Sinkende Naturbetrachtung. Entwicklung der hohen Mythologie, unter deren Decke sich die Wissenschaft entwickelt.	Animalistische, lunare, solare Weltanschauung.	Kunst des Überganges. (Kunst der Naturvölker.)	1. Die sinkende Naturkunst. Vorherrschen geistiger Motive. In der Bildung der Charakterornamente Rudimente der Schrift (Wissenschaft).	Charakterornamente. Geisterpfahl. Schädelpfahl.
	2. Steigende Kulturbetrachtung. Fragen nach den Schicksalen der Toten. In der manistischen Mythologie die Quellen unserer „Religionen“.	Manistische Weltanschauung.		2. Die steigende Kulturkunst. Die Gewinnung der Form. Sinnliche Motive vorherrschend.	Schädelpfahl. Menschenfigur. Vollendete Skulptur.
Geistige Weltanschauung. (Weltanschauung der Kulturvölker.)	1. Die Wissenschaft unter dem Einfluſs der „Religion“.		Geistige Kunst. (Kunst der Kulturvölker.)	1. Naive Kunst. 2. Epoche. Freiheit von jeder Formfessel. Fehlen d. geistigen Motive.	
	2. Die „Religion“ unter dem Einfluſs der Wissenschaft.			2. Einführung der geistigen Motive.	

Die Weltanschauung und Kunst des Überganges, im wesentlichen der Naturvölker stellt vor allem die Schaffung einer zweiten Welt dar. Die Primitivsten lebten in der Welt als Teile derselben, die nicht meinten höher zu stehen, mehr zu vermögen oder mehr zu sein als Bäume, Tiere, Mond etc. Die Wildlinge waren aufsässig gegen die Fesseln der Natur. Sie schlossen sich aneinander. Und aus der Vereinigung sprofste die höhere Kultur auf, ward die zweite Welt, die Kulturwelt geboren. Diese Menschen nun leben in der Welt ihrer Schöpfungen. Zwischen beiden Welten bestehen unzählige feine Beziehungen, denn der Mensch nahm die Stoffe zu der seinen aus der Naturwelt. Sein Bestreben war, die ihm überall schwankend, beweglich, gesetzlos erscheinende Natur — denn er beobachtet ja nur die Ausnahmen und die unverständlichen Abnormitäten — seiner Macht zu unterwerfen. Er schreibt die Gesetze vor. Und das System dieser Gesetze ist die Kulturwelt. So entspricht der Wesenszug dieser Entwicklung der Gewalt, die er auf die Natur ausübt durch Säen und Ernten, durch die Gründung der Ehe, die Errichtung eines Hauses, durch Schaffung von Waffen, mit denen er Gewalten, die ihm an natürlicher Begabung überlegen sind, überwindet. Diese Abwendung von der Natur äufsert sich in der animalistischen, lunaren und solaren Weltanschauung, in der sinkenden Kulturkunst. Und die Schöpfung der Kultur hat als Merkmale die manistische Anschauung, in der er seinem Leben den Halt bietet, wo die Natur schweigt, in der steigenden Kulturkunst, in der zunächst eine Belebung der natürlichen Masse, dann die subjektive Auffassung der natürlichen Welt das Bezeichnende ist.

Und derartigem Entwicklungsgange in der Zeit des Überganges entsprechen auch die Fortsetzungen in der Epoche der hohen Kulturen. Die sinkende Naturanschauung endet in der Wissenschaft und ebenso die sinkende Kulturkunst. Vom naiven Betrachten ausgehend, endet der Strom in der Gelehrsamkeit. So ward die Basis aller Kultur in letzter Instanz von der Natur geboten. Aus dem Schōfse der Kultur aber wuchs die Religion einerseits, die Kunst andererseits empor. Also hat nicht die Naturwelt, sondern die eigene Welt des Menschen, die Kulturwelt, sie geboren. Und die Merkmale ihrer Abstammung werden alle drei, Wissenschaft, Religion und Kunst, in aller Zeit bewahren.

An der Hand dieser Darstellung wollen wir es nunmehr versuchen ein Bild der afrikanischen Weltanschauungs- und Kunstformen wenigstens soweit zu gewinnen, als es uns Aufschlufs über Dinge der Verwandtschaftsprobleme zu erteilen vermag. Dabei bemerke ich einerseits, dafs von

vornherein der mohammedanische Norden für die Weltanschauungsformen nicht in Betracht kommt, dafs der Osten und Süden Afrikas bei weitem weniger Material bietet als der Westen und dafs endlich auch die Weltanschauung der Nigritier so ziemlich in Wegfall kommt, weil noch nicht genügend wissenschaftlich durchforscht.

Wie gesagt, der Westen bildet das farbigste Bild. Der Osten und Süden erscheint flach. Das mag zum gröfsten Teile die Folge der historischen Entwicklung der Völker, also in letzter Linie eine Nachwirkung der Lage sein. Denn die kriegerischen Völker der Südachse haben wenig Mufse zu Grübeleien. Ihr Interesse nimmt der Staat in Anspruch. Wo sich aber Reste bestimmter Anschauungen finden, da sind dies den westlichen verwandte Züge. Wir sahen schon einen derartigen Zug in der Rohrursprungsmythe.

Die westafrikanische Weltanschauung trägt im Gegensatze hierzu das Gepräge des Alters. Dafs die grofsen Staatsorganisationen hier fehlen, oder wenn sie vorhanden sind, doch unter dem Einflufs einer Priestergesellschaft (Ganga) stehen, das mag dies erläutern. Aber die westafrikanische Weltanschauung hat noch ein wichtiges Merkmal: das Vorherrschen der dienenden Motive, Überwiegen der niederen Mythologie. Das heifst, es fehlt ein Leitfaden der Weltanschauung, wie ihn etwa die solare polynesische Mythologie besitzt. Es sind Reste aller möglichen Überlieferungen vorhanden, die weiten Anschauungsbäume selbst aber brachen zusammen unter dem Einflufs eines übermächtig aufwuchernden Unterholzes. Es ist die häfslichste Form der manistischen Weltanschauung, die hier vollkommen dominiert. Die Fragen nach dem Grunde dieser und jener Erscheinung des alltäglichen Lebens, haben die Fragen nach dem Zusammenhang der Dinge stets zurückgedrängt. Ein Todesfall, eine Erkrankung, ein Blitzstrahl, ein Diebstahl setzen das ganze Leben, alle Triebkraft in Aufregung. Schlaue Ganga beherrschen die Situation. Die nervöse Aufregung, die jeder kleine Vorfall hervorbringt, läfst nie jene behagliche Ruhe und Mufse aufkommen, die dem Menschen allein die Möglichkeit giebt, weiter hinaus zu blicken, Ausschau zu halten nach Dingen, die weiter liegen, als die unmittelbare Tagesfrage.

Es ist kaum denkbar, dafs in diesem Gewirr und Rumoren der niederen Mythologie eine höhere Anschauung wie etwa die solare sich habe entwickeln können. Finden wir sie dennoch, so dürfen wir annehmen, dafs sie von aufsen stamme. Und in dieser Meinung werden wir noch bestärkt, wenn sie lediglich fragmentarisch, umgebildet, nur verstanden ist. — Mit diesen Vorbetrachtungen ausgerüstet, wird es nicht schwer sein, das Bild der afrikanischen Weltanschauung wenigstens in seinen Hauptzügen zu ver-

stehen. Ich beschränke mich darauf, die wesentlichen Thatsachen hervorzuheben. Betont sei nochmals, dafs zumal der Westen das Untersuchungsmaterial bietet, wogegen Osten, Norden und Süden weniger in Betracht kommen. Nur einige Stellen der Ost- und Südostküste sind reicher bedacht. Ich werde es jederzeit betonen, wenn eine Sitte oder Anschauung der Völker aufserhalb des westafrikanischen Kulturkreises herangezogen wird

Je mehr es gelingt, in die afrikanische Weltanschauung einzudringen, desto klarer wird das Überwiegen der manistischen Ideen. Noch neigen allerdings in Afrika einzelne Stämme animalistischer Anschauung zu. Weiterhin fehlt es auch nicht an lunaren und solaren Mythen, aber sie treten als dem Manismus dienende Motive auf.

Der Manismus setzt in der Frage nach der Ursache des Todes ein. Das Wissen: „Der Mensch mufs sterben", ist bis jetzt von den unberührten Afrikanern ebensowenig erworben, oder wenigstens als unumstöfsliche Thatsache anerkannt, wie von den Australiern. Viele Reisende haben das mit Erstaunen erfahren. In Fragen nach dem Grunde des Todes des Mitmenschen und nach dem Wesen des geistigen Fortbestehens setzt die mythenbildende, Anschauungen schaffende Schöpferkraft ein. Zunächst bleibt die Frage zu erörtern, wieso der Mensch gestorben sei. Wird er beim Fischen und Umschlagen des Bootes vom Meere verschlungen, oder wird er vom Raubtiere zerfleischt, vom Speere des Feindes ermordet, so ist der Grund klar. Aber wie der kräftige Mensch krank werden kann, ist ein Problem. Es ist die Frage, auf die mit der Schöpfung der Zauberkräfte geantwortet wird.

Von den Naturgesetzen, mit denen der moderne Naturforscher so gerne operiert, weifs der Wildling noch nichts. Er ist geneigt überall willkürliche Gebundenheit und Freiheit anzunehmen. Er weifs noch nichts von der Struktur der Naturmaschinerie. Was wir als Zauberkräfte auslegen sehen, also als etwas Unnatürliches und Unmögliches belachen, ist für ihn schwerer Ernst. Er weifs nicht, warum ein Nebenmensch nicht nächtlicher Weile den Körper soll verlassen können, um ungesehen im Nachbarhause unheimliche Dinge zu verrichten. Er sieht nicht, dafs zwischen bestimmten Erscheinungen der ihn umgebenden Natur eine feste Beziehung besteht. Er entdeckt nur, dafs sie unregelmäfsig, nie gleichartig wirkt, oft plötzlich das alltägliche Erscheinungsleben zu seinem Unglück durchbricht.

Krankheit und Tod gehören zu den schauerlichsten Ausnahmeerscheinungen, die ihm begegnen. Den Grund sieht er in feindlichen Elementen, die er meistenteils unter den Stammesgenossen antrifft. Doch wer unter ihnen war der unheimliche Mordgeselle? Die animalistischen, die manistischen und fatalistischen Anschauungen lassen ihn einen Modus finden, der ihm aus dem Dilemma hilft. Er greift zu den Orakeln.

Die manistischen Anschauungen können die Wünsche des Negers insofern unterstützen, als der Primitive ein Fortbestehen der Gestorbenen, wenn es auch andersartig als die irdische Existenz ist, für ganz selbstverständlich hält. In welcher Gestalt der Tote fortbesteht, kommt weniger in Betracht, als mit welchen Kräften er ausgestattet ist. Und man stellt den Toten sich als an solchen aufserordentlich reich vor. Deshalb kann er auch sehr wohl durch den eigenen Leichnam sich äufsern. Auf diese Anschauung gründet sich die Sitte, den Leichnam auf eine Bahre zu legen und ihn von mehreren Männern im Dorfe herumtragen zu lassen. Wo der Tote die Träger zum Stehenbleiben zwingt, da ist nach dem zu suchen, der das Hinscheiden herbeigeführt hat.

Wie gesagt, den Fähigkeiten der Geister wird ungemein viel zugetraut. Sie müssen als unsichtbare Wächter die Thore bewachen, sie müssen für Regen und für den Wohlstand der Äcker sorgen, sie sind im Frieden Berater, im Kriege Vorkämpfer. Die häufig den Ahnen dargebrachten Opfer sind verständlich, da man ihnen Bosheit, Eifersucht, Rache, — zumal wenn lange Zeit das Opfer ausbleibt, — Mifsgunst zutraut. Töpfchen und Näpfchen auf dem Grabe werden mit Speise und Trank gefüllt. Speiseopfer werden den Ahnenfiguren in das Gesicht gespieen, ja es giebt sogar hohle Ahnenfiguren, in die die Opfergaben gegossen werden. Grofse Opferfeste werden den Toten gefeiert.

Es ist ein einfacher und natürlicher Wunsch der Afrikaner, selbst in den Besitz der Geisterkräfte zu kommen, ohne zu sterben. Der Leib der Toten ist nichts mehr, das sieht man sehr wohl. Auch verlieren die den Geistern ausgesetzten Speisen nicht an Umfang. Es wird angenommen, dafs die Toten sich mit dem geistigen Teile der Nahrung beköstigen. Will der Mensch nun den Kraftbestand des Geistes erwerben, so mufs er in gleicher Weise die Nahrung vernachlässigen. Je weniger ein Mensch geniefst an Speise und an Komfort, resp. je mehr Enthaltungsgebote er auf sich nimmt, desto stärker wächst das geistige Vermögen und die Mythe erzählt, die in diesem Sinne erzogenen Jünglinge müfsten die Enthaltungsgebote bis zum Tode durchführen, worauf erst mit Wiedereinkörperung des frei gewordenen Geistes die höchste Stufe der Geistergewalt erreicht wird.

Verehrung geniefst alles, worin der Tote weilen kann, alle Orte, in denen sein Geist haust. So entsprofst Schädeldienst, Baumdienst, Wasserdienst. Wir hören von heiligen Steinen, Wäldern, Seen etc. Vor allem aber wichtig wird die Tierverehrung, der Animalismus.

Wie oben auseinandergesetzt, entwickelt sich der Animalismus aus der einfachen Naturanschauung, jener naiven Betrachtungsart, die noch den Buschmännern eigen ist und darin gipfelt, dafs den Tieren die menschlichen

Fähigkeiten zugeschrieben werden. Die umgekehrte Anschauung, die naturgemäfs ist, dafs die Menschen tierische Eigenschaften und Vermögen besäfsen, hat eben dem Animalismus das Leben gegeben.

Hier gilt es vor allem festzustellen, dafs bei primitiven Völkern die Schärfe des Denkens nicht so weit geht, dafs sie die Schwierigkeiten resp. das Problem erkennen, das darin liegt, dafs eine Seele einmal ins Geisterland vertrieben sei, dann aber wieder im Stab, im Schädel, im Vogel, in der Eidechse, im Toten etc. wohnhaft geglaubt werde. Kulturell höher stehende Völker haben sich mit den animalistischen Traditionen aus alter Zeit so abgefunden, dafs ein geregelter Formenwechsel, ein Wandern durch mehrere Tiergestalten eingesetzt wurde. Das ist aber nur ein Ausweg logisch meditierender Menschen, deren konventionelle Sinnesart es verbot, die scheinbaren oder offenbaren Widersprüche in der Weltanschauung durch Aufhebung und Streichung eines Teiles der Motive zu heben (Malaien Indonesiens etc.); diese Stufe haben aber die Afrikaner noch nicht erreicht.

Zunächst gehört der Totemismus in den Bereich des Animalismus. Der Totemismus ist eine Stammeseinteilung auf Grund meist matriarchalischer Familientrennung, verbunden mit Exogamie. Ein Stamm mag z. B. in vier Familien zergliedert sein, von denen die eine den Namen des Bären, die zweite den des Adlers, die dritte den des Wolfes, die vierte den des Raben führt (Nordwestamerika). Ein Jüngling der Bärenfamilie darf kein Mädchen der Bärenfamilie, sondern nur eines der Wolf-, Raben- oder Adlerfamilie heiraten etc. Totemistische Gebilde im Rahmen der Stammesbenennung, der Speiseverbote persönlicher und erblicher Art, Stammeseinteilung etc. lassen sich in Süd-, zumal aber in Westafrika nachweisen. Hier finden sich in verschiedenen Stämmen zerstreut gleiche Familiennamen. Oberguinea liefert die trefflichsten Beispiele: Hunde-, Büffel-, Leoparden-, Schlangen-, Katzen-, Affen- etc. Familien sind vertreten bei zum Teil in grofser Entfernung wohnenden Stämmen. Die Goldküste bot in alter Zeit den ausgeprägtesten Typus. Alle Familien trugen Fischnamen. Die Mitglieder des gleichen Totems, wenn auch nicht des gleichen Stammes, betrachten sich als verwandt und dürfen auch hier nicht heiraten. Die auffallende Erscheinung, dafs das Tier, dessen Namen eine Familie trägt, nicht von den Mitgliedern derselben verzehrt werden darf, wird den Weg weisen, auf dem der sonderbare Brauch entstanden ist. Die Thatsache, dafs Tiere in dieser intensiven Weise das sociale Leben beeinflussen, deutet in die Zeit des Animalismus, die Ausbildung in die Zeit des herrschenden Manismus.

Die gleiche Erfahrung machen wir bei Betrachtung der Einzelbildungen. Ich erwähne die Fananymythe. Fault der Kadaver, so treten Würmer au

verschiedenen Stellen auf. Eine leicht verständliche Ideenverbindung hat zu der Ansicht geführt, dafs diese einzigen Lebewesen in dem toten Körper die Träger des Lebens derselben, d. h. die Inkorporationsform sein müfsten. Der madagassische Glaube, der auch in Westafrika seine Analogieen hat, dem zufolge diese Maden zu Eidechsen aufwachsen, erinnert zu sehr an die Auffassungsweise der animalistischen Epoche, die Metamorphosen jederzeit annimmt, um nicht in letzter Linie bis in diese Anschauungsform zurückgehend angesehen zu werden. Ähnliche Metamorphosen tauchen vielerorts auf. Leoparden betrachtet man allgemein argwöhnisch. Es herrscht der Glaube, das seien Menschen, die zeitweilig den Körper verlassen hätten, um in dieser Gestalt Gewaltakte an Befeindeten auszuführen. Den Gliedern gewisser Familien schreibt man das Vermögen zu, sich in Krokodile verwandeln zu können, um dergestalt Feinden nachzustellen.

Wenn ich die Ausbildung derartiger Ideen in Speiseverboten auf den Manismus zurückführe, so lege ich dem die Erkenntnis zu Grunde, wie sie oben angedeutet wurde. Nämlich Leopard und Krokodil werden gerade deshalb mit Sorgfalt getötet, weil sie Zauberer, d. h. die Geister Lebender enthalten, die Eidechse aber geschont, da der Geist eines Verstorbenen sie belebt. So mufs denn auch das totemistische Speiseverbot auf Beziehungen zur Totenwelt hinweisen. Die Loangoküste liefert die ausgedehnteste Reihe derartiger Verpflichtungen. Zu dem totemistischen Speiseverbot tritt nicht nur das persönliche, bei der Geburt vom Ganga verliehene, sondern der Mann, der von Krankheit, die als Einwirkung seitens unzufriedener Verstorbener gedeutet wird, befallen ist, nimmt noch ein weiteres in solchem Falle auf sich. Auf diese persönlichen möchte ich, ehe eine bessere Deutung gefunden ist, die totemistischen Verpflichtungen, die im unklaren Gebräu des Animalismus aufstiegen und erst der festeren socialen Gliederung jüngerer Zeiten ihre heutige Gestalt verdanken, zurückführen.

Die verschiedenen Kreise von Anschauungen des Animalismus sind Variationengruppen einzelner Motive. Die merkwürdige Auffassung von den räuberischen Leoparden und Krokodilen wird durch deren verderbenbringende Gelüste und Mordanfälle erklärt, das Vermeiden des Fleisches verschiedener Affenarten durch die beunruhigende Menschenähnlichkeit, der zufolge diese als gestürzte Menschen oder als Vorfahren angesehen werden. Unter die Tiere, deren höhere Bedeutung für das Geistesleben in ihrer Eigenschaft als Opfer beginnt, gehört vor allen Dingen das Schwein, dann auch das Huhn. Die Tiere, die beim Totenfeste verzehrt werden, sind Eigentum des Verstorbenen, denen das Fleisch als Totenmitgift zu teil wird. Die Schädel werden aufbewahrt. Sie nehmen eine Bedeutung an, die der Beziehung zum Toten entspricht. Die Schädelbeine werden Amulett,

Kommunikationsmittel der Geister, und so gleitet ein Reflexlicht von dieser Opferbeziehung in das alltägliche Leben; das Opfertier geniefst eine gewisse Achtung.

Die hohe Bedeutung des Huhnes in dem Kultus der Afrikaner ist nur in einer Beziehung auf seine Bedeutung als Opfertier zurückzuführen. Es haben sich in ihm alle Bahnen der Vogelmythe vereinigt. Die Entstehung derselben, deren primärer Sinn ist: der Vogel trägt die Seele nach dem Tode der Sonne nach in das Jenseits —, ist nicht schwer verständlich. Diese Tiere, die mit anscheinend übernatürlichen Kräften sich nicht nur in die Lüfte schwingen, sondern, zur Sonne emporsteigend, verschwindend, müssen dem Auge des Wildlings auffallen. — Dem primären Sinn der Vogelmythe entsprechend, wird dem Toten ein Huhn auf die Brust gebunden oder das Blut eines Hahnes auf sein Grab gesprengt, „auf dafs er den Verschiedenen in die Welt der Toten geleite“. Die Abwandlungen dieser Mythe endigen in unzählbaren Variationen. Zunächst wird dem Vogel, der die Seele fortträgt, auch die Macht zugeschrieben, den Geist wieder zur Erde zu führen. Man besprengt ein Ahnenbild mit Hühnerblut oder wirft ein geopfertes Huhn in das Innere eines solchen, um den Geist in das Holzbildnis herabzurufen. Dann kann der so mit manistischer Anschauung ausgestattete Vogel das Orakel künden. Die Wirkung verschluckter Hühnerhaut zeigt den Schuldigen an. Oder dem Huhne wird ein Trank verabfolgt. Ob es diesen von sich giebt oder ob es verscheidet, zeigt den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens oder einer Begebenheit an.

Mit dem Lichte sind die Vögel in mehreren Anschauungen in Beziehung getreten. Da ist vor allem die Mythe vom Gewittervogel zu erwähnen. Mit den mächtig ausgedehnten Schwingen verursacht er den Donner, mit dem Schnabel schleudert er den Blitz. Ist der am Tage, im Sonnenschein aufsteigende Vogel der die Seele ins Jenseits führende, so bringt der scheue Nachtvogel sie aus dem Seelenlande zurück. Die Verallgemeinerungs- und Abflachungslust hat daraus gemacht, dafs Tagvögel (Hühner, Geier, Störche) Inkorporationsformen der Seelen seien; Nachtvögel sind die übelwollender und unzufriedener Angehöriger. Da der Hahn ein Tagvogel — der den Tagesanbruch verkündende — ist, darf er des Nachts nicht krähen. Er wird, wenn er so gegen das Wesen seiner Art handelt, vernichtet.

Als Omen wird allerorts Vogelschrei und Vogelflug gedeutet.

Ein eigenes Reich der afrikanischen Anschauungen bewohnt die Schlange. Sie bietet eine Todesmythe. Die Gottheit frug: Wer will nicht sterben? Alles schlief aufser der Schlange. Die antwortete: Ich! Daher mufs alles sterben bis auf die Schlange, die die Haut wechselt und weiterlebt. Sie

ist daher die ewig junge. Sie ist in der Natur das Merkmal des Werdens und Entstehens. In den manistischen Anschauungen ist sie die Inkorporationsform der Ahnen. Sie teilt diese Bedeutung mit den in gleicher Weise wie sie über die Hüttendächer hinhuschenden Eidechsen. Die Zutraulichkeit gewisser Schlangenarten, die sich sogar füttern lassen, die Fähigkeit, sich ohne Füfse fortzubewegen, und das Wechseln der Haut hat ihnen eine hohe Stelle verschafft. Vielerorts wird Eingehendes über einen umfangreichen Schlangenkultus berichtet.

Mit dem Übergang zur lunaren und solaren Weltanschauung betreten wir das Gebiet der hohen Anschauungen, das Feld der Ideen, die weiter reichen als zu der Beobachtung einzelner und Deutung einmaliger Ereignisse. Die hohe Weltanschauung generalisiert, fafst zusammen, beschäftigt sich mit der Gruppe der Erscheinungen statt mit dem einzelnen Falle. Die niedere Anschauung liefert die Antworten auf die Fragen, die beim Schicksale des Individuums sich aufdrängen. Die hohe Anschauung weifs von Institutionen der Natur zu berichten.

Die erste Etappe der höheren Mythologie hat sich noch nicht über den Manismus erhoben, sie sucht nur erst nach den Beziehungen des Menschen zur Natur. In der Todesmythe verknüpft sie das Schicksal des Menschen mit dem des Mondes. Die Formen der Mythe, wie sie in Südafrika mehrfach wiederkehren, dürften in jüngerer Zeit nicht unwesentlich beeinflufst und umgebildet sein. — Auch das Einsetzen der lunaren Anschauungen wird verständlicher und klarer werden, wenn die Mythologie der Buschvölker unserem Verständnis näher gerückt ist. Das Hauptmotiv derselben aber, dafs, wie der Mond, auch das Menschenleben ab- und zunimmt, kehrt immer wieder. Später, in den Zeiten der solaren Dichtungen, treffen wir, wenn auch seltener in Afrika (Huisi in der Schangomythe diene als Beispiel, siehe unten!) als in Oceanien und Amerika, die letzte Spur dieser Mythen in den Figuren, die als lebensfeindlich, als Gegner der Leben spendenden Sonnenhelden, dem Lichte nachstellen und Tod bringen; das sind die ausklingenden Melodieen der lunaren Weltanschauung.

Zu den solaren Anschauungen leitet uns der Cyklus der Liebesmythen herüber. Sonne und Mond sind ein Liebespaar, das in der Finsternis in Liebeslust versinkt. Die Sterne sind ihre Kinder.

Die Samenkörner der solaren Anschauungsweise fielen in das Erdreich des Manismus. Wie im primitivsten Stadium der Mensch sein Wesen und das der Tiere identificierte, in späterer Zeit sein Schicksal an den Mond kettete, so gab er, als er sein Augenmerk der Sonne zuwandte, seinen Toten das Schicksal, das der Sonne widerfährt. Er begann die Erweiterung der Weltanschauung mit der Einschaltung der solaren Erscheinungen in den

Manismus. Indem so das Schicksal der Sterbenden mit dem Untergange der Sonne in Zusammenhang gebracht wurde, enstand naturgemäfs die Anschauung, dafs die Seele des Sterbenden der Sonne beim Untergange folge. Der Verstorbene wandelt auf der Sonnenbahn. In alten Berichten wird von Benin erzählt: nach dem Glauben der Eingeborenen lebten die Verstorbenen in der Sonne. Wadell teilt aus Alt-Kalabar das Gleiche mit. Die Seele eines Kranken liefs sich nicht mehr zurückhalten, sondern flog auf zur Sonne.

Die Brücke nun, über die die Sonne am Himmel entlang eilt, ist auch der Pfad der Verstorbenen. Der ausgeprägteste Sonnenheld Westafrikas steigt, wie wir später sehen werden, an einer Kette in die Tiefe. Auch in anderen Sonnenmythen kehrt diese Bahn wieder, wenngleich in veränderter Gestalt und verändertem Sinne. Zum Beispiel stellen sich viele Ewe die scheinbare Bewegung der Sonne als einen fortgesetzten Kampf um den Besitz der Wärme und Licht Spendenden eines starken Volkes im Westen mit einem schwächeren im Osten, welches dieselbe an daran befestigtem Seile zu sich zu ziehen sucht, vor. Da die Leute im Westen solange wachend stets gewinnen, aber wenn sie ermüdet nachts schlafen, die im Osten die Sonne wieder zu sich ziehen, so wiederholt sich täglich die Procedur von neuem. Der Strick, an dem die Sonne hin und her gezerrt wird, ist eine fast unkenntlich gewordene Sonnenbahn. — Die Madagassen erzählen von silbernen Fäden, an denen die Toten zur Sonne emporsteigen. Eine Leichenklage der Basuto lautet: Wenn ein Seil vom Himmel herniederhinge, würde ich hinaufklimmen, würde ich steigen und dort wohnen. Daran schliefsen sich dann die Sagen von den Seilen an, an denen im Anfange oder in alten Zeiten die Menschen himmelan und himmelab klettern konnten.

Der solare Animalismus läfst die Seele nicht nur an den Stricken zur Sonne emporgelangen, sondern diese Verbindungsmittel dienen ihm auch, wenn er die Seele wieder herabziehen will. Will der Ganga einen Geist befragen, so begiebt er sich in seine Hütte, von deren Dachspitze eine Kette herabhängt. An dieser rüttelt er, bis sich der Geist herabläfst, worauf er sich mit ihm unterredet. Es giebt ferner eine gewisse Art Schnüre, die die Eigenschaft haben, den Träger mit den Verstorbenen in Beziehung zu bringen. Eine weifse Korallenkette, die der Ganga um den Hals trägt, dient dem Zwecke, dafs die Gottheit an ihr herabsteige. Damit ist ein aufserordentlich wichtiges Bindemittel gewonnen. Weithin über Afrika, aber zumal im Westen verbreitet, ist es Sitte, als Zeichen der Trauer einen Strick zu tragen. Unschwer erkennen wir in demselben die Sonnenbahn wieder, auf der der Tote ins Jenseits, aus dem Jenseits zurück in das Diesseits und zu seinen sich nach ihm sehnenden Hinterbliebenen gelangt.

Aber nicht nur im Trauerstrick können wir die „stilisierte“ Sonnenbahn erkennen. In Dahome sind diese Stränge, an denen die Gottheit sich in den Priester hinabläfst, zu Abzeichen geworden. Die Priester der einzelnen Götter zeichnen sich durch die verschiedene Zusammensetzung der Schnüre untereinander aus. Ferner sind Schnüre und Ringe auch Hoheitszeichen weltlicher Art geworden. Eine aufserordentliche, kaum zusammenzuhaltende Fülle von „Strickamuletten“ steht in inniger Beziehung zu diesem Anschauungskreise. Irgend eine Kraft soll herab- oder fortgeleitet oder auch festgebunden werden.

Unter den anderen zahlreichen Erscheinungen, aus denen der Einflufs der solaren auf die manistische Anschauung hervorgeht, betone ich besonders die Schicksale nach dem Tode. Es ist der Ansatzpunkt, die Quelle des Solarismus. Das Versinken des Sonnenballes ist stets von einem reichen Mythenkranze umwoben. Hier hat sie einen Kampf zu bestehen. Rot lohen die Flammen der wütenden Streite am Horizonte empor. Die nachfolgenden Seelen kämpfen in gleicher Weise mit Thor- und Höhlenwächtern. Eine zweite Auffassung läfst die Sonne am Horizonte verschlungen werden. Auch die Seelen werden von den Gottheiten der Unterwelt verschlungen. Sehr interessant ist der Übergang dieser Anschauung in den Bereich der Verzauberungsmythen. Als ein Häuptling der Nkosie nach dem Einrücken der Baseler Missionare in ihren Hauptort starb, ward dem Missionar Autenrieth der Vorwurf gemacht, er habe die Seele des Häuptlings „gegessen“.

Da die Sonne weifs ist, werden auch die derselben folgenden Seelen als weifs gedacht. Mit dieser Erkenntnis mag ein altes Problem gelöst sein. Europäer wurden wegen ihrer weifsen Haut als Geister Verstorbener, ebenso die hellfarbigen Albino als geisterartig angesehen. Die Thatsache ermöglicht es auch, den Ursprung einer weit durch Afrika verbreiteten Mythe aufzufinden; ich meine die Mythe von den schwarzen und weifsen Menschen. Folgende Lesart stammt von den Ufern des Njassa: Die ältesten Menschen safsen im Mittelpunkte der Erde. Sie waren sämtlich schwarzhäutig. Als sie auseinandergingen, mufsten sie zunächst durch einen Flufs waten, um sich zu waschen. Zum Unglück waren die Voreltern der Neger dem Schlafe sehr ergeben, eilten daher nicht sogleich zum Flufs und zum Ort ihrer Bestimmung, sondern schliefen weiter. Beim Erwachen sahen sie, dafs alle übrigen sich schon jenseits des Flusses befanden und von dem Wasser weifs und rein geworden waren. Nun eilten auch sie zum Strome, gewahrten jedoch zu ihrem Schrecken, dafs sein Bett bereits ausgetrocknet war und kaum noch einige Pfützen enthielt. In der Hast stolperten sie und fielen in die Lachen, infolgedessen ihre Hände und Fufssohlen benetzt und dadurch etwas gebleicht wurden. — Im geschlossenen Raum, im Mittelpunkte



Tempel des Schango aus Yoruba.

der Erde, mit der Schwärze, also mit der Nacht beginnt die Mythe. Weifs steigt die Sonne empor, wenn die Menschen auf der Wanderung im Strome sich weifs waschen. Dem hellen Tage folgt die dunkle Nacht, so den hellen die langschläfrigen schwarzen Menschen. — Ich erwähne diese Mythe, deren vollkommene Lösung uns an der Hand mehrerer Versionen gelungen ist, nur, um zu zeigen, wie die Afrikaner infolge des ständigen Betonens der manistischen Beziehungen alle Motive der hohen in die niedere Mythologie herabgezogen haben. Diesen sekundären Mythen gegenüber ist die Zahl der primären Sonnensagen in Afrika sehr gering.

Betrachten wir einige der besten solaren und kosmogonischen Mythen Afrikas.

Der besterhaltene Sonnenheld der Afrikaner ist Schango (vergl. auch Tafel VII), der Blitz- und Donnergott der Yoruba. Er hat drei Frauen, Flüsse, unter denen Oya, der Niger, die erste ist. Sie folgen ihm stets. Sein Sklave, Biri, die Finsternis, geht in seinem Gefolge. Man erzählt, bevor er Gott geworden sei, sei Schango ein König unter den Sterblichen gewesen. Da habe er einen Palast von Messing und viele hurtige Pferde besessen. Er zeichnete sich als Herrscher durch gewaltige Grausamkeit aus. Deshalb beschlossen seine Grofsen, ihn zu vertreiben. Auf der Flucht trennte er sich in einem grofsen Walde von dem letzten ihm treu gebliebenen Sklaven. Nach einer Weile suchte ihn der Sklave, konnte ihn aber nicht finden. Die Nachricht drang in die Stadt, woraufhin sich die Beamten des Herrschers aufmachten, nach dem Verschwundenen zu fahnden. Sie fanden ihn aber nicht mehr, wohl aber eine tiefe Grube, aus der das Ende einer Eisenkette hervorragte. Sie konnten, lauschend, Schangos Stimme in der Tiefe vernehmen. Da bauten sie an der Stelle einen kleinen Tempel und liefsen zum Dienste des neuen Gottes einen Priester zurück. In die Stadt zurückgekehrt, sagten sie: „Schango ist nicht tot. Schango ist ein Orischa (Gott) geworden. Er ist unter die Erde gegangen und lebt bei den Toten, mit denen wir ihn sprechen hörten“. Als aber die Zweifler und Spötter sagten: „Schango ist tot, Schango hat sich selbst erhängt“, da kam der Gott in einem Gewittersturm selbst und erschlug viele der Ungläubigen, um seine Macht zu zeigen. — In dieser Mythe wiegt die manistische Auffassung über. In den folgenden erst wird Schango zum wahren Sonnenhelden.

Nach der zweiten Auffassung ist Schango der Enkel von Aganju („der Wüste oder des Firmamentes“), ein Nachkomme von Okikische. Als sein Vater wird entweder Obatalla, der Himmelsgott, oder Orungan, der Mittag, genannt. Seine Mutter ist Yemaja, die Mutter der Fische, das Meer, sein ältester Bruder Dada, die Natur, sein jüngerer ein Flufs, sein Freund und Bundesgenosse Orischako, Gott der Farmen. Der Diener Schangos ist

Oschumare, der Regenbogen, der in den Wolken Wasser von der Erde in seinen Palast tragen mufs. Ora, das Donnergrollen, ist sein Bote, den er mit grofsem Geräusche aussendet. Ein kleiner Vogel ist ihm heilig und seine Verehrer verstehen den Ruf desselben. Seine drei Frauen und gleichzeitig Schwestern, die drei Hauptströme des Landes, folgen ihrem Gemahl beständig. Sein Sklave ist Biri, die Dunkelheit, sein Prister Magba, der Empfänger.

Dieser Gott Schango nun also wohnte zuerst als Herrscher von Yoruba in Oyo. Einst empfing er von seinem Vater Obatalla ein mächtiges Zaubermittel. Der davon Geniefsende ward in den Stand gesetzt, jedes Hindernis zu überwinden. Schango verzehrte den gröfsten Teil und gab den Rest seiner Frau mit dem Auftrage, ihn zu verwahren. Als er sich aber abgewandt hatte, verzehrte sie den Rest selbst. Wie immer versammelten sich am nächsten Morgen die Edlen und Häuptlinge zum Ratsprechen und Ratschlagen. Alle sprachen nacheinander. Als aber Schango zu sprechen begann, schlugen Flammen aus seinem Munde und es befiel alle ein gewaltiger Schrecken. Ebenso lohten aus dem Munde der Oya, die die Mädchen und Frauen des Palastes schelten wollte, Flammen, so dafs alles entsetzt von dannen lief und der Palast bald ganz verlassen war. Da sah Schango, dafs er als Gott niemand untergeordnet sei und berief seine drei Frauen. Er nahm eine lange Eisenkette in den Mund, stampfte mit den Füfsen auf die Erde, die sich sogleich unter ihm öffnete und stieg mit seinen Frauen in die Tiefe. Die Erde schlofs sich wieder, aber das Ende der Kette blieb am Tageslicht.

Seit Schango mit seinen drei Frauen in die Erde gestiegen war, kam er oftmals zur Welt zurück. Eines Tages, als er unten in der Tiefe die Oya gescholten hatte, weil sie von seiner „Medizin“ gestohlen hatte, und sie, erschreckt durch seine Gewaltsamkeit, von dannen geflohen war, suchte sie Zuflucht bei ihrem Bruder, dem Seegott Olokun. Als Schango von ihrem Aufenthaltsorte gehört hatte, that er einen heiligen Schwur, sie so zu schlagen, dafs sie seine Streiche nie vergessen solle. Am nächsten Morgen stieg er mit der Sonne empor, folgte ihr den ganzen Tag auf ihrer Bahn und erreichte mit ihr am Abend den Platz, wo Himmel und Erde sich berühren. Er stieg hinab in das Land ihres Bruders Olokun. Die Sonne hatte nicht die Absicht gehabt, Schango den Weg über den Himmel in Olokuns Palast zu zeigen und Schango war es schwer gefallen, ihr zu folgen, ohne gesehen zu werden und sich zu verbergen, wenn die Sonne sich umwand. Als Schango Olokuns Palast erreichte, und daselbst Oya sah, machte er ein grofses Geschrei und viel Bewegung. Er stürzte vorwärts, um sie zu ergreifen; doch Olokun hielt ihn fest. Wie

nun die zwei miteinander kämpften, lief Oya mit ihrer Schwester Olosa (der Lagune) von dannen. Als Olokun sah, dafs Oya entschlüpft sei, liefs er Schango frei, der nun, grimmiger denn vorher, drohend und fluchend hinter seiner Frau herlief. In seiner Wut rifs er Bäume rechts und links vom Wege mit den Wurzeln aus. Oya sah vom Hause ihrer Schwester aus, wie Schango über die Bänke der Lagune daherkam. Wohl wissend, dafs Olosa sie nicht zu schützen vermöge, begann sie die Flucht von neuem und eilte an den Ufern entlang zu dem Platze, wo die Sonne untergeht. Als sie so rannte und Schango heulend und brüllend hinter ihr her hetzte, stürzte sie sich in ein Haus, das am Wege stand und flehte den Mann, der darin war, um seinen Schutz an. Sie bat ihn, — er hiefs Huisi, — sie zu verteidigen. Huisi fragte, was er, der Mensch, gegen Schango ausrichten könne. Da gab ihm Oya von der Medizin, die sie ihrem Manne gestohlen hatte, zu essen. Darauf ward Huisi ein Orischa und versprach, sie zu schützen. Als Schango näher kam, rannte Huisi zu den Bänken der Lagune und zog einen mächtigen Baum mit den Wurzeln heraus, ihn gegen Schango in der Luft schwingend. Da kein weiterer Baum in der Nähe stand, ergriff Schango das Bot des Huisi und schwang es in der Luft gleich einer Keule. Als die beiden Waffen gegeneinander sausten, zerbrachen sie in Splitter. Dann rangen die beiden Orischa miteinander. Flammen schlugen aus ihrem Munde und die Füfse traten klaffende Spalten in den Boden, als sie sich so hin und her schleuderten. Der Kampf währte eine Zeitlang, ohne dafs der eine des anderen Herr zu werden wufste, bis zuletzt Schango wuterfüllt einsah, dafs er hintergangen sei und fühlend, dafs seine Kräfte nachliefsen, auf die Erde stampfte, worauf sich die Erde aufthat. Er fuhr hinab, Huisi mit in die Tiefe ziehend.

Schango ist ein echter und rechter Sonnenheld. Er wohnt in einem Palaste aus blinkendem Metall, das ist die Sonne. Er ist geboren von Himmel (Obatalla) und Meer (Yemaja). Sein Bundesgenosse ist Gott der Farmen, denn die Sonne ist das Gestirn der Fruchtbarkeit. Ihr folgt die Finsternis, das ist der Sklave Biri. Die Kette, die aus der Grube ragt, an der der Gott hinabsteigt, ist die Sonnenbahn, auf der auch die Verstorbenen in das Jenseits eilen. Und Schango, der Sonnengott, ist auch der Herrscher der Toten. Wir sahen schon, wie der Manismus unter solarem Einflusse den Satz gezeitigt hat: die Seele folgt der Sonne.

Es ist hier nicht der Platz, auf alle Einzelheiten und Parallelen in der afrikanischen, noch wenig bekannten Mythologie hinzuweisen. Ich betone nur, dafs die Medizin und das Zaubermittel dem Feuer in den Feuerdiebstahl-Mythen anderer Völker entspricht. Sie gewährt die Kraft, alle Hindernisse zu überwinden und nach dem Genusse flammt die Lohe

aus dem Munde. Das ist die Glut der auf- und untergehenden Sonne. In den drei hier wiedergegebenen Mythen sind vor allem Bilder des Sonnenunterganges geboten. Schango fährt in die Tiefe. Die dritte ist die schönste Mythe. Sie stellt die ganze Sonnenfahrt eines Tages dar. Sie beginnt mit dem Diebstahl der Medizin respektive des Feuers da, wo die Sonne aufgeht. Der Gott folgt dem Sonnenball bis zum Abend. An dem Platze, wo sich Himmel und Erde berühren, am Horizonte also, entspinnt sich im Momente des Sonnenunterganges ein wilder Kampf. Schango wird besiegt, er stampft auf die Erde und versinkt in die Tiefe. — Die Sonne ist ermüdet, sie geht unter.

Schango ist nicht der einzige aus Afrika bekannte Sonnenheld, wenn auch der am klarsten ausgebildete oder erhaltene. Es sind Fragmente solarer Gestalten auch sonst aus West- und Südafrika bekannt. Mit wenigen Linien mag ein solches Bruchstück aus Südafrika hier skizziert werden. — Von einem gewissen Hubeane erzählen die Bassuto, ein Betschuanenstamm, folgendes: Ein ungeheures Tier, Kammapa mit Namen, verschlang einst alle Menschen. Nur eine Frau blieb übrig. Sie verbarg sich sorgfältig vor dem Menschenmörder und brachte in der Verborgenheit ein Knäblein zur Welt, das war wunderbarerweise mit einem köstlichen Halsschmuck schon bei der Geburt geziert. Sie trat vor die Thür der ärmlichen Hütte, um ein wenig Stroh zusammenzusuchen. Als sie wieder zurückkam, erschrak sie arg, denn das Kind Hubeane war schon zum ausgewachsenen Manne emporgewachsen. Hubeane zog mit einem Messer aus, Kammapa zu töten, ward aber von dem Ungeheuer verschlungen. Mit dem Messer bohrte er aber ein Loch in Kammapas Magen, worauf alle Menschen mit ihm wieder an das Tageslicht durch die Öffnung herauskamen. —

Das plötzliche Aufwachsen ist das Merkmal vieler Sonnenhelden. Die Sonne steigt schnell am Morgen empor. Die Sonne wird abends von der Erde oder der Finsternis verschlungen, so auch Hubeane. Am Morgen aber bohrt der Sonnenheld ein Loch in den Magen des Ungetümes, durch das er herausschlüpft. Der Anschlufs an den Manismus ist auch hier geboten. Wie die Sonne abends verschlungen wird, so auch die Seelen der Verstorbenen und in der Mythe alle Menschen.

Aus dem Kreise der solaren Anschauungen geht auch die Schöpfungsmythe hervor. Die Lesart der Yoruba lautet: Die beiden Gottheiten des Himmels und der Erde lagen im Anfange in einer Kalabasse dicht aufeinander geprefst. Es entspann sich ein Streit, wobei der Himmelsgott der Göttin ein Auge ausrifs. Da sprangen die Kalabassendeckel auseinander. — Die Ursprungsmythe ein einmalig geschildertes und vergröfsertes Ereignis, ein in die Vergangenheit versetztes Bild des täglichen Sonnenaufganges. In

der Nacht liegen Himmel und Erde aufeinandergeprefst. Wenn nun der Erdgöttin im Kampfe das Auge ausgerissen und es Tag wird, so heifst das, dafs die Sonne sich im Aufgange emporringt. In gleicher Weise wird auch das Untergangsmotiv der solaren Mythen in die Kosmogonie eingeschaltet. Vielerorts wird erzählt: Vor langen Zeiten lebten schon einmal Menschen auf der Erde. Da ward der Himmel herabgestürzt, worauf alle Menschen erschlagen wurden. Das ist das tägliche Niedersinken des Himmels auf die Erde, wenn die Sonne untergeht. Zum Schlusse dieses Abschnittes sei darauf hingewiesen, dafs die Umkehrung der solaren Untergangsmythe auch eine Sage der Menschenenstehung gegeben hat. Im Tode versinkt nämlich die Seele mit dem Tagesgestirn im Felsen der Sonnenhöhle. Im Anfange aber gingen die Menschen aus einem Stein oder einer Höhle hervor.

Überblicken wir die ganze Reihe der aus Afrika bekannten solaren Anschauungen und Mythen, so können wir sagen, dafs nur in manistischen Formen aufgelöste Bruchstücke einst vollendeterer, klärerer Gebilde allgemein sind, dafs die wahrhaft hohe Mythologie auf ein sehr geringes Mafs von Überresten zurückgedrängt ist, dafs wir mit einem Worte in Afrika nur noch die Fragmente einer höheren Weltanschauung aufzufinden vermögen.

Dieses Bild der afrikanischen Weltanschauung soll uns nun also im wesentlichen als Basis der Darstellung einiger Verwandtschaftsprobleme dienen. Es ist naheliegend bei der fast völlig westlichen Verschiebung der afrikanischen entfalteteren Mythologie an malajonigritische Beziehungen zu denken. Ist doch aufserdem im Verlaufe der Betrachtung der materiellen Kultur schon mancher Lichtstrahl als Fingerweis nach dieser Richtung gefallen. Wir hörten vom Summen des Schwirrholzes und dem Geisternetz und der Geisterangel als Ausläufer malajonigritischer Fischerkultur, hörten von den Analogieen des Fisch-Totemismus und sehen die Rohrursprungsmythe in Afrika einziehen und zwar an der Südostküste. Wir sahen sie hier einziehen und dem Inneren zu verklingen. Ob dabei nicht ein Echo im Kongogebiet erfolgt ist, mufs dahingestellt bleiben. Von der Weltanschauung der eigentlichen Kongovölker wissen wir nichts. Wir müssen also Umschau halten nach einem besseren Material der Weltanschauung oder Kunst, wenn wir das Bild der Bewegungen dieser beiden Äufserungsformen oder Triebkräfte der Kultur in Afrika feststellen wollen. Das ist das geographische Problem.

Das zweite Problem wäre das rein sachliche, wesentliche, die Frage, wie die Weltanschauung in Oceanien denn beschaffen sei und ob hier ein specifisch malajonigritischer Typus sich herausschälen lasse. Dafs die Kunst

— und es soll sich hier nur um die steigende Kultuskunst handeln — der Religion sich parallel oder gleichwertig, d. h. gleich an Gehalt und analog im Ausdruck, entwickelt, geht aus der obigen Ausführung hervor (vergl. Tabelle III). Wir müssen demnach in Oceanien feststellen, ob es eine Form der Weltanschauung und Kunst giebt, die der westafrikanischen Entwicklung im Charakter und im Gehalt (Motive und Verbindung der Motive) entspricht.

In dem Werke über die Weltanschauung der Naturvölker ist entwickelt worden, wie bedeutungsvoll der Unterschied Melanesiens und Polynesiens dadurch erscheint, dafs in ersterem der Manismus alle höheren Mythen zum allgemein Menschlichen herabdrückt, in letzterem dagegen der Manismus durch die gewaltig ausgebildete Kosmogonie die Betonung der solaren Mythen fast gänzlich vermischt erscheint. Also zeigt Melanesien gleich Westafrika das Überwiegen der aufsteigenden Kulturanschauung. Und es bietet, so will ich hier hinzufügen, auch in der Kunst eine gleiche Entwicklungstendenz.

Für uns, die wir den Bau der Kulturen studieren, ist die weitere Frage von Wichtigkeit, wie der Unterschied der beiden Anschauungs- und Kunstformen Oceaniens zu verstehen sei. Ist es eine Folge der fremden Einflüsse oder eine Folge der Geschichte? Sollte es als eine durch den Boden gebotene Eigenart zu erklären sein? Nun, vor allen Dingen liegt doch wohl der Grund im Wesenszuge der ganzen Kulturform. Die Polynesier sind gut organisierte, dabei einheitlich ausgebildete Typen. Die Sprache der Stämme zeigt wenig Unterschied. Und so die Mythologie ebenfalls. Die polynesische ist eine Volksanschauung. Sie wird in heiligen Gesängen, in ganz bestimmt geformten Mythen aufbewahrt. Eben weil sie diese Einheitlichkeit im Wissen besitzen, hat man ja geglaubt, statt mit Mythen es mit Erinnerungen an historische Begebnisse zu thun zu haben. Demgegenüber verfügt Melanesien auf kleinem Raume über grofse Sprachdifferenzen. Die Völker zerfallen in viele kleine Gemeinden mit eigener Obrigkeit. Und in der Weltanschauung und Kunst hat jeder seine Meinung im speciellen. Keiner erzählt eine Sache wie der andere und es würde ihnen wahrscheinlich viel Vergnügen bereiten, wenn sie wüfsten, wie diese ihre ausgebildete Individualität in der Anschauung in Europa die Gemüter erregt; denn die Reisenden fuhren sich in ihren Berichten schon gar manches Mal in die Haare, weil jeder meinte, die Sache richtiger erfahren zu haben, weil sein Papua ihm die Angelegenheit nach der eigenen Anschauung mitgeteilt hatte, die mit der des Berichterstatters eines anderen Reisenden nicht übereinstimmte.

Die Kunst bietet ganz die gleichen Unterschiede. Der Polynesier schnitzt fast stets die Kerbreifen des Nachbars, der Melanesier malt fast nie

das gleiche Ornament zweimal. Dabei ist natürlich eine bestimmte Verarmung auf der einen Seite, eine gewisse Überladung an Motiven auf der anderen Seite das Ziel beider Entwicklungen. Es ist das der Unterschied, der ja auch die west- und ostafrikanische Kunst charakterisiert. Und die Parallelität zwischen Ostafrika und Polynesien einerseits und Melanesien und Westafrika andererseits läfst sich bis in die äufsersten Glieder der Entwicklungsreihen nachweisen. Ich kann aber hier nicht weitergehen, der Weg führt zu weit ab. Es mufs uns genügen, hier festgestellt zu haben, dafs Kunst und Weltanschauung der Melanesier und Westafrikaner die gleiche Richtung im Gegensatze zu den Polynesiern bevorzugen, weshalb das Stichwort „malajonigritisch" für den animalistischen und solaren Manismus, wie wir ihn in Afrika geschildert haben, angewendet werden darf. Aufserdem haben wir auf Probleme hingewiesen, die bei Wiederaufnahme des Stoffes im oceanischen Kulturgebiet näher erörtert werden können. Nunmehr soll aber an der Hand einiger Beispiele das Bild malajonigritischer Kunst und Weltanschauung in Afrika vertieft werden. Dabei mag als Ergänzung zu der obigen Darlegung jetzt die Kunst und zwar solches Material bevorzugt werden, welches einen Anhaltepunkt für die Prüfung der geographischen Entwicklung und Verbreitung dient. Ich ziehe deshalb heran drei Arten von Schnitzwerken: die Ahnenfiguren, die Masken und endlich den Kameruner Schiffsschnabel.

Die Vorgeschichte der Menschenfigur liegt im Bereiche der Naturanschauung. Sie beginnt da, wo in Oceanien und Afrika die Mumien liegen. Von der Mumienbewahrung bis zum Schädeldienst ist ein ähnlicher Weg wie von dem Buschmannsgemälde bis zum Augenornament. Verkümmerung des Einzelnen und gleichzeitig Anhäufung dieser Teile ist bezeichnend. Denn erst ward die Mumie verehrt. In ihr wohnte ein bestimmter Mann der Vergangenheit, der meistens ein grofser Mann gewesen war. Dann ward nur noch der Schädel bewahrt. Hier war schon nach einigen Generationen das Bewufstsein, um wen es sich handele, verloren und damit dem Schädel ein Durchschnittswert gegeben. Nun lag der Wert nicht mehr in der Macht des Individiuums und als treuer Wertmesser stellte sich die Summe der Schädel ein. Wir können diesen Anfang und Ausgang des Schädeldienstes sowohl in Afrika als in Oceanien sehr leicht beobachten. Im Beginn liegt die Sitte, die Schädel der Eltern, der Kinder oder des Gatten an einer Schnur stets mit sich zu tragen. Am Ende dagegen entrollt sich das schauerliche Bild der Schädeljagd. Der Dajak und auch melanesische „Recken" lauern im Busche dem Feinde auf, erschlagen ihn und bringen ihn im Triumphe heim als Bereicherung des Schädelschatzes. Wer mehr hat, ist der Geehrtere. Am Kongo schlachtet der Wohlhabende

von Zeit zu Zeit einen Sklaven und die Köpfe, die auf Stangen rings um das Gehöft aufgepflanzt sind, bieten den Mafsstab für die Achtung, die ihm die Nachbarn gewähren. Das ist sehr „ländlich, sittlich."

So fliefst die Sitte, den Schädel nicht mit zu bestatten, aus der Naturanschauung. Er erhält einen bestimmten Wohnort in einem Topfe, einer Kiste, einem Korbe oder auch einem hohlen Baume. Am Ogowe wird dem Leichnam des Häuptlings der Kopf abgeschlagen und dieser gründlich geräuchert. Les Adoumas gardent les têtes de leurs chefs morts dans des paniers servant d'urnes funéraires et surmontés de l'idole appelée Mboueti. Mboueti ist ein roher Holzblock mit einem Gesicht. In Oceanien schnitzt man ein rohes Holzbildnis, dessen unverhältnismäfsig grofser Kopf hohl ist. In die Höhlung wird der Schädel eingefügt. Und damit ist das Ahnenbild in drastischer Weise als Träger des Geistes eines bestimmten Menschen bezeichnet. In Westafrika findet sich eine grofse Menge von Parallelen. Einmal sind kleine Holzfiguren, deren hohler Kopf eine mysteriöse Salbe oder sonst etwas „Heiliges" trägt, nicht selten. Dann wird das Ahnenbild aber auch dadurch erst „belebt", dafs ein Loch in den Kopf gebohrt wird, ein Kräutlein vom Grabe des Toten oder ein den Geist hineintragendes Huhn eingefügt wird. Die Öffnung wird verschlossen.

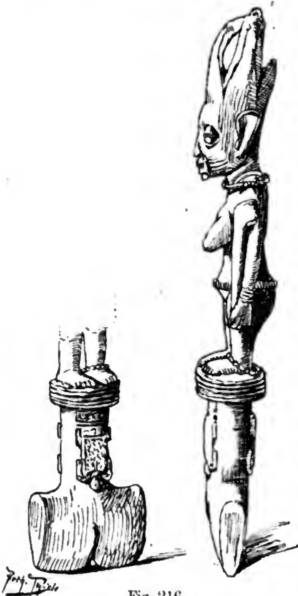


Fig. 216.
Menschenfigur von Oberguinea, wahrscheinlich Joruba oder Nigermündung (Missionsmus. in Basel).

Ich will schon hier auf sehr wichtige Beziehungen zwischen Menschen- und Tierbild in der malajonigritischen Kunst hinweisen. In Oceanien stehen die Ahnenbilder nicht selten auf Tiergestalten. Man hat dies wohl mit Recht als ein Zeichen des Totemismus angesehen. Derartige totemistische Bildungen kommen auch an der Westküste Afrikas vor. Da ist z. B. Fig. 216 ein sehr altes Stück, das wahrscheinlich aus Joruba stammt (Augenbildung! etc.). Das Weib steht auf einem schwalbenschwanzartigen Piedestal, das dem Kopfputz des Schango (siehe die Tafel!) sehr ähnlich ist. Dieser Schwalbenschwanz trägt das

Bildnis eines Tieres. Auf den mit Figurenwerk reich beladenen Elfenbeinzähnen aus Benin sind auch Menschenfiguren mit derart anscheinend totemistischen Zeichen unter den Beinen vertreten.

Ein zweites wichtiges Motiv der oceanischen manistischen Schnitzerei bietet die Verbindung des Menschen- mit dem Vogelbildnis. Ich habe darauf unten noch zurückzukommen. So hängen in den Tempeln auf Neumecklenburg Bretter, auf denen Vogelköpfe mit riesigen Schwingen dargestellt sind. Oft auch sind es Menschenköpfe, denen die gewaltigen Flügel angefügt wurden. Ein ganz gleiches Brett ist in Fig. 217 abgebildet. Es hat eine Länge von 67 cm. In der Mitte findet sich ein Menschenkopf. An beiden Seiten desselben zwei der Längsachse nach durchschnittene Ovale, daneben am Rande je drei Halbovalbildungen. Die letzteren sind symmetrische Ergänzungsstücke. Die Ovalbildungen sind aber Rester von Flügelgestalten. Als Fig. 217a ist ein Vogel abgebildet, der wie viele seinesgleichen zeigt, dafs in dieser Gegend die Flügel so blattförmig



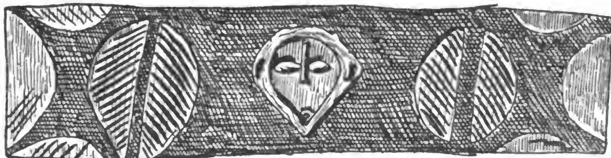


Fig. 217.
Brett mit Schnitzerei („Fetisch der Bangala“, Slg. Schütt im Berliner Museum für Völkerkunde III C. 1256); a ein Vogelbild. Kiokeschnitzerei (Dresden).

wie in Neumecklenburg hergestellt werden. Und auf solche blattförmigen Flügel führe ich auch die Ovale neben dem Kopfe auf dem heiligen Brette der Bangala zurück.

Weitere wichtige Parallelen bieten die Waffenpfahlbildungen, die Ahnenreihen. Sie sind zurückzuführen auf ein sehr einfaches Verfahren: Um irgend eine Zahl, sei es die der erschlagenen Feinde, der Ahnen oder bestimmter Ereignisse, anzugeben, werden an den Ästen und Pfählen, die die Gräber schmücken und in denen der Geist der Toten weilt, entsprechende Reihen von Kerbschnitten angebracht. Nun nimmt der Giebelpfahl des malajonigritischen Hauses eine bestimmte Rolle im Anschauungsleben ein. Er wird in Oceanien über einem Menschenopfer errichtet und ist der Platz, an dem

die Sonne verehrt wird. An ihm hängen die Schädel der erschlagenen Feinde, auch die Unterkiefer der geopferten Schweine. An ihm buchen die Malajonigritier Afrikas und Oceaniens die wichtigsten Ereignisse. Er trägt die Tierbilder des totemistischen Clans und so treten übereinander gestellt auch die Ahnenreihen an diesem Giebelpfeiler in Oceanien und Afrika (Fig. 218) auf. Es ist das ein wichtiges Merkmal der malajonigritischen Kultur.

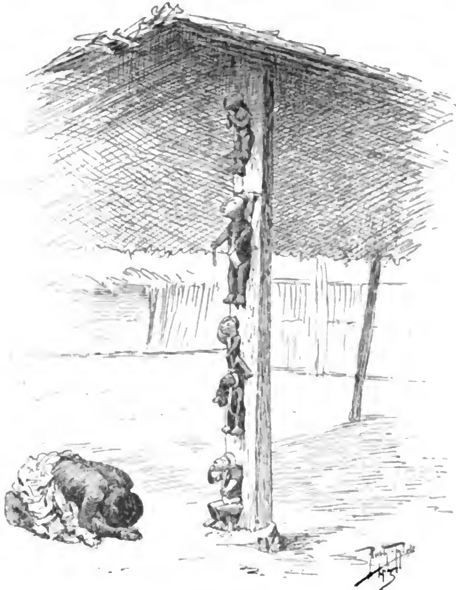


Fig. 218.
Tempel bei Banana (nach Originalphotographie).

Auf Taf. VII ist ein sehr seltenes Stück abgebildet, ein kleiner Tempel des Sonnenhelden Schango. Solche Tempel werden von den Völkern der Guineaküste teils an den Hausthüren, teils in den heiligen Hainen aufgestellt. „Es ist der Gott Schango, seine Frau Oya und ihre Familie. Die Figuren sind mit Amuletten bedeckt und von den Attributen Schangos, des Donnergottes, umgeben, unter anderen eine Eisenlanze in Schlangenform,

welche den Blitz repräsentiert, und Kultusglocken aus Kupfer und Eisen.“ Das ist eine schwache Auskunft, denn von den vielen Dingen, die uns hier entgegentreten, ist fast nichts erklärt. Die grofse Figur mit dem Barte ist offenbar Schango, die Frau daneben Oya. An ihnen fällt vor allen Dingen die Augenbildung auf. Die Querachse der linken Augen beider ist horizontal, die der rechten schräg gelegt. Die rechten Augen sind dabei gröfser und mit je drei Augensternen versehen. Auch sehen wir, dafs die Augen aller anderen Figuren anders gebildet sind, nämlich mit einem runden statt des ovalen Augapfels, dem aufserdem die Sterne fehlen.

Mit das Merkwürdigste ist der auf die Erde gelegte Kopf. Ist es das Bild der untergehenden Sonne? Vielleicht! Aber andererseits tritt eine Sitte als beachtenswerth hervor. Stuhlmann traf am oberen Ituri vor einer Hütte den Schädel eines angeblichen Wambuba-Zauberers zur Hälfte eingegraben; er hatte in jener Hütte gewohnt. Nach Vogel werden die Toten der Tangale in sitzender Stellung bis an den Kopf eingegraben. Die Bube bestatten ihre Toten in sitzender Stellung und zwar so, dafs der Kopf aus der Erde herausschaut. Odentes, eines verkümmerten Sonnengottes der Goldküste, Wohnort wird so hergestellt, dafs ein Knabe getötet wird. Er wird stehend bestattet, so dafs der Kopf hervorsieht. Er wird mit einem Topfe bedeckt, über dem Topfe aber der Lehmhügel errichtet, der die Untergangshöhle der Sonne darstellt, in die ihr die Seelen der Verschiedenen folgen.

Nun Oceanien. Auf Anietyum wurden die Vornehmen in der Erde begraben, so dafs nur der Kopf herausstak. Auf den Gilbertinseln herrscht der gleiche Brauch. Die Battak auf Sumatra üben ein schauerliches Verfahren, um die Lebenskraft für ihre Ahnenstäbe zu gewinnen. Ein Knabe von 9—11 Jahren wird so begraben, dafs nur der Kopf über der Erde bleibt. Scharfe Gewürze werden ihm hierauf in den Mund geschüttet, so dafs in der furchtbaren Sonnenhitze ein schauerlicher Brand entsteht. Man sichert dem Flehenden einen kühlenden Trank zu, wenn er verspräche, nach dem Tode die Lebenden zu schützen. Sowie er das Versprechen gegeben hat, wird ihm glühendes Blei in den Hals gegossen. Aus seinem Kopfe wird darauf etwas von der Gehirnmasse genommen und diese in die Ahnenstäbe gefüllt, so dafs sie Leben erhalten. In der Mythe der Gilbertinsulaner ward der Sonnenball als ein Kopf ohne Rumpf und Glieder geboren. Tangatta zerschellte diesen im Zorne. In der Nacht fanden sich jedoch die Teile des Kopfes wieder zusammen. Das geschah mehrmals, bis zwei Frauen vorbeikamen und den Kopf mitnahmen. Als sie den Kopf auf die Erde legten, begann diese sofort zu brennen. Das Feuer verbreitete sich über alle Inseln etc.

Wir sehen in der letzten Mythe eine Darstellung des Unterganges und des Aufganges der Sonne. Der manistische Zusammenhang ist klar. Dieselben Gilbertinsulaner, die die Sonne als Menschenkopf ohne Rumpf und Glied feiern, bestatten ihre Toten so, daſs nur der Kopf aus der Erde schaut. Und die Negerstämme der Goldküste graben einen Menschen ebenso in die Höhle ihres alten Sonnengottes ein. — Also dürfen wir in dem Kopfe des Sonnentempels vielleicht die untergehende resp. aufgehende Sonne erblicken.

Die drei knieenden Figuren vor Schango und Oya sind nicht erklärt. Wir haben es hier wohl mit Gestalten aus dem Gefolge Schangos zu thun. Der Frau vor Schango fehlen die Brüste, der Figur vor Oya ein Arm und anscheinend das membrum virile. Mit am meisten vermag aber die Reihe der Figuren, die den „Götterkreis“ umgeben, zu interessieren. Hier sind zwei Krokodile abgebildet, die auf eine liegende Menschenfigur zueilen. Ist das der Horizont oder eine Untergangsdarstellung? — In Joruba, Benin, Kalabar und am Unterlaufe des Niger liegen noch immer die köstlichsten Schätze ungehoben. Hier haben sogar anscheinend die geometrischen Muster noch Namen figürlicher Dinge. Hier giebt es Kosmogonieen und allerhand Schnitzwerk wie diesen Schangotempel, die nicht anders als die Ausdrucksformen einer noch mehr als halbwegs bewuſsten Mythologie erscheinen. Aber während die Afrikareisenden in Parforcemärschen den geographischen Problemen nachstreben, die doch unverändert bleiben, verkümmert hier alles unter dem unheilvollen Einfluſs des Mohammedanismus und des Christentums. Unheilvoll für uns Ethnologen, die mit Trauer dem Laufe der Dinge, ohne eingreifen zu können, zuzusehen gezwungen sind. Für solche Dinge ist das Sammeln materieller Schätze weniger wesentlich als die Sicherung zugehöriger Texte. Wird hier niemand die von Ellis so glänzend begonnene Arbeit wieder aufnehmen? Schwerlich. Ich fürchte, die Reisenden werden nach der Trümmerstätte, dem alten Benin, strömen und das jetzt noch Bestehende erst dann schätzen lernen, wenn es auch zerfallen ist.

Das geographische Problem findet in der Verbreitung derartiger Schnitzwerke ein wertvolles Hilfsmittel (vergl. Karten XI und XXVI). Die Ahnenbilder gehören vornehmlich dem westafrikanischen Kulturkreise an. Wenig kommt in Betracht, was auſserhalb desselben gefunden wurde. Eine eingehende Durchforschung der Formen wird ein gleich wertvolles Material und Beweismittel für die Völker- und Kulturströmungen bieten wie die Untersuchung der Masken und Geheimbünde, die in einem selbständigen Werke vorgenommen ist. Sie hat gezeigt, wie die Maske aus dem Südosten stammt und bis zum Nigerdelta vorgedrungen ist, wie von hier eine

Rückströmung in das Kongogebiet, dann aber auch eine neue Ausstrahlung bis nach Senegambien hin erfolgt ist (vergl. Kartenblatt 5, Nr. XXVI).

Die Maske selbst tritt aus drei Elementen hervor: der Hüttenmaske, der Schädelmaske und der Tiermaske. Die erste ist das Entwicklungsprodukt der Geisterhütten, in denen die Verstorbenen wohnen. In solchen Behausungen verbringen auch die die Vergeistigung Durchmachenden (vergl. Kap. 9, S. 259 ff.) die Zeit der Enthaltungsgebote. Wenn sie sie verlassen, sind sie selbst geistergleich und bezeugen dies dadurch äufserlich, dafs sie in dieser Geisterwohnstadt einherwandeln. Das ist ein echt malajonigritisches Motiv, das auch in Oceanien beobachtet werden kann.

Die Schädelmaske entsprofst dem Schädeldienste, wie er oben dargestellt wurde. Im Schädel des Toten wohnt dessen Geist. Der Neupommer und auch andere Melanesier trugen noch vor wenig Decennien Schädelbeine eines Verstorbenen als Maske vor dem Antlitz, wenn sie von den Ahnen ergriffen oder besessen werden wollten. Der Westafrikaner aber fängt die aus dem abgeschlagenen Kopfe der Häuptlingsleiche herausfliefsende Gehirnflüssigkeit auf, um die eigene Stirn damit einzureiben, wenn er mit dem grofsen Toten in Beziehung treten will. Aus der Schädelmaske sind die gekleisterten Kalk- und Wachsmasken mit einem Holz- oder Rohrgestell als Unterlage offenbar hervorgegangen. Ihnen folgen die Holzmasken.

Die Tiermasken schliefsen sich dem Totemismus an. Aber es mögen auch andere Ideen der animalistisch-manistischen Anschauung in solchen einen Ausdruck finden. So die Vogelmythe. Bezeichnend ist es, wenn auf der Stirn westafrikanischer Masken ebensowohl Eidechsen auftreten wie auf solchen Melanesiens.

Mit den Masken gemeinsam müssen die Geheimbünde genannt werden. Sie gehen aus den Gruppen der gemeinsam den Vergeistigungstod Gestorbenen hervor. Sie nehmen in fernerer Entwicklung Stellung zu socialen Fragen, sind hier Richter der Frauen, dort die Wahrer des Kriegsrechtes und in Kalabar die Beschützer eines nach afrikanischer Art erspriefslichen Handels. Bis in die äufsersten Feinheiten läfst sich die analoge Bildung westafrikanischer und melanesischer Geheimbundinstitutionen nachweisen.

Kaum ein afrikanisches Schnitzwerk bietet aber so viele Probleme, wie der einsame Kameruner Schiffsschnabel. Es ist eine Figurendarstellung, wie sie in Afrika ungemein selten ist. An sich ist die afrikanische Kunst schon trocken. Wie selten unternimmt sie Kompositionen gleich den aus Melanesien noch immer ununterbrochen fliefsenden. Nach Angabe eines Negers waren früher auch am unteren Niger ähnliche Schiffszierrate gebräuchlich. Aber heute scheint es keine solchen mehr zu geben, aufser in

Kamerun. Hier spielen sie aber eine grofse Rolle im Volksleben. Wenn die Häuptlinge zu Wettfahrten ausziehen, ziert ein solches Schnitzwerk den Bug. Betrachten wir die Zusammensetzung eines solchen näher (Fig. 220).

Abgesehen von allem schmückenden Nebenwerk kommt vor allem 1. der Mittelstab, auf dem die Figuren stehen und welcher vorn in eine Rundung ausläuft, 2. eine Menschenfigur, neben der je ein Tier steht, welche er erfafst, 3. an der Spitze ein Vogel, der eine Schlange mit dem Schnabel erfafst hat, in Betracht. Es wurde in dem Hauptwerke über den

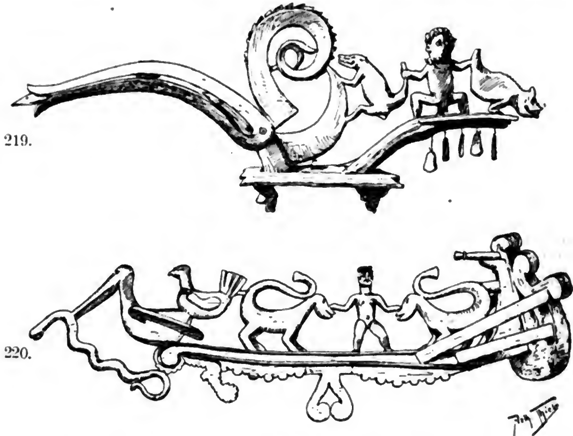


Fig. 219. Knjalan der Dajak (Museum für Völkerkunde in Wien).
Fig. 220. Schiffsschnabel aus Kamerun (Museum für Völkerkunde in Hamburg).

Kameruner Schiffsschnabel der Versuch gemacht, die Beziehung dieser Gestalten zu einander in der Weise zu erklären, dafs es sich um die merkwürdige Erhaltung eines malajonigritischen Schnitzwerkes des Totenschiffes in ihnen handele. Ein solches (vergl. Fig. 219) stellt einen Vogel dar, und zwar in diesem Falle einen Nashornvogel, auf dessen Schwanz ein Mensch resp. Geist steht, der mit jeder Hand ein totemistisches Tier hält. Der Vogel trägt diesen Toten so der Sonne nach in das Jenseits. Eine Andeutung des Verstorbenen findet sich übrigens noch neben der figürlichen Darstellung und zwar in dem Kern resp. Holzstück, welches der Vogel in der Spitze des ungeheuren Schnabels hält.

Es wurde also der Versuch gemacht, den Schiffsschnabel von dem Totenschiff abzuleiten. Die Seele mit den beiden Tieren stimmte. Vorn wurde aufserdem als nie fehlend ein Vogel mit einer Schlange mit dem Totenvogel des Knjalan identificiert, der auf neumecklenburgischen Darstellungen des Totenschiffes ebenfalls eine Schlange statt des Kernes als Seele im Schnabel trägt. Blieb also noch der Tragstab, auf dem die Figuren stehen, zu erklären übrig. Auch mit ihm konnte man sich abfinden, indem man ihn als Verkümmerungsform des grofsen Nashornvogels auffafste, für den, da er nicht mehr verstanden wurde, der kleine Vogel an der Spitze angefügt wurde. Es liefsen sich sogar Spiralbildungen auf der Oberseite als Reste vom Horn (des Nashornvogels) und Flügel am Knjalan nachweisen. Der Kopf des Vogels wäre in der spiralförmigen Stelle am Vorderende der Tragstange wieder zu erkennen. Wichtig war es dabei vor allen Dingen, nachzuweisen, dafs die Vogelmythe in Oceanien und Afrika die gleiche sei.

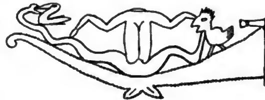


Fig. 221.
Kameruner Schiffsschnabel (ethnogr. Mus. im Trocadéro in Paris, Nr. 12547).

Seit dem Abschlusse jener Arbeit ist mancherlei Beitrag eingelaufen und mit zu dem wichtigsten Belegstück gehört der sehr verworrene Schiffsschnabel des Darmstädter Museums (Tafel VIII, Fig. 1). Er zeigt auch den Mittelstab. Dieser läuft aber nicht in eine Spiralbildung aus, sondern ganz sachgemäfs in einen Vogelkopf, der allerdings nach oben gewendet ist. So kann die formale Entwicklungsgeschichte eines malajonigritischen Schnitzwerkes in Afrika nachgewiesen werden. Und das ist von hohem Werte, von um so höherem, als die heutige Bedeutung der Gebilde eine ganz andere ist als die des oceanischen Totenschiffes.

Schon die formale Entwicklung beweist eine Degeneration der Idee. Man sehe wie sogar ziemlich klar erhaltene Formen umgebildet sind, z. B. Fig. 221. Das eine Bein des Mannes ward zur Schlange. Der eine totemistische Vogel ward zum Seelenträger. Aber wehe! wenn es jemand unternehmen wollte, die Umbildung eines Schiffsschnabels wie etwa Taf. VIII, Fig. 1 zu deuten! Das purzelt und wimmelt durcheinander als sei es ein Spottlied auf alle Ordnungsliebe. Auch Fig. 2 auf der gleichen Tafel ist arg verquickt. Aus dem Manne mit zwei totemistischen Fischen ward eine Glocke an zwei Delphinen, auf der ein Mann mit baumelnden Beinen sitzt, der die Schlange, die in ganz polizeiwidriger Weise von der Spitze so weit nach hinten geraten ist, stützt etc. An Fig. 3 ist der Nashornschnabel parallel der Vogelkopftragstange ausgebildet. Der Vogel mit der

Schlange sitzt an seinem Platze. Aber die „Seelen“ selbst, die doch eigentlich bei so ernster Fahrt ins Jenseits etwas mehr Bekümmernis an den Tag legen sollten, üben sich in der Kniebeuge und schauen den Tierlein zu, die ganz pflichtvergessen sich Beschäftigungen hingeben, die sich auf einer Reise in das Totenland absolut nicht schicken. Ähnlich diesem ist Fig. 4 gestaltet (vgl. das Nashorn!). Es ist vielleicht klarer und steht der Ausgangsform etwas näher, aber der Beschauer gewinnt in Anbetracht dieser Akrobatenkünste auch nicht den Eindruck eines ehrwürdigen Sinnes solcher Schnitzwerke.[1]

Und thatsächlich weifs der heutige Kameruner von dem einstigen Sinn seiner Schnitzwerke, der bei der vollkommenen Übereinstimmung aller fundamental wichtigen Elemente ziemlich sicher ist, nichts mehr. Es ist vielleicht von Wichtigkeit, zu hören, was ein so trefflicher Kenner wie Bohner von den Tange (Schiffsschnäbeln) der Kameruner berichtet:

Die Tange (sprich Tang-ge) der Kanu werden heute von gewissen Naturkünstlern zum Teil auf Vorrat gemacht und dann von Besitzern von

1) Für spätere Specialforschung wird es von Wert sein, die eingeborenen Namen der einzelnen Teile zu kennen. Gelegentlich der Aufnahmen in Kamerun wurde dafür Sorge getragen, möglichst Genaues hierüber in Erfahrung zu bringen. Die beifolgende Liste von Namen verdanke ich Herrn **Kaak**. Die Nummern entsprechen den auf dem Überdeckblatt der Taf. VIII sich findenden.

Tange (Schiffsschnabel) **3** auf Taf. VIII.

1. Mbenge a tange.	9. Jõngõ.
2. Iñon.	10. Mpese.
3. Moto.	11. Ngokobi.
4. Nyãma.	12. Ndengu a bolo.
5. Wambo.	13. Monjo ma tange.
6. Nyãma bwaba.	14. Monjo mundene na ngen.
7. Tange misadi.	15. Ebungo ya tange.
8. Manjua.	16. Pai.

Tange 4 auf Taf. VIII.

1. Ekabuma.	12. Ebongo ma tange.
2. Mbenge a tange.	13. Esoke.
3. Iñon.	14. Ngen.
4. Mpese ma tange.	15. Manjua.
5. Jõngõ ya tange.	16. Monjo mindene.
6. Moto.	17. Ebambu ma ngen.
7. Wambo.	18. Jõngõ.
8. Sue.	19. Ngokobi.
9. Ebweko.	20. Nyama.
10. Ndengu.	21. Mbengo.
11. Nyama bwaba.	

No. 1.

No. 2.

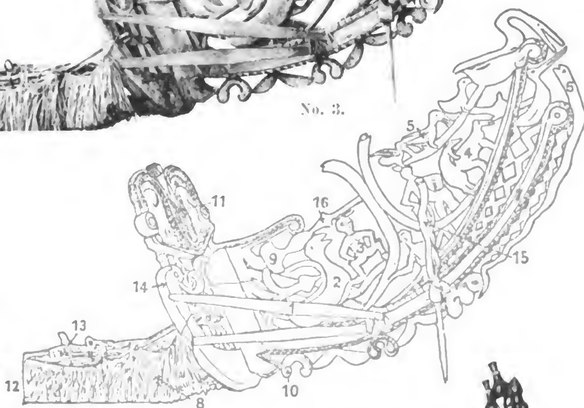


Lichtdruck von Gebr. Plettner, Halle a. S.

Kameruner Sc



No. 3.





No. 1.

Verlag von Gebr. Borntraeger, Berlin.

Schiffsschnäbel.

Luxus-Kanu käuflich erworben. Sie enthalten bildliche Darstellungen des Volkslebens, die dann jedermann sich nach seinem Belieben aussucht. Vogel und Schlange gelten heute als das Bild der Schnelligkeit, die letztere hauptsächlich in Bezug auf die Feinde. Der Elefant ist das Sinnbild der Gröfse und des Elfenbeins wegen das des Reichtums. Andere Gegenstände zeigen an, dafs der Besitzer des Kanu sie hat. Die ganze Darstellung kennzeichnet viel mehr den Charakter des Besitzers, als das Kanu selbst. Diese Luxus-Kanu mit ihren Tange werden nur bei Spielen, Wettfahrten und Kriegszügen gebraucht. Der mittlere Teil des Tange (der Tragstab) heifst wie der Boden des Kanu Mongo, d. i. Rückgrat. Zur Erläuterung von Fig. 1, 2, 3 und 6 der Tafel I des „Kameruner Schiffsschnabel“ gaben die Eingeborenen an:

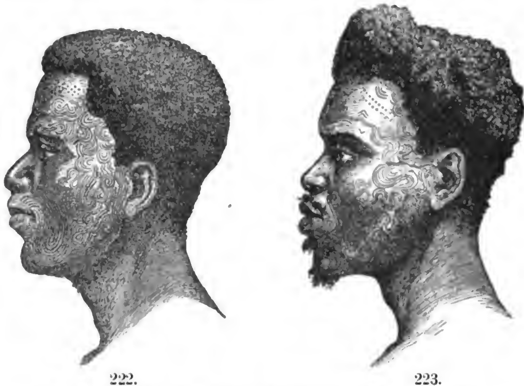
Nr. 1 (unsere Fig. 220) stellt die Schnelligkeit des Kanu dar, in welcher ja vielfach, besonders beim Wettrennen, der Triumph liegt. Diese wird dargestellt durch den vorderen Vogel, welcher die Schlange an Schnelligkeit übertrifft und sie tötet, wenn sie ihm Gefahr droht. Infolge dieser Schnelligkeit fühlt sich der in der Mitte der Figuren dargestellte Besitzer desselben stark und mächtig, so dafs er sich nicht fürchtet, auch wenn er von zwei Feinden zur Rechten und zur Linken sollte angegriffen werden, was durch die beiden Tierfiguren angezeigt ist. Hilft aber alles nichts, so besitzt er, wie die Figur zeigt, eine Kanone, seine Feinde niederzuschmettern, beziehungsweise seinen Triumph zu verkünden. Sollte er aber je in Gefahr kommen, so besitzt er einen Sohn, der ihm beistehen und ihn retten bezw. ihn rächen kann. Dieses letztere zeigt der kleine Vogel hinter dem grofsen an der Spitze an.

Nr. 2 stellt den Reichtum des Kanubesitzers dar. Er besitzt europäische Lampen, kostbare Geräte und Schmucksachen in Fülle, vor allem aber sehr viel Elfenbein, was durch die beiden Elefanten angezeigt ist. Sein Reichtum dünkt ihm wertvoller als die Schnelligkeit des Kanu, was durch den Elefanten, der den Vogel verschlingen will, angedeutet ist. Auch ist er so stolz darauf, dafs er ihn durch einen Herold verkünden läfst.

Nr. 3 ist das Abbild der Pracht und des Wohllebens. Die grofsen Prachtschirme und vielen anderen Schmuckgegenstände, wie der in der Mitte stehende Bänkelsänger und andere Musikanten weisen darauf hin, dafs in der Umgebung des Mannes oder der Genossenschaft, welcher das Kanu gehört, Pracht und Wohlleben herrscht. Bei Wettfahrten dieser Art steht dann immer der geschmückte Bänkelsänger singend und tanzend in der Mitte, während ein zweiter das Horn bläst, ein dritter trommelt und ein vierter vielleicht noch mit einem andern Instrumente Lärm macht.

Nr. 6 ist das Abbild der Tapferkeit. Der Raubvogel an der Spitze wirft alles vor sich nieder. Verschiedene Schlangen und andere Tiere hat er schon erhascht und hinter sich geworfen. Soeben ergreift er die gröfste Schlange. Der Eigentümer steht als Feldherr in der Mitte und feuert zum Kampfe an. Er wirft die Feinde mit starkem Arme darnieder. Seine stolze Kriegsstandarte befindet sich hinter ihm.

Auf Deutsch ist der ursprüngliche Sinn verloren gegangen. Jeder sucht die Sache zu erklären und daraus ergiebt sich allmählich eine neue Lesart. Wahrscheinlich wird sich auch der historische Grund des Mifsverständnisses noch aufklären lassen. Die Dualla stammen nämlich aus dem Inland und haben diese Schnitzwerke, wie manches andere von den Altansassen übernommen.



222. 223.

Fig. 222 und 223. Tättowierte Baschilange (nach M. Buchner).

Und nicht nur diese Seiten des Kulturbesitzes zeigen die reichere Ausbildung im Westen, auch ganz einfache Dinge des alltäglichen Lebens verraten den Unterschied des Fundamentes der Weltanschauung und Kunst. Man denke an die Tracht. Form- und Farbfreude treten im Westen überall in den Vordergrund. Aber nicht nur das. Es finden sich die augenscheinlichsten malajonigritischen Parallelen zum oceanischen Besitz. Ich erinnere an die merkwürdigen Trauergewänder der Aschanti, die merkwürdigerweise noch so wenig Aufsehen erregt haben. Auf Taf. IX ist die Herstellung solcher bei den Aschanti wiedergegeben. Dieses Trauergewand „Adenka“

ward früher aus geklopftem Rindenstoffe, heute aus Baumwollengewebe angefertigt. Der helle Stoff wird auf dem Boden ausgespannt und mittels Schablonen und einer aus Pflanzensaft gewonnenen Schwärze mit allerhand



224.



225.

Fig. 224 und 225. Tupai Kupa (ein Neuseeländer) und seine Tättowierung. Letztere nach seiner eigenen Zeichnung.

Zeichnungen bemalt. Ist es nicht eine völlige Parallele zum Tapa (Rindenstoff) der Oceanier, welches ebenfalls mit Mustern und zwar Ornamenten mit bestimmten Bedeutungen bedeckt war? —

Und nun gar die Tättowierung! Bei Petermann versuchte ich den Unterschied der ost- und westafrikanischen Tättowierung festzustellen. Die westliche (vergl. Fig. 222 und 223) ist malajonigritisch. Sie ist z. B. der der Neuseeländer (vergl. 224 und 225) aufserordentlich ähnlich. Aber in der einzelnen Linie liegt der Unterschied zwischen der östlichen und westlichen Methode nicht. Die Westafrikaner sehen einen Sinn in den Linien. Der Sande tättowiert sein Weib aus Liebe jahrelang, just wie der Markesaner. Bestimmte Formen erinnern an bestimmte Geschicke. Auch liegt eine Gemahnung an diese oder jene Cermonie und den Kultus darin. Und das ist ja eben der Unterschied: Im Gegensatz zum Ostafrikaner besitzt der Westafrikaner eben Entwicklung, Sinn, Geist in seiner Weltanschauung und Kunst. Und das ist malajonigritisch.



Lichtdruck von Gebr. Plettner, Halle a. S. Verlag von Gebr. Borntraeger, Berlin.

Herstellung von Trauergewändern an der Goldküste.

Anmerkung zu den Karten.

Die Kartenblätter 1 und 2 stellen die Verbreitung vor allen Dingen malajonigritischer Kulturmerkmale dar (III; IV; VII—IX; XI—XIV; XVI bis XIX). Die Summierung dieser malajonigritischen Elemente, die Überdeckkarten (X; XV; XX), sollen das dichtere oder duftigere Auftreten derselben zur Anschauung bringen. Es handelt sich hier um das geographische Problem, wie es bei Petermann ausführlicher behandelt ist.

Einen etwas anderen Sinn haben die Karten V, VI, XXI, deren Wert in der Darstellung aller Formen desselben Gegenstandes liegt (Schilde, Trachten, Hütten). Diese mögen eine besonders angenehme Illustration des anatomischen Teiles, zumal der Tabelle auf S. 250 und 251 bilden. Die Karte XXV ist vor allem von physiologischem Interesse. Wir sehen hier durch Rot und Blau den Gegensatz nicht nur des Bananen- (Garten-) und Hirse- (eigentlichen Acker-)Baues angedeutet, sondern auch die Beziehung der Viehzucht zum Ackerbau und mit der Viehzucht der Lederindustrie. Also ist es der Gegensatz der vorwiegenden Verwendung der Pflanzenfaser einerseits, der der Tierfaser andererseits.

Die Karten XXII und XXIII sind in XXIV[1] zusammengesetzt. Die letztere stellt die Abbildung der Ursprungsgeschichte der afrikanischen Kulturen dar. Die roten Strichlagen sind die Merkmale der asiatischen Kultur auf der Nordachse. Es sind die ganz jungen, siegreich vorrückenden Strömungen. Das Braun markiert die indische, d. h. ältere „asiatische" Kultur, die die Eisenindustrie, den Hirsebau und die Viehzucht brachte. Ich will die ältere (braune, indische) und die jüngere (rote, semitische) nicht als vollkommen verschiedenartige Kulturen hierdurch bezeichnen. Ich will damit nur andeuten, dafs die älteren jener asiatischen Ströme, unter deren Einflufs Afrika stand, mehr aus dem Süden (Indien), die jüngeren dagegen mehr aus dem Innern und Westen (via Arabien) stammen. Wir sehen demnach, wenn man dieses zu den Ausführungen im Texte nimmt, die

1) Mit gütiger Erlaubnis der Redaktion der „Zeitschrift für Erdkunde" entnommen.

Quellen der auf Afrika wirkenden Kräfte immer mehr sich nach Westen verschieben: 1. Malajonigritier (Hinterindiens), 2. Asiaten Indiens, 3. Asiaten Westindiens. Und noch vor 1 liegt die nigritische Kultur mit der Verwandtschaft in Australien.

Die letzte der hier wiedergegebenen Karten (XXVI auf Kartenblatt 5) ist mir sehr lieb. Vielleicht ist es mehr ein persönliches Interesse, weil ich jahrelang daran gearbeitet habe. Aber sie scheint doch wichtig. In der Entwicklung eines Gegenstandes (der ja die so vieler anderer entspricht, wodurch sie erst Wert gewinnt) sehen wir hier die Geschichte der malajonigritischen Kultur versinnbildlicht, wie sie von Südosten kommend am Südrande der Nordzone eine Barrière findend einen Schwemmgürtel bildet, wie dieser im Nigerdelta sich zum Ausgangsgebiet einer neuen Strömung entwickelt, die in Senegambien sich bricht. (Das sind die zwei blauen Schwemmgürtel.) Und beide Schwemmgürtel wirken rückwärts, wie die Woge beim Anprall an den Felsen zurückschlagen mag, und schwanken zurück (rote Strömungen). Ich habe versucht, das in einer minutiös genauen Arbeit darzulegen (vergl. „Die Masken und Geheimbünde Afrikas“, Leipzig 1898), die ich hier nicht wiederholen kann. Also das Beispiel erscheint mir lehrreich.

Sach- und Namensverzeichnis.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

J.

K.

L.

M.

N.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.



